England

als

Weltmacht und Kulturstaat

von

Gustaf F. Steffen.

Verlag von Hobbing & Büchle in Stuttgart.

LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
RIVERSIDE

ID 2733079

England

als

Weltmacht und Kulturstaat.

Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reiche.

Von

Gustaf F. Steffen.

Deutsche vom Verfasser bearbeitete Ausgabe,
aus dem Schwedischen übersetzt von **Dr. Oskar Reyher.**

Zweite Auflage.

Verlag von Hobbing & Büchle in Stuttgart. 1902.

DA 10
S74
1902

The vital question, for individual and for nation, is, newer „how much do they make?“ but „to what purpose do they spend?“

John Ruskin.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort

zur ersten Auflage (1899).

Mit vorliegendem Bande schließt die Sammlung journalistischer Aufzeichnungen aus der Zeit meines Aufenthalts in England (1887 bis 1897). Der erste Band: „Aus dem modernen England" (1894), giebt Eindrücke aus dem Londoner Leben wieder, der zweite: „Streifzüge durch Großbritannien" (1896), enthält eine Anzahl Beobachtungen, die ich auf Reisen durch England, Schottland und Irland gemacht habe. Die hier vorliegende Arbeit umfaßt Studien über einige soziale Erscheinungen von allgemeinem Interesse, die in den früheren Bänden nur flüchtig oder indirekt berührt werden konnten. Allen drei Arbeiten gemeinsam ist das Bestreben, etwas unter die Oberfläche der Dinge einzudringen und dadurch womöglich ihren inneren Zusammenhang aufzudecken, obwohl die unmittelbar empfangenen Eindrücke oft voller Widersprüche waren und zuweilen eher auf das Vorhandensein eines Chaos, als eines sozialen Organismus hinzudeuten schienen.

Natürlicherweise hat sich, wo es sich um England handelt, meine Aufmerksamkeit besonders dem ebenso dunkeln wie bedeutungsvollen Abhängigkeitsverhältnis zwischen materiellem und Kulturfortschritt zugewendet, dem Verhältnis zwischen der wachsenden Fähigkeit eines Volkes, die materiellen Bedingungen für ein gesunderes, reicheres, höheres individuelles Leben zu erfüllen, und seiner Fähigkeit, sich diese Bedingungen zunutze zu machen und ein solches Leben zu verwirklichen. Zeigt sich nun in den drei Arbeiten eine zunehmende Einsicht in die verwickelte Natur und die Bedeutung dieses Problems für das zukünftige Wohlergehen der europäischen Völker, so wird mein Ehrgeiz befriedigt sein.

Daß die sozialen Fragen, die in diesen Büchern und vorzüglich im letzten Bande berührt sind, thatsächlich nur „berührt", d. h. nur angedeutet, doch keineswegs gründlich erörtert und noch weniger beantwortet sind, braucht sich der Verfasser wohl kaum als Fehler anzurechnen. Das journalistische Essay eignet sich nicht für wissenschaftliche Gründlichkeit, sondern hat einen ganz andern Zweck — es soll anregend sein, soll Gedanken erwecken, nicht aber diesen schon die endgiltige Form geben. Die wissenschaftlichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Gesellschaftskunde, die ich im Laufe von 10 Jahren in England gesammelt habe, sind an anderer Stelle veröffentlicht*. Viele mögen es mißbilligen, daß ich einige allgemeine Anschauungen, die in langdauernden wissenschaftlichen Forschungen begründet sind, so ganz ohne Belege in meinen drei „journalistischen" Schriften über England zur Anregung der großen Leserwelt hingeworfen habe. Ich bin aber der Ansicht, daß ein solches Unternehmen zulässig sein kann — wenn der Verfasser sich damit bescheidet, nicht überzeugen, sondern nur anregen zu wollen. Freilich muß er dabei seinen ganzen wissenschaftlichen Ehrgeiz in der Tasche behalten.

Sollte sich endlich unter den Lesern dieses Buches der und jener finden, dem gleich mir die neuere Form der Demokratie nicht allein als die einzig denkbare fortschrittliche Gesellschaftsform, sondern auch als die unklarste, unbekannteste aller Gesellschaftsformen erscheint, und sollte es meinem Buche glücken, ihn ebenso in seinem Glauben, wie in seinem Zweifel bezüglich der Demokratie zu bestärken, so habe ich vorläufig meinen Zweck erreicht.

G. F. S.

* Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter mit besonderer Berücksichtigung ihrer Lebenshaltung. 3 Bände. Stuttgart 1901 u. ff.

Inhalt des ersten Teils:

Die Weltmacht. — Die Demokratie.

Seite

I. **Die Weltmacht** 1

Erstes Kapitel. England und die Zeitfragen, besonders die Weltmachtfrage.

Die drei Gruppen der Zeitfragen und die politisch-wirtschaftliche Weltmachtfrage 3

Europa als Ausdehnungsmittelpunkt, seine Weltstaaten und Kleinstaaten 7

Englands Führerstellung 12

Zweites Kapitel: Imperium Britannicum.

Großbritannien und Größer-Britannien 15

Imperialistische Zukunftsträume 19

Die Absonderungen der Kolonien vom Mutterlande . . . 24

Bündnispolitik und Kaufmannsinstinkt 29

Drittes Kapitel: Die Lebensprozesse eines Weltstaates.

Die Rangordnung kolonialer Reife 36

Kolonisation und Moral 42

Lebensfragen für das Kaiserreich Indien 46

II. **Die Demokratie** 55

Viertes Kapitel: Der Aristokratismus und der Demokratismus in England.

Ein aristokratisch-demokratischer Nationalcharakter 57

Der englische Demokratismus 60

Das Unterhaus und das Kabinett 67

Konservatismus und Demokratismus in England 72

Der Sozialismus und die Mittelklasse 80

Fünftes Kapitel: Industrieller Demokratismus.

Ökonomische Freiheit 83

Individuelle Freiheit und freier Wettbewerb 86

Seite
Der Lebensstandard der Arbeiter und die freie Konkurrenz 95
Der Schutz des Lebensstandards der Arbeiter 104
Die Arbeitsvereinbarung und der freie Wettbewerb . . . 115
Der industrielle Demokratismus der Lohnarbeiter 119
Sechstes Kapitel: Die Reform der Landgemeinden.
Das Verhältnis zwischen örtlicher Verwaltung und Zentralverwaltung der Arbeiter 128
Die Organisation der örtlichen Selbstverwaltung 134
Der Pfarrgemeinderat und dessen Rechte 136
Die Armenpflege und die Volksschule 141
Das Hauptziel der Gemeindereform 147
Siebentes Kapitel: Städtische Fortschritte.
Das zunehmende Uebergewicht der Stadtbevölkerung . . . 150
Der städtische Demokratismus 153
Einige Beispiele des Fortschritts: Manchester und Birmingham 156
Die städtischen Reformfragen Glasgows 161
Achtes Kapitel: Die Gesellschaftspyramide.
Die soziale Stufen-Pyramide 167
Ein wenig soziale Klassenstatistik 170
Soziale Einkommensverhältnisse 173
Preis und Lohn der höheren Fachbildung 177

Inhalt des zweiten Teils: Englische Kultur.

Erstes Kapitel: Englische Hausgötter.
Über Hausgötter im allgemeinen 3
Comfort und Komfort 5
Das Wohnstättenideal 10
Frische Luft 15
Das soziale Möblierungsideal 19
Kleinbürgerliche Frauenideale 22
Die Badewanne 28
Zweites Kapitel: Volksaufklärung.
Die Selbsthilfe und die Volksschule 31
Die Volksbibliotheken 33
Pennybücher 40

Seite

Propagandalitteratur 46
Das Vorlesungswesen 48
Arbeiterklubs 54
University Extension 56

Drittes Kapitel: Intellektuelle Evolution.

England und der Evolutionismus 61
Evolutionismus und Animismus 62
Darwin und die Entwicklungslehre 65
Herbert Spencer's Lebenswerk 68
Dilettantismus und religiöser Evolutionismus 73
England und die vergleichende Religionsforschung 81

Viertes Kapitel: Bildungsmaterial.

London als Wallfahrtsort für Schönheitsliebhaber 87
Ein Tempel der Kultur 95
Die Nationalgalerie am Trafalgar Square 105

Fünftes Kapitel: John Ruskin.

Ein Philosoph und seine Botschaft 113
Sein Leben und Wirken 114
Seine Auffassung von der Schönheit 117
Seine Lehre von der Arbeit 122
Seine Wohlstandstheorie 127
Ruskin und die Nationalökonomie 132

Sechstes Kapitel: Kunstgewerblicher Idealismus.

Eine englische Renaissance 138
Kunstgewerbliche Qualitätserzeugung 141
William Morris 148
Walter Crane 153

Siebentes Kapitel: Künstlerpersönlichkeiten.

Ford Madox Brown 157
Holmar Hunt und G. F. Watts 167

Achtes Kapitel: Der Nationalcharakter.

Volkscharakter und Volkszustände 171
Das Klima Englands 172
Englische Natur 174
Die Kulturentwickelung und die Veränderlichkeit des Volkscharakters 177
Der alte und der neue John Bull 178
Englische Rassenmischung 180
Angelsächsische Kraft und Tugend 182
Eine angelsächsische Schwäche 185

Seite

Neuntes Kapitel: Der Kulturwert der Weltmacht und des Demokratismus.

Kulturaustausch 190
Britannien als Lehrmeisterin der Völker 191
Industrieller Fortschritt nach englischem und nach deutschem System 193
Politik und Kultur 198
Das englische Staatsbewußtsein 201
Partei und Individuum 203
Rassenpolitik und Nationalpolitik 208
Großstaaten und Kleinstaaten 210
Nationales Recht und internationale Gerechtigkeit 213
Der Kulturwert der Kleinstaaten 216

Die Weltmacht.

Fair is our lot—O goodly is our heritage,
(Humble ye, O people, and be fearful in your mirth),
For the Lord our God Most High
He hath made the deep as dry,
He hath smote for us a pathway to the ends of all the Earth.

Rudyard Kipling, „A song of the English".

Erstes Kapitel.

England und die Zeitfragen, besonders die Weltmachtfrage.

Die drei Gruppen der Zeitfragen und die politisch-wirtschaftliche Weltmachtfrage.

England — als Weltmacht, Demokratie und Kulturstaat — zeigt gerade jetzt eine wunderbare Mannigfaltigkeit an Entwicklungsaufgaben und ist hierin vorbildlich für Europa überhaupt. Das merkwürdige britische Inselreich nimmt in unserm Weltteil, ja in der sozialen Entwickelung des ganzen Erdreichs eine Stellung ein, die — richtig betrachtet — eins der wichtigsten „Zeichen der Zeit" darstellt.

Das 19. Jahrhundert hat vorzüglich in seiner ersten Hälfte Perioden gehabt, wo es schien, als ob reine Kulturfragen die wichtigsten Zeitaufgaben bildeten. Die Streitfälle zwischen Religion und Wissenschaft, zwischen Klassizismus und Romantik oder zwischen realistischer Objektivität und phantastischer Subjektivität in Dichtung und Kunst und zwischen wirtschaftlichem Materialismus und sittlichem Idealismus in der Auffassung des Volks- und Gesellschaftslebens schienen damals die großen Fragen des Tages zu sein. Später — besonders in und bald nach dem Jahre 1848, sowie in den siebziger und achtziger Jahren — traten die Fragen bezüglich der revolutionären Forderungen der politischen und sozialen Demokratie in den Vordergrund. Im großen und ganzen kann man sagen, daß die politische Demokratie in ganz Europa

(mit Ausnahme von Rußland und der Türkei) schon gegen 1870 den Sieg davon getragen hatte, während die soziale noch zurückgeblieben war. Es erwies sich als unendlich schwierig, sich mit dieser auseinanderzusetzen, und so mancher glaubte nun, daß die „soziale Frage" und der Sozialismus in den Gedanken der Menschheit so lange die erste Stelle einnehmen würden, bis irgend eine Lösung dieser Frage gefunden wäre.

Daß sich das als falsche Rechnung erwies, war vielleicht die größte Ueberraschung, die die zwei letzten Jahrzehnte dem Politiker und Gesellschaftsforscher bereitet haben. Man hatte nicht hinreichend in Erwägung gezogen, daß die innere soziale Spannung in den Ländern Europas auf lange, unbestimmte Zeit von einer gewaltsamen äußeren ausgelöst werden könnte. Man hatte bei der Zukunftsberechnung vergessen, dem unbezwinglichen Wachstumstrieb der modernen Handels- und Industriestaaten und ihrem unkontrollierbaren wirtschaftlichen Ausdehnungsbedürfnis die richtige Bedeutung beizulegen. Die Sozialisten wollten diese Erscheinung — den starken, immer anschwellenden Ruf nach neuen Ausfuhrmärkten, neuen Auswanderungsgebieten und neuen Kolonien — lange Zeit nur als einen Kniff der schlauen „Bourgeois-Politiker" hinstellen, als einen Kniff, der die Aufmerksamkeit der aufrührerischen Volksmasse von den innern sozialen Mißständen ablenken sollte. Und wenn sie auch darin Recht haben mochten, daß eine solche Ursache hinter den kriegerisch-patriotischen Kolonisationsunternehmungen verborgen lag, in die sich besonders England, Frankreich, Deutschland und Italien in den achtziger Jahren verwickelten, so übersahen sie doch irrtümlicher Weise ein in der Nation daneben bestehendes wirtschaftlich-politisches Ausdehnungsbedürfnis, das aus ganz den gleichen wirtschaftlichen Ursachen, wie die soziale Unzufriedenheit selbst herstammte. Unser großindustrielles System mit seiner zunehmenden Massenerzeugung von Waren für nur unklar bekannte, fremde Märkte und seine gleichzeitig mit der Warenerzeugung anwachsenden Massen eigentlicher Lohnarbeiter gaben ebenso zur sozialen wie zur Kolonial- und Weltmachtfrage den Anlaß.

Dadurch aber, daß letztere sich in den neunziger Jahren in den Vordergrund drängte, hat das letzte Zehnt des 19. Jahrhunderts einen ganz eigentümlichen Charakter erhalten, dessen Hauptzug das Wiederauflodern bittrer nationaler Eifersüchteleien, ja von Rassenhaß ist, den man durch den großartigen „friedlichen", wirtschaftlichen Fortschritt neben der allgemeinen Verbreitung der „verbrüdernden" demokratischen Vorstellungen und Einrichtungen und der veredelnden Einflüsse der internationalen Kulturarbeit schon für immer bei den Völkern Europas verbannt glaubte.

Wir können aber jetzt — schon jetzt — wahrnehmen, daß die wirtschaftlichen und politischen Fortschrittschwärmer der fünfziger Jahre sich getäuscht haben über die Art des Segens, den der „Fortschritt" der Menschheit bescheren sollte. Die gepriesene und ohne Zweifel überwältigend mächtige moderne Art von Industrialismus und Kommerzialismus hat den Weltfrieden nicht im Gefolge gehabt. Im Gegenteil wurde sie zur mittelbaren, tief in den Gang der Ereignisse eingreifenden Ursache dafür, daß wir nun einen Weltkrieg befürchten müssen, der in der Geschichte der Menschheit nicht seinesgleichen hat — einen Krieg, in den alle fünf Weltteile zusammen hineingerissen werden, und in dem sie die Lebensinteressen ihrer großen Nationen werden auf dem Spiele stehen sehen. Und was den demokratischen Fortschritt betrifft, so hat dieser im Schoße der Völker zwar allerhand Arten von „Freiheit" — von zuweilen mehr oder minder fraglicher Beschaffenheit — sowie eine zweifelhafte Vermehrung von „Brüderlichkeit", jedenfalls aber keine größere wirtschaftlich-soziale „Gleichheit" herbeigeführt — und ohne diese ist die juristisch-politische Gleichheit unvollkommen und von geringem Werte. Auf den Gebieten des Außenhandels und der äußern Politik hat es sich gezeigt, daß die neuzeitlichen Demokratien imstande sind, einander ebenso gründlich zu beneiden oder zu verachten, wie die Autokratien, Oligarchien und Demokratien früher Zeiten. Und was schließlich unsre Kulturarbeit betrifft, die unzweifelhaft mit jedem Tag internationaler wird und werden muß, so hat diese dabei Schwächung und Entwertung zu erleiden, weil die Völker

sich selbst in den wirtschaftlichen Grundvesten ihrer Existenz unsicher fühlen. Handelt es sich um eines Volkes Sein oder Nichtsein oder stehen wenigstens „große Interessen auf dem Spiele", — womit moderne Staatsmänner stets große nationalökonomische Interessen meinen — so schrumpft die Aufmerksamkeit und nationale Kraft, die sonst geistiger und sittlicher Thätigkeit zugewendet wurden, sofort auf ein Mindestmaß zusammen. Gedankenverwirrung und Auflösung ästhetischen Instinkts treten an die Stelle eines einheitlichen Strebens, das jede fruchtbare Periode in der Geschichte der Wissenschaften und Künste hervorhebt.

Diese den Schluß unsers Jahrhunderts kennzeichnende Mannigfaltigkeit der Zeitaufgaben — mit dem wirtschaftlichen Weltmachtproblem an der Spitze und mit dem Kulturfortschrittproblem zuletzt und zu unterst in der Rangliste — finden wir am typischten und für die übrige Welt vielleicht am schicksalschwersten in England entwickelt.

England hat die Führung im wirtschaftlichen Weltmachtswettstreite und zwingt der Mitwelt die unangenehme Aufgabe auf, schnellstens und endgültig die Erdkugel in eine Anzahl politisch-kommerzieller „Interessensphären" oder geradezu in fünf oder sechs unförmliche Weltstaatriesen zu zerteilen, zwischen deren tausendmeilige Reichsgrenzen einige, in jeder Hinsicht bedeutungslose Kleinstaaten hier und da eingekeilt sind. Englands beispielloses, scheinbar unersättliches Ausdehnungsbedürfnis, seine deutliche Absicht, jedes Stück Erde, das nicht schon verteidigungskräftige weiße Besitzer oder Oberherrn hat, unter seine politisch-kommerzielle Botmäßigkeit zu bringen, an sich zu bringen oder wenigstens zur Vasallenschaft zu erniedrigen — dieser weltrevolutionierende Ausdehnungstrieb Englands muß die übrigen kraftbewußten weißen Völker zum schnellsten, ähnlichen Zugreifen zwingen, damit sie sich nicht, wenn ihr eigenes Ausdehnungsbedürfnis unbezwinglich wird, durch englische Rechtsansprüche von allen großen Auswanderungs- und Ausfuhrgebieten ausgesperrt sehen. Thatsächlich ist jedoch der russische, deutsche und französische Ausdehnungsdrang schon an sich so nachdrücklich, daß keine Befürchtung späteren Platzmangels

infolge englischer Uebergriffe diese Völker erst noch anzuregen brauchte, dem Beispiele zu folgen, das England seit zwei Jahrhunderten mit so glänzendem Erfolge gegeben hat. Gewiß ist England primus in dem modernen Weltverschluckungsgeschäfte, doch zu seinem nicht geringen Kummer nur . . . primus inter pares.

Europa als Ausdehnungsmittelpunkt, seine Weltstaaten und Kleinstaaten.

Eine Anzahl erschlaffter Fin-de-siècle-Individuen, die ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem Mischmasch von neuen, halbreifen Kulturgedanken der Gegenwart zuwenden, haben die Redensart von der Fin-de-siècle-Müdigkeit erfunden, und diese Phrase ist mit Begierde nachgeplappert worden von den zahllosen trägen und fortschrittscheuen Seelen, die es so gerne sähen, daß ein so rastlos arbeitendes, unternehmendes, entdeckendes, erfindendes, denkendes und experimentierendes Jahrhundert, wie das neunzehnte, wirklich müde würde! Aus dem Verlangen nach Stillstand sind diese Schlagwörter hervorgegangen im Munde von Routinemenschen, die durch die hastige und vielfältige soziale und psychische Entwickelung in ihrer ganzen Umgebung wirr geworden sind.

Von ganz dem gleichen Werte ist auch das bekannte Gerede von unserm „kleinen", „alternden" Europa, das seine „letzten" Kräfte durch kleine Streitigkeiten um „Kleinstaatsinteressen" aufriebe, während die großen Entwickelungskräfte und Entwickelungsprobleme in der „großen" und „neuen" Welt jenseits des Atlantischen Ozeans und unten an der Südsee geboren würden. Man übersieht dabei, daß diese „neue Welt" noch jetzt wenig mehr als der Ableger der alten, ein Beweis für deren beständigen Kräfteüberschuß ist und sich von dieser nicht wesentlich in etwas anderm unterscheidet, als in ihrer kulturellen Unselbständigkeit und ihrem geringeren Maße an vielfarbiger, aufbrausender Jugendkraft.

Der Erdteil, der bereits 2500 Jahre ununterbrochen die Heimstätte der höchsten existierenden Kultur gewesen ist, der aus seinem Schoße alle höchsten Formen der Gesellschaftsorganisation hervorgebracht, der seit Jahrhunderten in unversieglichem Strome alle andern Erdteile mit seiner Warenausfuhr und mit Millionen von Auswandrern überschwemmt hat, die abhängige oder freie, ganze oder halbe Weltteile umfassende Staaten gründeten — der Erdteil, der mit gewaltigerer Kraft als je vorher diese kulturelle, politische, kommerzielle und kolonisatorische Entwicklung fortsetzt und zu seinen Staatswesen England, Deutschland, Rußland und Frankreich zählt — dieser Erdteil ist in der That und Wahrheit der größte und jugendlichste auf Erden, ist die Jugend und die Kraft der Welt.

Europa hat drei oder vier selbständig „welterpansive" Großmächte, Asien kaum eine oder zwei, Amerika nur eine und die übrigen Erdteile gar keine. Die Verwickelungen, die jederzeit die Erdkugel — keinen einzigen Erdteil ausgenommen — zum Kriegsschauplatze machen können, werden, streng genommen, nur von Englands, Rußlands und Deutschlands Erweiterungsdrang hervorgerufen, während Frankreich und die Vereinigten Staaten daran in mehr passiver Weise beteiligt erscheinen. Wären die Engländer, Deutschen und Russen nicht sozusagen unausgereifte, von unbezwinglicher wirtschaftlich-politischer Jugendkraft überschäumende Völker, jugendlich ungeschlachte ethnisch-soziale Wachstumserscheinungen, so hätten wir es am Ende des Jahrhunderts nicht nötig, außer den kultur- und sozialpolitischen Fragen noch verwickelte, beunruhigende Betrachtungen über das schließliche Machtsgleichgewicht auf der Erde zwischen den fünf oder sechs oder sieben oder acht stärksten und ausdehnungsfähigsten Nationen oder Rassen anzustellen. Europa, mit England und Rußland in erster Reihe, ist es, das vor der Welt dieses Problem aufstellt, und Europa ist es auch, dem bei dessen Lösung die thätige Rolle zufällt. Europa — vielleicht mit Japan und den Vereinigten Staaten als außerhalb stehenden Gesellschaftern — giebt den Plan zur Teilung der Erde an, den die Gegenwart fortschreiten sieht und den ein späteres

Jahrhundert zu Ende führen wird. Die übrigen Erdteile sind in der Hauptsache nur Teilungsgegenstände.

Der auffallende Umstand, daß die Franzosen zeitweilig, und die Italiener immer bei diesem neuesten Zeitproblem eine nebensächliche oder untergeordnete Rolle spielen, hat Veranlassung zu der Rede von einem Wettkampf zwischen ihnen und den expansiven Nationen gegeben, bei dem sie, als die stillstehenden, dem Untergange geweiht wären. Man redet da von „im Wettbewerb stehenden Rassen", der romanischen und der germanischen oder der romanischen und der angelsächsischen, und hat diese Theorie (im Sommer 1898) auch auf den Streitfall zwischen dem politisch-militärisch geschwächten Spanien und den Vereinigten Staaten anwenden wollen! Im Grunde scheint jedoch gar kein eigentlicher Wettkampf vorzuliegen, sondern nur ein schicksalsschwerer Unterschied zwischen geringer und starker Erweiterungskraft, zwischen kleinem oder großem Talent gerade zur Handels-, Kolonisations- und Eroberungsarbeit, die zur Tagesaufgabe zu machen die Engländer so wesentlich beigetragen haben. Es bleibt übrigens eine offene Frage, ob nicht — von höherem kulturgeschichtlichem Gesichtspunkte aus betrachtet — diese Aufgabe vielleicht recht niedrigen Ranges ist.

Wir haben es in erster Linie nicht mit Rassen zu thun, die einander etwa zu verdrängen suchen, sondern mit Staatswesen, die um die Wette laufen, um ihr Herrschaftsgebiet, ihre politischen Schutzbereiche und ihren Ausfuhrmarkt über die ganze Erde auszudehnen, und die sich bemühen, soviel wie möglich in Beschlag zu nehmen, ehe alles Teilbare schließlich zwischen ihnen aufgeteilt ist. Nicht Rasseninteressen, sondern Staatsinteressen, nicht Rassenkräfte, sondern Staatskräfte geben hierbei den Ausschlag.

England und Rußland stellen allerdings verschiedene Rassen dar (wenn man darunter Volksstämme versteht), sie stoßen aber in Zentral- und in Ostasien nur darum aufeinander, weil es zwei in Ausdehnung begriffene Staaten sind, die Jahr für Jahr in demselben Erdteile ihre Grenzpfähle immer näher gegeneinander vorschieben. Andrerseits sind Engländer und Nordamerikaner zwar

miteinander dadurch verwandt, daß die Väter der letzteren größtenteils von englischen Auswandrern abstammen, es ist aber trotzdem undenkbar und wird auch auf beiden Seiten verneint, daß sie bei einer kriegerischen Weltkrisis nur um das geringste länger zusammengehen könnten, als ihre gemeinsamen Staatsinteressen reichen — und das ist vielleicht nur eine recht kurze Strecke.

Die Rede von der „angelsächsischen Rasse" und der rührenden Familienliebe der beiden englisch redenden Volkszweige ist eine Demagogenphrase, die in England zwar oft, doch ausschließlich als politisches Anregungsmittel und wider besseres Wissen angewendet wird. Die Nordamerikaner sprechen freilich englisch, aber die Sprache allein ist kein zuverlässiges Zeugnis der Rasse; überdies sind sie ja keineswegs von rein englischer Herkunft und haben sich, unter den Einflüssen des Klimas und der Lebensweise, an Leib und Seele so gründlich von ihren englischen Vorfahren — die man nicht einmal in ihrem jüngsten englischen Nachwuchs unverändert wiederfindet — abgesondert, daß es ebenso leicht ist, an Rassekennzeichen einen Nordamerikaner wie einen Deutschen oder Schweden von einem Engländer zu unterscheiden. Wenn die sogenannten angelsächsischen Vettern einander immer kühl „mißtrauen", so beruht das nicht auf außergewöhnlich guter Erinnerung an Streitigkeiten, die vor hundert Jahren ausgetragen wurden, sondern in gewissem Maße auf nationalen Charakterunterschieden, aber in noch höherem Grade auf dem Nichtvorhandensein gemeinsamer, zu gegenseitigem Beistand antreibender Staatsinteressen.

Als moderne Weltmächte wetteifern miteinander fünf Nationen, darunter drei: Deutschland, England und Nordamerika von hauptsächlich germanischem, einer: Rußland, von slavischem, und einer: Frankreich, von romanisch-keltisch-germanisch vermischtem Stamme. Daß Italien und Spanien infolge bekannter innerer Verhältnisse nicht in der Lage sind, an der neuesten Konkurrenz der Großmächte teilzunehmen, ist Grund genug, weshalb diese für sie gefährlich werden könnte. Die Konkurrenz zwischen den fünf ausdehnungsfähigen Staaten wird natürlich oft auf Kosten des einen oder andern der schwachen oder zurückbleibenden Länder

vor sich gehen, ohne daß es deshalb zwischen „romanischer“ und „angelsächsischer Rasse“ zu einem Kampf auf Leben und Tod zu kommen brauchte.

Im Grunde ist diese Lage gefährlich für alle schwächeren und kleineren Staaten, ob sie nun der „romanischen“ oder einer andern Rasse angehören, denn die europäischen Reiche sind dabei, sich in zwei scharf getrennte Gruppen zu scheiden — in die Weltstaaten und die auf Europa beschränkten Staaten — deren wirtschaftliche und politische Interessen notwendigerweise sehr verschiedener, zuweilen widerstreitender Art sind.

In gewissem Maße gestaltet sich der Unterschied ganz ebenso wie der zwischen jungen Nationen, die hauptsächlich nach materieller Zunahme und Entwicklung streben, und den alten, die darauf angewiesen sind, ihre wahre Selbständigkeit und Bedeutung auf dem Gebiete der geistigen Leistungen zu suchen.

Wohl bemerken wir zur Zeit in fast allen Ländern Europas Anzeichen neuer Jugend, einen neuen Ueberschuß von jugendlicher, unreifer, roher Wachstumskraft, die ein Thätigkeitsgewicht außerhalb der Reichsgrenzen, oft außerhalb Europas sucht, weil sie das europäische Vaterland aus eingebildetem oder wirklichem, aus zufälligem oder andauernd bestehendem Grunde als zu eng zu empfinden anfängt. Die Rückwirkung auf das nationale Leben wird aber eine ganz andre, wenn diese Jugendkraft zur Erweiterung der Reichsgrenzen Verwendung findet und gleichzeitig vom Heimatlande den sogenannten Ueberfluß an Waren und Menschen ableitet, als wenn dieselbe Jugendkraft einfach vom Mutterlande abfließt und sich in Gestalt der Ausfuhr und der Auswanderung nach einem andern Staate politisch von ihm scheidet. Eine stetig wachsende Ausfuhr nach eignen Kolonien und eine anhaltende Auswanderung nach diesen, sowie deren kriegerische Erweiterung — das ist die eigentlich moderne Form nationaler Ausbreitung, die in das Volksleben des Heimatlandes so tief eingreift, daß dieses, wenigstens zeitweise, ein ganz eigenartiges Gepräge von wirtschaftlichem Materialismus, Eroberungslust und großpolitischem Chauvinismus erhält. Die urwüchsigen Charakterzüge, die

schnell wachsende Kolonien stets zeigen, wirken auf das politische Temperament des Mutterlandes zurück, so daß dieses von Kolonialinteressen beherrscht wird. Es entsteht ein über verschiedene Weltteile verzweigtes Staatswesen, dessen europäischer Mittelpunkt seine auswärtige Politik nach dem Grundsatze betreibt, daß die Lebensinteressen des Staates peripherische oder mit den Kolonien, den Vasallen- und Schutzstaaten verknüpft seien. Die örtlichen europäischen Machtfragen werden dann von einem solchen Weltstaate nur in Uebereinstimmung mit ihrer Bedeutung für die Ausdehnungs- und Kolonialinteressen beurteilt.

Die europäischen Staaten, denen es an Kolonisationsfähigkeit fehlt oder die eine solche nur in geringerem Maße besitzen — die europäischen Lokalstaaten, wie man sie nennen könnte — kommen hierdurch in eine gefährliche Lage, ganz gleichgültig ob sie groß oder klein, jugendkräftig oder altersschwach, Romanen oder Germanen, Völker von gleicher Abstammung oder in Rassen zersplittert sind. Sie haben es mit Nachbarn zu thun, deren wichtigste und unabweisliche Interessen nicht Nachbar- oder europäische Interessen, sondern asiatische, afrikanische oder amerikanische sind, und da diese Nachbarn, der Natur der Sache nach, die allergrößten und mächtigsten unsers Erdteils sind, so wirkt deren von Weltmachtinteressen diktierte Politik leicht störend auf diejenigen nationalen Interessen und internationalen Rechtsverhältnisse, welche auf Europa beschränkt sind.

Englands Führerstellung. Die „Isolierungspolitik", die England nach dem Krimkriege zu befolgen anfing, bildet eigentlich das erste Auftreten der modernen Weltmachtpolitik in Europa. England hatte auf den Gebieten des Kolonialwesens und der Großindustrie vor dem übrigen Europa einen fünfzigjährigen Vorsprung und fand deshalb nach dem Frieden von 1856 kein einziges Land, das es aus Gründen wirklicher Interessengemeinschaft oder unmittelbar drohenden Wettbewerbs für wert

erachtete, sich zum Freund oder zum Verbündeten zu machen. England stand damals isoliert als der zuerst fertige Kolonialstaat von modernem Schlage, und seine Politik gestaltete sich notwendigerweise als einzig in ihrer Art — doch weder mehr noch weniger „egoistisch" als die jedes andern Staats.

Ganz anders erweisen sich die Verhältnisse vier Jahrzehnte später. Rußland, Deutschland und Frankreich sind jetzt, wenngleich in andrer Bedeutung und andrem Grade, auch Welthandel treibende, kolonisierende, außereuropäische Machtgebiete besitzende und erstrebende Staaten, und auf der westlichen Halbkugel schicken sich die Vereinigten Staaten an, dieselbe Rolle zu spielen, da sie sich dazu von der gleichen innern Notwendigkeit wie die europäischen Großmächte gedrängt sehen. Die für England seit langer Zeit natürliche Politik steht in ihrer Art nicht mehr allein da und braucht, ja kann vielleicht nicht länger eine Isolierungspolitik für dieses Land sein. Unter den drei oder vier Mitbewerbern finden sich vielleicht ein paar, die England ohne Opfer als gleichberechtigte Bundesgenossen anerkennen könnte, während der eine oder der andere von den übrigen aus irgendwelchem besondern Grunde fortwährend behindert oder mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpft werden müßte. Unter diesen Mitteln sind ja Bündnisse nicht die wenigst wirksamen.

Betrachten wir die Lage andrerseits von dem Standpunkte der neuen Weltstaaten, so hegen diese gemeinsam einen leicht verständlichen Groll gegen England, das sich lange vor ihnen in fast „einsamer" Freiheit auf dem zwar großen, durch die Ausdehnung der Erdkugel aber doch beschränkten Jagdfelde herumgetrieben hat. Die Engländer haben ihre kriegerisch-kaufmännische Unternehmungslust und Kolonisationsenergie gewissenhaft angewendet — Eigenschaften, die ein bis zwei Jahrhunderte früher geweckt und geübt wurden, als dieselben Talente andrer Nationen — und haben auf viele der wertvollsten und aussichtsreichsten Gebiete die Hand gelegt: einmal auf einen ganzen Erdteil, ein andermal auf die besten Stücke eines andern Erdteils, bei einer Gelegenheit auf einen der größten orientalischen Staatenkomplexe,

bei einer andern auf den ganzen nördlichsten Teil der westlichen Halbkugel u. s. w. — Jetzt da sich das Erweiterungsbedürfnis auch bei den andern Großmächten eingestellt hat, sehen diese, daß ihnen die Engländer überall ganz oder teilweise zuvorgekommen sind und fühlen sich in den Zukunftsländern ihrer Weltmachtträume in allen Erdteilen durch die ungeheure Ausdehnung des Imperium Britannicum ein wenig beengt.

Was wäre nach der Moral, die bei Errichtung von Weltreichen befolgt wird, natürlicher, als daß die neuen Ankömmlinge an ein Bündnis gegen ihren Vorläufer dächten, um, besonders wenn dieser verwundbare Punkte darbietet, sein unbequemes Uebergewicht etwas herabzusetzen, oder daß der letztere ohne weitere Herausforderung derartige Pläne argwöhnte und sich nach Mitteln zu deren Vereitelung umsähe?

In ihrem Schoße trägt die Zeit nicht nur Weltmachtbildungen, sondern auch Weltmachtbündnisse. Bei der einen sowohl wie bei der andern dieser schicksalsschweren Erscheinungen ist England durch seine Geschichte, seine Stellung und seinen Volkscharakter die führende Rolle zugewiesen.

Wollen wir uns etwas von der Einsicht in die jetzigen Verhältnisse verschaffen, die uns allein ein Recht geben kann, über Europas politische und kulturelle Zukunft Gedanken zu spinnen — eine Aufgabe, die sich vielleicht niemals verwickelter und an seltsamen, abschreckenden und anregenden Möglichkeiten reicher gezeigt hat, als gerade in der Gegenwart — so liegt es uns zunächst ob, Betrachtungen über den Zusammenhang zwischen Weltmacht, Sozialpolitik und Kultur in England anzustellen. Dieser Zusammenhang giebt uns vielleicht den einen oder den andern Wink, welcher Art Gleichgewichtslage zwischen politisch-ökonomischem Ausdehnungsvermögen, politisch-sozialer Reform und fortschreitender geistiger Entwicklung wir für Europa in naher Zukunft zu erwarten haben mögen — für ein Europa, das mehr als das jetzige über seine Absichten mit sich selbst im Klaren sein dürfte.

Zweites Kapitel.

Imperium Britannicum.

Grossbritannien und Grösser-Britannien.

Der John Bull, den einst unsre Väter und Vorväter kannten, hatte als Vaterland Großbritannien — ein rasch fortschreitendes, doch nicht sonderlich volkreiches Land, das zwar mit Kolonien schon ziemlich gut versehen, aber auf diese noch nicht eigentlich angewiesen war. Sein moderner Nachkomme dagegen wird von der Logik der veränderten Verhältnisse genötigt, sich als Bürger von Größer-Britannien zu fühlen — eines dicht bevölkerten Inselgebiets in Europa mit einer die Erdkugel umspannenden Kette hoch entwickelter Kolonien, die von entscheidender Bedeutung für das wirtschaftliche Gedeihen und die politische Größe des Mutterlandes sind.

Hierin liegt ein ungeheurer Unterschied. Die bezeichnendsten und gleichzeitig rätselhaften, einander scheinbar widersprechendsten Züge im englischen Leben der Gegenwart — schwerbegreifliche Unvollkommenheiten in den Einrichtungen und wunderliche Einseitigkeiten im Charakter — finden ihre Erklärung, wenn man von dem Gesichtspunkte ausgeht, daß aus dem alten Großbritannien in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts ein neues Reich mit neuen Lebensinteressen, die keineswegs ausschließlich europäische sind, hervorgegangen ist. Größer-Britannien giebt Antwort auf viele dunkle Fragen, die Großbritannien dem Beobachter nahe legt. Ohne die Erkenntnis, daß der Engländer von einer nie versiegenden Arbeits-, Unternehmungs- und Abenteuerlust beseelt ist,

und zwar durch das Bewußtsein, daß er zu den bevorrechteten Mitbürgern eines beständig wachsenden Weltreichs mit Hunderten von Millionen unterjochter Eingeborner gehört, kann man ihn überhaupt nicht verstehen. Erst Größer-Britannien macht es Großbritannien möglich, als Großmacht dazustehen, und macht es dem Engländer möglich, das Leben lebenswert zu finden.

England muß jetzt als eine Kraftquelle betrachtet werden, die sich nur dadurch in einer Art inneren Gleichgewichts erhalten kann, daß sie unaufhörlich Energie nach ihren Filialen an den vier Enden der Erde ausstrahlt. In England befindet sich nicht mehr ein in sich selbst abgeschlossener Kreislauf nationaler Lebenskraft, sondern nur der Mittelpunkt für diesen Kreislauf. Gewiß wäre Großbritannien heute weiter vorgeschritten in seiner sozialpolitischen Entwickelung und in der Vertiefung und Verfeinerung der Volksseele, wenn es nicht den Löwenanteil seiner Kräfte dazu verwendet hätte und noch immer verwendete, ein Größer-Britannien zu errichten.

Die Gebietserweiterung und Volksvermehrung haben in den letzten fünfzig oder sechzig Jahren erstaunliche Verhältnisse angenommen. Die Landstrecken, die in irgend einer Form der britischen Krone unterthan sind, haben eine, das Gebiet des europäischen Rußlands um das anderthalbfache übersteigende Vergrößerung erfahren — zum größten Teil freilich durch eine „unsichere Machtsphäre" tief drin im dunkelsten Afrika. Die weiße britische Kolonialbevölkerung hat sich von 1,5 auf 10,5 Millionen vermehrt, und auch das europäische Mutterland zählt heute etwa 14 Millionen Seelen mehr, als vor 60 Jahren.

Die Gesamtzahl der Briten auf der ganzen Erde beläuft sich auf 50 Millionen, davon 39,5 Millionen in Europa. Hiermit muß man vergleichen, daß Frankreich 38 Millionen Einwohner, das deutsche Reich deren über 52 und das europäische Rußland über 91 Millionen hat. Schon allein die Slaven im russischen Reiche zählen 70 Millionen, und das ganze, geographisch zusammenhängende Reich hat 130 Millionen Einwohner. Alle Zugehörigen und Verwandten der „angelsächsischen Rasse" — wenn

wir 50 Millionen von den völkisch so gemischten und von den Engländern so radikal verschiedenen Bewohnern der Vereinigten Staaten hinzurechnen — erreichen also die Zahl von 100 Millionen. Das ist ja eine gewaltige Summe. Sie eröffnet zwar noch nicht die Aussicht auf eine später überwiegend angelsächsische Bevölkerung der Erdkugel, gewinnt aber eine erhöhte Bedeutung durch die große ökonomische und politische Energie der Engländer und Nordamerikaner. Bei Rassefragen gilt die Qualität oft — allerdings nicht immer! — mehr als die Quantität.

Hand in Hand gegangen mit der Erweiterung des Reichsgebietes und der Vermehrung seiner Bevölkerung ist nun überdies eine starke Entwickelung der wirtschaftlichen Kräfte des Mutterlandes in industrieller und kommerzieller Richtung.

Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts hat sich der Wert der verschiedenen britischen Hauptindustrien verdreifacht, sogar vervierfacht, und der Wertbetrag des Handels ist in noch stärkerem Verhältnis gewachsen — während der Ertrag der Landwirtschaft auf einen Bruchteil seines frühern Umfanges herabsank. Die Nation hat in dem gleichen Zeitraume ihr Einkommen ansehnlich vermehrt*), ja, in weit schnellerer Steigerung vermehrt, als die Volksmenge zunahm. Diese Vermehrung ist dadurch erreicht worden, daß sie die Industrie und den Handel in die Höhe trieb, den Landbau teilweise aufgab und sich auf den vorteilhaften freien Austausch von Industrieerzeugnissen gegen Nahrungsstoffe mit andern Ländern verließ.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts haben sich die Engländer mehr und mehr zu einer Nation von Stadtbewohnern und Industriearbeitern, von Fabrikanten, Kaufleuten und Buchhaltern verwandelt, die exportieren und verkaufen müssen, um genug zum Leben zu haben. Erzeugen um zu verkaufen bringt es aber mit sich, daß man bezüglich seiner Arbeit und seines Erwerbs von dem Schwanken in den wirtschaftlichen Verhältnissen andrer abhängig

*) Wie es mit dessen Verteilung zwischen den Gesellschaftsklassen steht, ist freilich eine andere Frage.

ist. Die Engländer werden zwar — als Nation angesehen — dadurch beständig reicher, daß sie das Handelssystem auf die Spitze treiben, gleichzeitig aber auch beständig abhängiger von der Kaufkraft und der Kauflust ihrer zahllosen Kunden jenseits des Meeres. Sie müssen für ihren ungeheuren Ueberfluß an Stoffen, Baumwollgarn, Eisen- und Messingwaren, Steinkohle u. s. w. Abnehmer finden, denn auf sich selbst beschränkt würden sie in diesem unverdaulichen Ueberfluß bald genug verhungern. Das System darf nicht einen einzigen Monat versagen, ohne daß der gerühmte Wohlstand in nationalen Verfall umschlüge. Und das System muß nicht allein bloß stabil sein, es muß auch für alle Zukunft noch weiter entwickelt werden können, wenn der darauf begründete nationale Fortschritt eine Zukunft haben soll.

Es giebt verschiedenerlei Nationalreichtum. Ist ein Volk hauptsächlich reich durch Ausfuhrindustrien und Handel, so ist es reich durch eine Art Unselbständigkeit, der von prunkender wirtschaftlicher Statistik hübsch verhüllt ist. Beim internationalen Warenaustausch ist die Fähigkeit, gegebenen Falls oder in Zukunft diesen Austausch entbehren zu können und sich selber genug zu sein, der einzige Wertmesser einer ökonomisch starken und unabhängigen Stellung — mindestens solange die Völker, aus tiefen und keineswegs verwerflichen Gründen, einander nicht ebenso wie sich selbst lieben können oder lieben wollen.

Ganz England neigt von Jahr zu Jahr mehr danach hin, in dieselbe heikle Lage zu kommen, wie ein großes Fabrik- und Exportunternehmen, dem die Eigentümlichkeit anhaftet, daß sein Arbeiter- und Kontorpersonal unvermeidlich anwächst, aber unmöglich anderswo Verdienst finden kann. Alle Beteiligten können sich dabei vorzüglich wohl befinden, so lange der Absatz gut anhält und der Markt dafür erweitert werden kann. Die ganze Herrlichkeit stürzt aber wie ein Kartenhaus zusammen sobald in der Kauflust der Konsumenten oder der „Marktlage" ungünstige Veränderungen eintreten. — Dabei bleibt der Kapitalist als Millionär zurück, die Arbeiter und das Kontorpersonal werden aber zu „Paupers".

Einen endlos anwachsenden Markt für Industrieerzeugnisse zu haben, mit diesem Markte auf gutem Fuße zu stehen, sich dessen „Treue" zu sichern, vorkommenden Falles wettbewerbende Exporteure von ihm aussperren zu können, eine Art Bruderbund mit dem Markte zu schließen, um aus den unsichern Verhältnissen, die das Industrie- und Exportregime geschaffen haben, herauszukommen — das ist der Gedanke, zu dem Englands ökonomisch-politische Entwickelung in unserm Jahrhundert mit Notwendigkeit hingeführt hat. Es ist thatsächlich die allerneueste Lebensidee des modernen Englands und nach dieser gestaltet sich auch das soziale und kulturelle Ideenleben des Landes. Der Mensch lebt zwar nicht von Brot allein, er lebt aber auch nicht ohne Brot, und die unumgänglichen Bedingungen des Broterwerbs wirken notwendigerweise bestimmend für die Art der geistigen Kultur und Entwicklung. Die geistige Stimmung, die der Broterwerb verlangt, ist der Boden, aus dem das höhere Seelenleben erwachsen muß.

Imperialistische Zukunftsträume.

Kann England hoffen, in fremden Staaten oder in den eignen Kolonien den großen, sichern, rasch genug wachsenden Zukunftsmarkt zu finden, der jetzt und in der Zukunft die Vorbedingung seiner nationalen Größe ist?

„Wahrscheinlich weder in den einen, noch in den andern, wenn wir unter der ‚Zukunft' etwas mehr als das nächste halbe Jahrhundert verstehen" — so antworten gewisse Nationalökonomen und Soziologen, welche beobachtet haben, daß alle nicht auf bloße Bedarfsausnutzung berechneten, „extraktiven", Großindustrien nach und nach in fast allen Ländern der Erde Wurzel schlagen und gedeihen, und die nicht vergessen, daß Jahrzehnte bei einem wirtschaftlichen Entwicklungsvorgang wie dem der Verbreitung des Großindustrialismus über die Erdkugel weniger zu bedeuten haben, als im Leben des einzelnen Menschen ein Jahr.

„Sowohl in den fremden Staaten, als in den eignen Ko-

lonien," antworten hingegen die leitenden Staatsmänner Englands, die „praktische" Politiker sind und — bewußt oder unbewußt — den Grundsätzen des Durchschnittsengländers huldigen: to take short views of things und to make the most of it. Schritt für Schritt, mit nie erschlaffender Energie und den Blick beständig fest auf die nächstliegend praktischen Einzelheiten geheftet, vorzudringen, bei allen sich auftürmenden Schwierigkeiten entschlossen Auswege zu finden — das ist englische Art! Ein an sich schönes Schauspiel, obgleich vielleicht nicht das zeitgemäßeste, denn es giebt ja weltgeschichtliche Perioden, wo der weite Blick und die Fähigkeit zu verallgemeinern, zu den Eigenschaften „des Bestgerüsteten" gehört.

Inzwischen haben die Engländer für den Augenblick keine andre Wahl, als sich mit dem kolonialen und dem ausländischen Markte politisch gut zu stellen und, was die nächste Zukunft betrifft, to make the most besonders aus dem ersteren.

England hat sich in seiner langen, an großartigen Kolonisationsunternehmungen reichen Geschichte niemals so durchaus als Kolonialmacht gefühlt, wie heute. Das Bewußtsein, daß die zukünftige Größe oder Kleinheit des Reichs mit der Frage nach der Stellung des Mutterlandes zu den Kolonien unauflöslich verknüpft ist, hat in den letzten Jahren eine führende Rolle in der ganzen nationalen Politik zu spielen angefangen — in der innern Politik ganz ebenso wie in der äußern. Nicht nur Minister und andre Politiker, sondern auch die großen Massen des Volks haben Zeichen erkennen lassen, daß sie von dieser Idee mehr und mehr beherrscht werden. Diese neue Strömung ist nicht minder deutlich bei den Wahlurnen und in den Auslassungen der Presse über das letzte Kolonialabenteuer zutage getreten, wie in Lord Salisburys eigentümlicher Auslandspolitik, in den kolossalen Plänen des Marineministers für Verstärkung der Flotte und in der „imperialistischen" und kriegerischen Beredsamkeit des Kolonialministers.

Der Gedanke, daß der britische Staatskörper nicht mehr Großbritannien sondern Größer Britannien heiße und daß der Patriotismus des Engländers das ganze Imperium

Britannicum umfassen, in einer Art Imperialismus bestehen müsse —, dieser „imperialistische Gedanke" ist in der inneren englischen Politik zu einer Macht geworden.

Es ist besonders lehrreich, von diesem Gesichtspunkte aus das letzte Regierungsjubiläum (1897) mit dem zehn Jahre früher gefeierten zu vergleichen. Bei letzterem waren es der Sozialismus, die Arbeiterfrage, die Frage über nationale Armut und nationalen Reichtum und diejenige über wirtschaftliche Krisis und wirtschaftliche Umwälzung, die das allgemeine Bewußtsein in England am stärksten beschäftigten. Die Kundgebungen Arbeitsloser auf dem Trafalgar Square, die Massenausstände der Grubenarbeiter, die Zeitungserörterungen über die revolutionären Ideen des Sozialismus, politische Reden über Berechtigung und Schutz des Privateigentums, Revueaufsätze über sozialökonomischen Individualismus und Kollektivismus, über sozialrevolutionäre und sozialkonservative Vereinsbildung und -Agitation gehörten damals zur Tagesordnung. — Jetzt hört man von dem allen nur wenig oder beinahe nichts mehr.

Die neue Anregung, die Englands sozialpolitische Entwickelung unter großem Geräusch gegen 1880 erhielt, bedurfte nur wenige Jahre, sich in organische und still aber stetig zunehmende politische Kraft umzuwandeln. Die Erörterungen über die soziale Revolution der Proletarier und über die Gegenrevolution der Besitzenden zum Schutze für „liberty and property" sind völlig verstummt, und an ihrer Stelle sehen wir eine langsame, widerspruchsvolle, umhertappende, aber doch unablässige sozialpolitische Reform, bei deren Durchführung liberale und konservative Staatsmänner leidlich aufrichtig mit einander wetteifern, so daß es für die Arbeiter ziemlich gleichgültig ist, welche Partei in Westminster am Steuer sitzt. Die englische Sozialreform, die im letzten Jahrzehnt in Fluß gekommen ist, bildet keineswegs ein Wunderwerk politischer Schöpferkraft oder menschenfreundlicher Begeisterung, macht aber den hinreichend klaren Eindruck, daß die Regierenden sich der Notwendigkeit verschiedener Aenderungen im Gesellschaftsorganismus

zu Gunsten der Lohnarbeiter bewußt sind, um die soziale Unruhe zu stillen, die wirklich der Beruhigung bedarf. Man hat sich hierbei außerdem daran zu erinnern, daß die eigne Reformphantasie der englischen Arbeiter in hohem Grade nüchtern und schüchtern ist. Die große Menge derselben denkt bis jetzt keineswegs an etwas andres als an die Erringung von kleinen Reformen, die jeden Augenblick praktisch durchführbar sind. Und falls sie nicht einmal so viel, aber doch etwas bekommen, so reicht das gerade hin, ihre sehr nüchterne und bescheidene Agitation lebendig zu erhalten. Ueberdies hat ja der wirtschaftliche Druck, der auf der englischen Arbeiterwelt, am schwersten von 1887 bis 1888, lastete, in der neueren Gegenwart verhältnismäßig guten Zeiten Platz gemacht.

Andrerseits wäre es falsch, zu glauben, daß sich in England nur Fabrik- und Grubenbesitzer, Exporteure, Schiffsreeder und Fondsmäkler dessen bewußt geworden wären, daß ihr jetziges Gedeihen und ihr zukünftiger Bestand wesentlich darauf beruhen, daß der Handel mit den Kolonien so wenig wie möglich durch deren Schutzzölle oder durch den Wettbewerb andrer europäischer Ausfuhrländer eingeschränkt werde. Auch die Lohnarbeiter — vor allen die der Großindustrien — beginnen einzusehen, daß England seine Industrie bis zu einem Grade gesteigert hat, bei dem das Land ohne eine ungeheuere Ausfuhr, die den Warenüberfluß ableitet und dafür Nahrungsstoffe heranbringt, nicht mehr bestehen kann. Die Kleinbürger — die unzähligen Handwerker, Ladeninhaber und Handlungsgehilfen — kennen auch recht gut den Unterschied zwischen flottem und flauem Handelsverkehr mit den Kolonien, denn jede bedeutendere Schwankung in der Ausfuhr teilt ihre Wirkung dem ganzen englischen Gesellschaftskörper mit.

Das erste deutliche Zeichen dafür, daß die Vorstellung von der ökonomischen und politischen Befestigung der englischen Weltmacht in der inneren Politik eine Rolle zu spielen angefangen hatte, war der Wahlkampf 1895 mit seiner zermalmenden Niederlage der liberalen Partei. Diese Niederlage bewies, daß die Lohn-

arbeiter weit zahlreicher, als sie es sonst zu thun pflegten, für die konservativen Kandidaten gestimmt hatten, und der Umschlag hatte seinen wesentlichen Grund in dem Versprechen der Konservativen, den englischen Arbeitern ein größeres, an wirtschaftlichen Hilfsquellen reicheres Vaterland dadurch zu geben, daß das Inselreich und seine Kolonien zu einer durch die Zölle geschützten Staatseinheit verwandelt werden sollten, in welchem die Konkurrenz der Deutschen und andrer unternehmenden Ausländer den einheimischen Geschäftsleuten keinen weitern Kummer bereiten könnte. Angesichts des Schutzbedürfnisses der Kolonien und deren unpatriotischer Begehrlichkeit nach billigen und guten deutschen Industrie-Erzeugnissen war jenes Versprechen unzweifelhaft nur ein recht kühnes Stück Wahlredekunst, es wirkte aber vortrefflich, denn es erweckte die Hoffnung, daß Parlament und Regierung sich ernstlich mit einer Aufgabe beschäftigen würden, deren Bedeutung jeder Arbeiter zu ahnen begann.

Die Vorstellung von der lebenswichtigen Bedeutung der Kolonien für das Wohlergehen des industriellen Englands ist aus dem englischen Volksbewußtsein seither nicht mehr gewichen; so hat der Herzog von Devonshire mit Recht aussprechen können, daß sich in der allgemeinen Anschauung eine starke Veränderung vollzogen habe und daß koloniale Konsolidierung jetzt als eine Taktik betrachtet werde, die für den nationalen Wohlstand unbedingt wesentlich sei.“ Die vielen Aufsehen erregenden Vorkommnisse der letzten Jahre, im Verein mit der ungeheuern Erweiterung des englischen Kolonialgebietes in Afrika, sowie die Verwicklungen in Ostasien haben mehr als hinreichend unmittelbare Veranlassung gegeben, daß heutzutage gerade Kolonialfragen die englische Volksphantasie beschäftigen.

Daß die zur Zeit führenden Politiker — Chamberlain als erster darunter — planmäßig und mit der Macht ihrer politischen Beredsamkeit für koloniale Ausdehnung und Erweckung eines imperialistischen, ja kriegerischen Patriotismus eifern, hat gewiß eine Ursache, die tiefer als in den Tageskonjunkturen zu suchen ist. Zweifellos ist gerade jetzt für alle großen Kolonial-

mächte der weltgeschichtliche Augenblick herangekommen, einander in einem oder andern Sinne näher „auf den Leib zu rücken", und für England der, sich über eine neue Taktik der Zukunft schlüssig zu machen. Soll diese Taktik überhaupt die Beibehaltung einer Großmachtsstellung sichern, so erscheint es unumgänglich, daß sie unter anderm einen einigermaßen strammen Zusammenschluß zwischen dem Mutterland und den Kolonien herbeiführen muß, so daß das Ganze wirklich ein Staatswesen, one empire, bildet, nicht einen Mutterstaat mit nahezu selbständigen kolonialen Tochterstaaten, deren jeder nur an sich selbst denkt und denen es an wärmerer Teilnahme für einander und für das Ganze gebricht.

Die Absonderungen der Kolonien vom Mutterlande.

Wie Chamberlain vor nicht langer Zeit in einer Rede im Kolonial-Institut bemerkt, hat die englische Staatskunst das imperialistische Ideal keineswegs immer vor Augen gehabt. Dasselbe ist vielmehr die Frucht einer langsamen Entwicklung. Ursprünglich behandelte England alle seine Kolonien als „Faktoreien" oder „Plantagen", die zu nichts anderem gut wären, als daraus den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, im übrigen aber in größtmöglicher Abhängigkeit gehalten werden müßten. Der nordamerikanische Freiheitskrieg bezeichnet den Anfang vom Ende dieses, des primitiven, Systems. Als schließlich, etwa ein halbes Jahrhundert später, das Zeitalter des Freihandels begann und Englands liberale Politiker (der „Manchester-Schule") von einem „kommerziellen Paradiese" schwärmten, in dem die friedlichen (!) Einflüsse des wirtschaftlichen Wettbewerbs das politische Getrenntsein der Völker nahezu bedeutungslos machen würden, sprang man ins gerade Gegenteil über. Nicht genug damit, daß die ökonomisch und politisch reiferen Kolonien fast vollständige Selbstverwaltung erhielten — ein Zugeständnis, das angesichts der erfolgreichen Erhebung in Nord-

amerika ganz in der Ordnung war — man fing sogar an, von der Kolonialmacht als einer politischen Bürde zu sprechen, sie als eine Quelle militärischer Schwäche zu beurteilen. Gleichzeitig stellte man in den Vordergrund die an sich höchst vernünftige Theorie, daß die Kolonien mit der Zeit, ähnlich den Vereinigten Staaten, völlig selbständige Staatswesen bilden sollten, die mit dem Mutterlande in Europa politisch und ökonomisch weder verbunden zu sein brauchten, noch verbunden sein könnten.

Gegen diesen, den „klein-englischen" Demokratismus der Zeit zwischen 1850 und 1870, wendet sich nun der Imperialismus der Gegenwart. Dieser geht zweifellos von der düstern Ahnung aus, daß die Zukunft des Mutterlandes sorgenvoll und wenig großartig werden müßte, wenn die Kolonien in ihrer selbstsüchtigen Schutzpolitik und politischen Abschließung verharrten, sowie endlich gar anfingen, wie junge wirtschaftliche Großmächte mit einer alten, d. h. England, industriell und kommerziell zu wetteifern. Auf wirtschaftlich schädigende und politisch kränkende Maßregeln von der Seite Englands könnte man mit der Drohung politischer Selbständigkeitserklärung antworten; deshalb werden die Kolonien im wohlverstandenen Interesse des Mutterlandes und zur Vorbeugung der Gefahr, daß irgend eine andre Weltmacht einer der großen unter ihnen (Kanada, Australien oder Südafrika) das Dasein erschweren könnte, eingeladen, mit England eine Art Zoll- und Parlamentsverband, einen durch wirtschaftliche und politische Gemeinschaft verknüpften Bundesstaat zu bilden, worin dem Mutterlande freilich auf dem wichtigen Gebiete der Handels- und auswärtigen Politik weitgehende Vorrechte eingeräumt blieben.

Diese seltsame, notwendigerweise nach demokratischen Grundsätzen aufgerichtete „federation" zwischen einem alten Riesen und drei jungen Zwergen — mit einem Vorbehalt, der dem Riesen ein undemokratisches Uebergewicht giebt — soll jedoch nur den Kern des Imperium Britannicum bilden. Ihm sollen auch die ungeheuern indischen Vasallenstaaten mit ihren 287 Millionen Einwohnern angegliedert werden, ebenso die großen Schutzgebiete in

Asien und Afrika und alle größern und kleinern Kolonien in diesen Erdteilen und in Südamerika.

Man fragt sich da unwillkürlich, welche Stellung dann die in ihren inneren Verhältnissen so stark verschiedenen, großen Kolonien in der gewaltigen Völker- und Staatenmischung des geplanten Reiches einnehmen sollen, wenn sie zu dem Range von „Verbündeten" des Mutterlandes erhoben sind. Kanada ist ja erst seit 1867 selbst eine Federation, und die lange erörterte Föderation der australischen Kolonien soll noch immer auf „unüberwindliche Hindernisse" stoßen. Und dann das unreife, gärende Südafrika, wo der ökonomisch und politisch so unternehmende frühere Premierminister Cecil Rhodes einst im Geheimen darauf sann, ein Anglo African Empire zu gründen, das, wie man zuweilen argwöhnte, von England überhaupt unabhängig sein sollte. Gleichzeitig arbeiten ja die kraftvollen Burenrepubliken und die zahlreichen holländischen Elemente in der Kapkolonie daran, ebenfalls mit Ausschluß von England, die „Vereinigten Staaten von Südafrika" zu errichten, worin holländische, englische und vielleicht auch deutsche „Afrikander" als Bundesbrüder leben sollen. In einem Lande, wo die Engländer noch durch politisch und militärisch bevorrechtete Goldgräbergesellschaften die „Zivilisation verbreiten" und wo trotz der zivilisierenden Verheerungen der Maximgeschütze und Repetiergewehre die schwarzen Eingebornen immer noch zehnmillionenweise angetroffen werden, dürfte ein Bündnisplan von der einen oder der andern Art wohl noch sehr lange auf seine Verwirklichung zu warten haben.

„Es scheint mir," äußerte Chamberlain bei einem kolonialpolitischen Banket, „als ob unsere Zeit das Bestreben habe, alle Macht in den Besitz *großer Reiche* zu bringen." Allerdings — aber in den Besitz von Reichen mit dem älteren und gegenwärtigen Typus der englischen Weltmacht. Die großen Reformpläne sind nur Anzeichen von Schwäche, Versuche gegen einen gesunden und unausweichlichen Auflösungsprozeß anzukämpfen, der schon recht weit vorgeschritten ist. Die Entwicklung der großen Kolonien bewegt sich zweifellos in der Richtung nach immer

größerer Unabhängigkeit vom Mutterlande. Welches Interesse könnten Australien, Neuseeland, Kapland und Kanada daran haben, ihre politische Selbständigkeit für die Zukunft zu beschränken, in der sie ökonomisch weit selbständiger, als sie es jetzt sind, dastehen werden? Sind diese Gebiete nicht groß und geographisch geschlossen genug, um unabhängige Staaten sein zu können und zu müssen? Wird nicht Australien, das schon jetzt vier Millionen Einwohner hat, nach einigen Jahrzehnten imstande sein, sich den Küstenschutz zu leisten, der für die äußere Sicherheit des Festlandes hinreicht? Sollte es Kanada nicht sozial verlockender und politisch zuverlässiger finden, sich mit den Vereinigten Staaten zu verbünden? Sollten nicht die so großen Ungleichheiten der Klimate und Lebensverhältnisse bei den Bewohnern der Kolonien und des Mutterlandes zu geistig-körperlichen Absonderungen führen, die mit dem Entstehen verschiedener Völker gleichbedeutend sind? Thatsächlich sind die englischen Staatsmänner gezwungen gewesen, sich nur mit größter Vorsicht auszusprechen, um zu bemänteln, daß der „imperialistische Gedanke" dem natürlichen Entwickelungsgange der großen Kolonien im Grunde widerspricht. So versicherte der Herzog von Devonshire bei dem Festmahl in Liverpool bei Gelegenheit des 60jährigen Regierungsjubiläums der Königin den kolonialen Premierministern, „daß er und seine Gesinnungsgenossen innerhalb und außerhalb der Regierung gewiß alles aufbieten würden, eine kommerzielle Annäherung zwischen den (schutzzöllnerischen) Kolonien und dem (freihändlerischen) Mutterlande zustande zu bringen, daß für jetzt aber jeder Versuch, irgend eine politische oder organische Veränderung in dem Verhältnisse Englands zu seinen sich selbst verwaltenden Kolonien anzubahnen, vollständig ausgeschlossen sei." Am Ende seiner Rede ließ es der Herzog sich angelegen sein, noch besonders zu betonen, daß die geplante „Konsolidierung" Größer-Britanniens keine Gefahr für das demokratische Prinzip und die Freiheit mit sich führen solle. Man möge die Behauptung widerlegen, daß Demokratismus und Imperialismus nicht nebeneinander gedeihen könnten.

Es war eine schönklingende Unwahrscheinlichkeit, dieses Stück afterdinner-Rede! Diese und die ganze neuere Bewegung liefert indes den Beweis, daß England in seiner wahren imperialistischen Entwickelung schon so weit fortgeschritten ist, daß es sich *ohne* seine Kolonien unselbständig, von zuverlässigen Zukunftsaussichten entblößt fühlt. Nur *mit* jenen wagt es England, einer Zukunft entgegenzugehen, die es sich durch einseitige Aufbietung seiner nationalen Kräfte für Großindustrie, Export und Kolonisation selbst bereitet hat.

Wie zu erwarten war, findet sich jetzt noch kaum ein Zeichen dafür, daß nur die rein zollpolitische Ausgestaltung des Weltreichs sich verwirklichen werde. Die Kolonien haben gewichtige Gründe für den Schutz ihrer Gewerbthätigkeit, denn sie schaffen sich sicherlich die beste ökonomische Zukunft dadurch, daß sie Industrie und Landwirtschaft im Gleichgewicht miteinander zu heben streben. Jedes einseitige Aus- oder Einfuhrregime ist eine vorübergehende Erscheinung, auf die keine große Zukunft aufgebaut werden kann — am wenigsten in unsern Tagen, wo die Großindustrie schon auf der ganzen Erdkugel tiefe Wurzeln getrieben hat. Was England angeht, das sich in ganz andrer wirtschaftlicher Lage als die Kolonien befindet, so hat dieses freilich gute Gründe, am Freihandel festzuhalten. Der Austausch mit dem europäischen Festlande und mit den Vereinigten Staaten spielt eine zu wichtige Rolle in der Wirtschaft des Landes, als daß man wagen könnte, durch plötzliche Einführung hoher Zollsätze den auf Zollfreiheit begründeten Verkehr zu stören. Das Beispiel Englands beweist sicherlich nicht, daß die Lehrsätze des Freihandels allgemein richtig sind — daß sie eine Art volkswirtschaftliches Weltevangelium darstellen — wohl aber, daß das ganze Problem auf eine Brotgelegenheitsfrage hinausläuft. Es ist keine ausschließlich beneidenswerte Eigentümlichkeit in der wirschaftlichen Entwickelung Englands, die dieses, allein unter allen Ländern der Erde, dazu gebracht hat, den Freihandel als seine „natürliche" und „richtige" Politik anzusehen. Wie die Dinge jetzt liegen, bleibt England freihändlerisch — nicht aus Liebe zum

Grundsätze, sondern aus soliden praktischen Gründen, einfach aus Zwang. Ein Handelsunternehmen von der Ausdehnung wie das industrielle England kann es nicht wagen, einfach aus Vorsorge wegen der eignen Zukunft seine Geschäftspolitik zu wechseln. So lange sich die alte Taktik noch lohnt, muß sie beibehalten werden, damit dem verwickelten und leichtverletzlichen Organismus erschütternde Krämpfe erspart bleiben. Im Dasein der Handeltreibenden muß ja in erster Linie auf „das, was sich bezahlt macht" Rücksicht genommen werden.

Die zwei wesentlichen Bedingungen für einen anglo-kolonialen Zollverband — die zollpolitische Begünstigung des Mutterlandes auf Kosten der festländischen Industriestaaten und die Begünstigung der Kolonien mittelst Zolles auf nicht-koloniale Nahrungsstoffe und Rohwaren scheinen sich aus tiefliegenden Gründen in einigermaßen größerem Umfange n i c h t verwirklichen zu lassen.

Bündnispolitik und Kaufmannsinstinkt.

Englands einzig dastehender Vorsprung als moderner Weltstaat birgt in sich gewisse Nachteile, die teils darin bestehen, daß das Mutterland seine ökonomische Wohlfahrt in außerordentlichem Grade vom Warenaustausch mit seinen Kolonien und mit fremden Ländern abhängig gemacht hat, und teils darin, daß einige der wichtigsten Kolonien in ihrer Entwicklung zur Selbständigkeit so weit vorgeschritten sind, daß der Zusammenhalt mit ihnen notwendigerweise zu einem äußerst losen geworden ist.

Es hat den Anschein, als ob die englischen Staatsmänner diesen Umstand schon mit in Rechnung zu ziehen anfingen und als ob sie in ihrer imperialistischen Begeisterung durch deren kühle Aufnahme, vorzüglich in Australien, etwas weniger überschwänglich geworden wären. Die leitenden Politiker, die noch 1897 eine „imperialistische Föderation" eifrigst befürworteten, haben 1898

angefangen, mit gleich hingebendem Eifer von alliance mit einer oder mehreren der andern Weltmächte zu sprechen.

Mit feierlichem Nachdruck, berechnet, in allen Gesellschaftsschichten Aufmerksamkeit zu erregen, verkündigt man nun, daß die splendid isolation des englischen Staates nicht mehr vorteilhaft, sondern im Gegenteil gefährlich sei. Lord Charles Beresford, vielleicht der gründlichste Kenner der englischen Flottenverhältnisse, „glaubt, daß die Zeit der Absonderung in der auswärtigen Politik vorüber sei und daß ein Bündnis mit Deutschland und Japan den Weltfrieden sichern werde". Sir Edward Grey — einer der begabtesten jüngern Parlamentarier, der auch schon im Ministerium des Auswärtigen thätig gewesen ist — erklärt ganz einfach, England „müsse eine Grundlage für die Interessengemeinschaft mit andern Großmächten finden". Und Chamberlain, der englische Kolonialminister, der vielleicht die Portefeuilles des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und des Premierministers anstrebt, glaubt zu wissen, daß die übrigen Großmächte „einen vereinigten Anfall gegen Englands kommerzielle Oberherrschaft vorbereitet hätten, der, wenn er glückte, Englands Existenz so arg bedrohen würde, wie diese seit den Tagen des ersten Napoleon nicht bedroht gewesen wäre", und daß „England eines Tages recht wohl vor einem so starken politischen Bunde von Großmächten stehen könne, daß die Lage die Besorgnis jedes patriotischen Mitbürgers erwecken müsse". Weshalb aber von alliance reden? Es giebt einen Staat, der mit England, was Besitzungen und „Interessegebiete" in Ostasien angeht, wetteifert, nämlich den russischen Koloß, dem England ohne Verbündete keinen größern Schaden zuzufügen vermag. Beharrt England bei seiner Isolierungspolitik, so wird Chinas Schicksal wahrscheinlich „ohne Rücksichtnahme auf Englands Wünsche und zum großen Nachteil für dessen kommerzielle Interessen" durch Rußland entschieden werden. Retten wir also das letzte, einigermaßen unberührte Paradies, das den exporthungrigen englischen Fabrikanten auf der für sie zu kleinen Erdkugel übrig ist! Chamberlain empfiehlt eine „angelsächsische Allianz", d. h. ein Bündnis mit den Vereinigten Staaten, als Mittel gegen alle

drohenden Uebel. Sein Kollege, J. A. Balfour, befürwortet aus demselben Gesichtspunkt ein Bündnis mit Deutschland, das mit England in Ostasien „durchaus die gleichen Interessen" habe. Um die Liste der Bündnispolitiker voll zu machen, spricht sich z. B. Sir Charles Dilke für eine Annäherung an Frankreich aus.

Chamberlain verhehlt gar nicht, daß es nur der Mangel an Einverständnis mit einer andern Großmacht war, der England — sehr wider seinen Willen — bestimmte, Rußland von Port Arthur Besitz ergreifen zu lassen. Es wäre auch gar nicht schwer, für die Jahre 1896, 97 und 98 ein Verzeichnis von Englands „kolonialen Mißerfolgen" aufzustellen, das gleiche Anzeichen von Schwäche offenbar machen würde. Britannien glaubt zwar die Herrschaft auf dem Meere zu haben, sieht jetzt aber doch ein, daß noch etwas mehr notwendig ist, in einer Zeit, wo die militärischen Landmächte am Wettstreite um die schließliche Oberherrschaft auf der Erde teilnehmen. Das Bündnisbedürfnis Englands ist ohne Zweifel echt, und wenn die erste Schlaftrunkenheit soweit überwunden ist, daß es klarer sichtbar wird, welches Bündnis wünschenswert sei, so wird die Welt eine der eigentümlichsten und bedeutungsvollsten politischen Erscheinungen zu sehen bekommen: ein mit einer andern Weltmacht verbündetes England. Die Weltmachtfrage rückt damit ihrer schicksalsschweren Lösung einen Schritt näher.

Müssen wir auf dieses interessante Schauspiel noch lange warten, so liegt das gewiß nicht daran, daß England seine Isolierung für bequem und sicher hielte, sondern daran, daß die innern Schwierigkeiten bei der Durchführung eines Bündnisses zwischen zwei Reichen, von denen England das eine, und das andere nicht allein eine europäische Großmacht sondern auch eine Weltmacht ist, höchst verzwickter und unhandlicher Natur sein dürften. Die Engländer haben in reichem Maße Talent und praktische Uebung für eine Isolierungspolitik, sie ermangeln aber beinahe aller Voraussetzungen für eine beständige Bündnispolitik. Sie können wohl zuverlässige Freunde sein, aber sehr schwer überhaupt zu wirklicher Freundschaft gegen andere Völker bestimmt werden.

Die Engländer sind natürlich viel zu praktisch, um ein Bündnis etwa aus sentimentaler Zuneigung, d. h. aus andern als handgreiflichen Staatsgründen einzugehen; im Gegenteil wird ihre hochmütige Antipathie und ihr geschäftlicher Neid gegenüber allen andern Völkern — die Vettern auf der andern Seite des Atlantischen Meeres keineswegs ausgenommen — stets die Tendenz haben, sie in ihre splendid isolation zurückzudrängen. England könnte ja in den Fall kommen, sich mit einem Rivalen auf den heikeln Gebieten des Ausfuhrhandels und der Kolonisation verbrüdern, Freude und Leid teilen zu müssen! Wie sollte der Engländer dann sein, unter Jahrhunderte langer Oberherrschaft maßlos gesteigertes Gefühl von Ueberlegenheit, vor allem „moralischer" Ueberlegenheit, notdürftig verhüllen können, und wie würde er in einem für nachbarliche Eintracht hinreichenden Maße seinen zum Wahn gewordenen Anspruch unterdrücken können, daß er allein zu allem Besten berechtigt sei, was die Erde einer kommerziell und politisch talentvollen Rasse bieten könnte? Die Engländer sind sich ihrer vielen vortrefflichen und bewundernswerten Eigenschaften sehr klar bewußt und haben durch einen beispiellosen nationalen Fortschritt und Machtzuwachs in den letzten hundert Jahren sogar übertriebene Vorstellungen von ihrer Stärke gewonnen. Durch einen für ihn insulares Leben und ihren Charakter eigentümlichen Mangel an Kenntnis von den guten und starken Seiten andrer europäischen Nationen, wird diese Selbstüberschätzung noch gesteigert, und zu ihr gesellt sich gleichzeitig ein gutes Teil Verachtung alles Fremden. Im allgemeinen zu redlich und zu stolz, einen Mitbewerber, und wäre er auch ein nationaler Erbfeind, wider besseres Wissen anzuschwärzen, begeht der Engländer doch täglich und stündlich das gröbste Unrecht in seiner Beurteilung und Schilderung der Völker des Festlands — ganz einfach infolge eines erstaunlichen Unvermögens, richtig zu beobachten, eines Unvermögens, das seinen Grund in dem Mangel an Zuneigung für alles ihm Fremde findet.

Die allzu knappe Begrenzung einer solchen Sympathie bei dem männlichen und nach bestem Vermögen rechtlich denkenden

englischen Volke nur zu tadeln, wäre gewiß wenig weltklug. Es ist das eine Begrenzung, die mit einer Stärke zusammenhängt — mit dem unerschütterlichen Vertrauen zur Kraft der Rasse und Tauglichkeit des Einzelnen, das die Engländer sich in die gefährlichsten und mühsamsten Unternehmungen stürzen und sie in den scheinbar verzweifeltsten Lagen mutig ausharren läßt. Zum Teil ist dieser Mangel an Sympathie für alles Nicht-Englische eine Art Berufskrankheit. Als eine Nation von Groß- und Kleinhandelstreibenden mit bewundernswerter Energie und unvertilgbarer Unternehmungslust, jedoch mit beschränkten kaufmännischen Gesichtspunkten gegenüber allem unter der Sonne, und mit einem kleinbürgerlichen Mangel an rein intellektuellen und ästhetischen Sympathien, sind die Engländer notwendigerweise das sich am meisten selbst bewundernde und Fremdlinge verachtende Volk auf Erden. Uebrigens ist es ein großer, oftmals begangener Irrtum, den Welthandel als einen Boten des Friedens und guten Willens unter den „friedlich wetteifernden" Völkern darzustellen. Diese wetteifern nicht darin, die möglichst besten Waren zu erzeugen, sondern darin, die möglichst billigen Artikel, die noch einigermaßen dem Bedarf und den Ansprüchen der Konsumenten entsprechen, herzustellen. Warenaustausch ist nicht Kulturaustausch, unterhält vielmehr und gebärt eine ganze Menge häßlicher Rassenabneigungen — dank der unblutigen, aber bittern, wirtschaftlich schmerzhaften und gelegentlich national lebensgefährlichen Billigkeitskonkurrenz in den Absatzgebieten und um diese selbst. Ein Künstler kann allenfalls einen Mitbewerber bewundern, weil dieser etwa ein besseres Bild gemalt hat als er. Ein englischer Fabrikant wird niemals einen ausländischen Konkurrenten deshalb bewundern, weil dieser dieselbe oder eine noch etwas bessere Qualität der gleichen Ware vielleicht um 30 Prozent billiger abgeben kann und dadurch mit einem Schlage ein Jahrhunderte altes englisches Absatzgebiet erobert.

Zur Zeit tritt die kaufmännische englische Unverträglichkeit besonders gegen Deutschland hervor. Der Engländer hat bisher den Deutschen wegen seines nicht-englischen Nationalcharakters und

wegen seiner wirtschaftlichen Rückständigkeit einfach über die Achsel angesehen. Jetzt fängt er an ihn zu hassen, weil sein wachsender Unternehmungsgeist ihn auf den Gebieten der Industrie, des Handels und des Kolonialwesens zu einem der gefährlichsten Mitbewerber Englands gemacht hat. Trotz der beharrlichen Verleumdung deutscher Industrieerzeugnisse müssen die Engländer mit tiefem Unwillen aus dem Munde ihrer eignen Fachmänner hören, daß der neue Rival gefährlich ist, weil seine Fabrikationsmethoden und seine Erzeugnisse oft besser und billiger als die englischen seien. Halten wir ihn also auf politischem Wege im Schach — sagt der englische Kaufmannsverstand, der recht wohl versteht, wie Truppen und Kriegsschiffe, Magazingewehre und 40-Tonskanonen für die tief „friedlichen" Interessen des Weltgroßhändlers zu benutzen sind.

Sobald in Deutschland Zeichen erneuerter Bestrebungen auf kolonialpolitischem Gebiete auftauchen, sieht man die ganze englische Presse sofort dafür eintreten, daß England ein Bündnis mit Frankreich oder Rußland abschließen solle, um das deutsche Kaiserreich zu zwingen, seine Aufmerksamkeit den innerpolitischen Fragen zuzuwenden, die durch das Aufblühen der modernen Großindustrie rege geworden sind, „statt die Aufmerksamkeit des Volks durch eine kühne auswärtige Politik abzulenken". Um für sich selbst Störungen von deutscher Seite in der eignen „kühnen auswärtigen Politik" fernzuhalten — natürlich meinen die Engländer, wenn sie von dieser reden, immer nur Kolonialpolitik — soll Deutschland „gezwungen werden", soziale Reformen energischer zu betreiben, als England das bei sich selbst für notwendig hält! Und dieser hochmoralische, für englische Machtlüsternheit und Profitgier so merkwürdig vorteilhafte Zwang soll im Notfall durch ein Bündnis mit dem als „moralisch verkommen, sozial verrottet, und politisch verrückt" sonst so tief verachteten Frankreich durchgesetzt werden!

Wer würde sich im Interesse der zukünftigen Kultur Europas nicht freuen über eine auf gegenseitigem Verständnis und aufrichtiger Zuneigung begründete Annäherung zwischen dem französischen und dem englischen Volke, da sich die starken und schwachen

Charakterzüge beider so vielfach ausgleichen? Wie kann man aber nur einen Augenblick an die Ehrlichkeit des Eifers der Engländer in dieser löblichen Richtung glauben, wenn derselbe keinen gediegeneren Grund hat, als die Handels- und Kolonialeifersucht auf das jugendkräftige, industriell aufblühende Deutschland?

Ein andermal, wenn die englische Eifersucht gerade sowohl gegen Frankreich wie gegen Deutschland aufgeflammt ist, heißt es, „die höchsten Interessen der moralischen Weltordnung" forderten ein Bündnis zwischen England und . . . Rußland. Wenn aber die Ereignisse des Tages den kommerziellen und kolonialen Wettstreit mit Rußland wieder ebenso grell beleuchten wie die Konkurrenz mit Frankreich und Deutschland, dann ergehen sich alle Zeitungen in moralisch-religiösen Sentimentalitäten über die herrlichen Vorteile für „Menschlichkeit, Wahrheit, Recht", die ein angelsächsischer Bruderbund, d. h. ein Bündnis mit den Vereinigten Staaten mit sich bringen müßte. Die wenig überraschende Entdeckung im nächsten Augenblick aber, daß das „angelsächsische Brudervolk" jenseits des Weltmeers noch keine große Industriewarenausfuhr und Kolonialpolitik, sowie keine eignen Interessen in Afrika, Australien und Zentralasien hat, sondern nur gewisse wirtschaftliche Interessen in Ostasien und Europa, macht auch diesen Bündnisgedanken unfähig, seine Zauberkraft über den „praktischen" englischen Sinn lange zu bewahren.

John Bull ist eben in erster Linie Kaufmann, und sein größter Fehler als Weltstaatsmann liegt darin, daß er sich fast ausschließlich vom kaufmännischen Instinkt leiten läßt. Ist man zu der Annahme berechtigt, daß das eine allzu engherzige Auffassung der Weltfragen bedeutet, die in unsern Tagen der Lösung durch die kolonialen und merkantilen Großmächte harren, so vermag man kaum den Gedanken abzuwehren, daß das Imperium Britannicum durch eine Diplomatie mit zu beschränktem Blicke für die weltgeschichtlichen Aufgaben des Volkes bald in noch peinlichere Lage als jetzt kommen kann.

Drittes Kapitel.

Die Lebensprozesse eines Weltstaates.

Die Rangordnung kolonialer Reife.

Aus dem Vorhergehenden dürfte ersichtlich geworden sein, daß der britische Weltstaat keineswegs ein einfacher Organismus mit einheitlichem Lebenswillen und klarem Bewußtsein ist, wenn es sich darum handelt, die Berechtigung zu fortgesetzter Ausdehnung gegenüber andern, im Aufschwung begriffenen Weltmächten aufrecht zu erhalten. Noch verwickelter erscheint dieser Organismus, wenn wir die eine oder andre Gruppe der innern Verhältnisse ins Auge fassen und dabei beobachten, daß und in welcher Weise die verschiedenartigsten Klassen und Stufen sozialer und politischer Entwickelung innerhalb der Grenzen des ungeheuern Reiches gleichzeitig vorhanden sind.

Der Vasallenstaaten, Kolonien und „dependencies", die außerhalb Europas zu dem British Empire gehören, giebt es sechzig, die untereinander sehr verschiedener Art sind. Schon unter den eigentlichen Kolonien unterscheidet man drei Hauptklassen. Die Verwaltung der „Kronkolonien" liegt vollständig in den Händen von englischen Statthaltern (governors), mit oder ohne Hinzutritt eines teilweise oder ganz aus Beamten gebildeten Beirats, der zumeist aus einer gesetzgebenden und einer vollziehenden Abteilung besteht. Hievon weicht die zweite Klasse, die der „Kolonien mit Repräsentationssystem" darin ab, daß die gesetzgebende Gewalt einer Art Volksvertretung zusteht, der gegenüber sich die Krone das Recht des Vetos vorbehält, während die

Beamten vollständig der Aufsicht der englischen Statthalter unterliegen. In den „Kolonien mit verantwortlicher Regierung" oder Selbstverwaltung endlich hat die Volksvertretung nicht allein die gesetzgebende Gewalt, sondern auch die Oberaufsicht über alle Beamten . . . natürlich mit Ausnahme des Statthalters, der meist der höchste Befehlshaber der Kriegsmacht ist und in Gesetzgebungsfragen das Vetorecht der Krone ausübt oder vermittelt, thatsächlich aber in vielen Fällen nur eine politische Schmuckfigur vorstellt, einen Mittelpunkt für das höhere gesellschaftliche Leben u. s. w.

Zum ersten dieser Typen gehören sechzehn, zum zweiten acht und zum dritten zehn englische Kolonien. Etwa zwanzig weitere größere und kleinere Kolonialgebiete werden dependencies genannt, da sie entweder eines eignen Verwaltungsapparates ermangeln und von den Regierungen benachbarter Kolonien durch deren „Bevollmächtigte" oder durch solche der englischen Krone — oder auch, wie Betschuanaland, sowie die Ländereien der „Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft" oder der „Königlichen Niger-Gesellschaft" von privaten, mit politischen Vorrechten ausgerüsteten Aktiengesellschaften verwaltet werden.

Protektorate oder Schutzstaaten, die ihre inneren Angelegenheiten auf eigne Hand ordnen, zur englischen Krone aber in Vasallenverhältnis stehen, giebt es acht — darunter Sansibar, sowie verschiedene Eingebornenstaaten der vorder- und hinterindischen Halbinsel. Eine Abart für sich bilden die militärisch besetzten, doch mit dem britischen Reiche nicht vereinigten Gebiete, Egypten und Suakim.

„Das Kaisertum Indien" wird bei diesem Einteilungssystem als „Kronkolonie" mit dependencies oder Gebietsanhang und „Vasallenstaaten" gerechnet, denn Indien wird von einem englischen governor-general, der üblicherweise, doch nicht offiziell, Vizekönig genannt wird, regiert. Im Verein mit einer aus einem Dutzend Beamten bestehenden Ratsversammlung übt er die höchste gesetzgebende und ausführende Gewalt aus. Drei der Unterstatthalter in den acht Provinzen des Reichs haben, in Verbindung mit ihren besondern Ratsversammlungen, ebenfalls gesetzgebende

Gewalt und genießen, wie ihre fünf übrigen Amtsbrüder, ein ansehnliches Maß administrativer Unabhängigkeit. Die Kontrolle des britischen Parlaments über diese Regierungsmaschinerie wird vom Staatssekretär für Indien, der natürlich stets Kabinettsminister ist, und von einem Beirat mit fünfzehn Mitgliedern ausgeübt, von denen die Mehrzahl wenigstens zehn Jahre in Indien im Dienst gewesen sein muß.

Wie leicht ersichtlich, sind diese von einander abweichenden Regierungssysteme in der Regel den verschiedenen Typen der Besitzungen und eventuell deren mehr oder weniger vorgeschrittener sozialer Entwickelung angepaßt. Wo englische Auswanderer völlig neue Staatsgemeinschaften gebildet haben, begegnen wir dem höchsten System, dem der Selbstverwaltung — wie in Kanada, Neuseeland, Neufundland, in fünf Kolonien des australischen Festlands sowie am Kap und in Natal. Wo dagegen die zu geringe Anzahl der Auswandrer und deren noch fortdauernder Eroberungskampf gegen unzivilisierte Eingeborne, oder wo die Eigenschaft der ganzen Besitzung als Kriegshafen oder Handels- und Schiffahrtszentrum die Zulässigkeit völliger Selbstverwaltung ausschließt — da sehen wir eine Menge verschiedener Abstufungen von militärischem und zivilem Beamtendespotismus, der von der Reichsregierung in London eingerichtet ist und beaufsichtigt wird. Daß dieses System ebenso im indischen Kaiserreich mit seinen 287 Millionen Seelen, wie auf der Insel Mauritius mit ihren 376 000 Einwohnern angewendet wird, ist einer der wunderlichsten und von gewissem Gesichtspunkte bedenklichsten Züge in dem ganzen Gebilde des britischen Reiches. Hier scheint das sonst so bewundernswerte Anpassungsvermögen, das ein Regierungssystem nach der verschiedenen Natur der Verhältnisse wählt, aus irgendwelchem Grunde nicht zu einem deutlich hervortretenden Typus geführt zu haben. Schließlich finden wir, zu unterst in der Entwickelungsreihe, die neugewonnenen afrikanischen Gebiete, die, wie früher einmal Indien, von privaten, mit dem Rechte zur Kriegsführung ausgestatteten Handelsgesellschaften für England gewonnen sind und von ihnen noch immer verwaltet werden. Diese

Kolonien genießen ein reichliches Maß unbeschränkten Faustrechts und gehören also einem halb-feudalen Typus an, der an die ehemaligen Formen jeder auf Eroberung begründeten sozialen Neubildung erinnert. — Diese Unbeschränktheit dient als Vorbereitung zu ihrer, nach Erreichung reiferer sozialer Entwickelung erfolgenden Aufnahme in die Gruppe der Kronkolonien, von der aus sie schließlich vielleicht zur Würde von Kolonien mit demokratischer Selbstregierung aufrücken können.

Je nachdem wir die Blicke auf den einen oder andern dieser Typen richten, muß der Eindruck von dem Werte der englischen Weltmacht sowohl für die Menschheit im allgemeinen wie für England im besondern notwendigerweise ein verschiedener sein.

Die speziell englische Art sozialpolitischen Genies, für das uns die Einrichtungen des Mutterlandes die größte Bewunderung einflößen, werden wir am reinsten und reifsten in den zehn Kolonien mit Selbstverwaltung ausgeprägt finden. Dort — vorzüglich in Neuseeland und in einer oder in zweien der australischen Kolonien — können wir genau feststellen, wieviel der englische Durchschnittsbürger als Staatengründer nach eignem Geschmack und mit eigner ungefesselter Kraft wert ist. In der Kunst des ruhigen und stetigen Aufbaues eines demokratischen Staatswesens und eines wirtschaftlich vorwärts schreitenden Gemeindekörpers — mit all den Vor- und Nachteilen, die diesen Dingen besonders zu unsrer Zeit innewohnen — erweist sich der Engländer entschieden als Meister. Wenn der englische Kolonist auch der Welt noch nicht einmal die Grundzüge eines Kulturstaates von entsprechender Originalität gegeben hat — falls wir nicht, mit höchst zweifelhafter Berechtigung, die Vereinigten Staaten noch heute als englische Kolonie mitzählen sollen — so erklärt sich das aus der großen Jugend seiner Staatswesen und aus der Leichtigkeit, womit diese ihren kulturellen Bedarf aus dem Mutterlande decken können.

Dasselbe demokratische Freiheits- und Unabhängigkeitstemperament, das den großen Kolonien ungehemmte Entwickelung zu wirtschaftlicher und politischer Selbständigkeit von seiten des

Mutterlandes zugestanden hat, hat die gleiche Stellung wiederum in den Kolonien ermöglicht. Was wir in den Einrichtungen der sich selbst regierenden Kolonien so warm bewundern, sind also die sozialen Neubildungstalente des modernen Engländers, — und nicht nur die des Ausgewanderten — in ihrer freiesten Entwickelung und vollsten Kraftentfaltung. Aber die derzeitigen englischen Auswanderer sind nicht etwa, wie im 17. Jahrhundert die nach Nordamerika übersiedelnden Puritaner, die besonders demokratischen oder in der einen oder der andern Richtung ungewöhnlich freiheitliebenden Mitbürger, sondern schlechtweg wagemutige Leute, deren sich gerade der Drang zur Auswanderung bemächtigte und denen es nicht an den Mitteln fehlte, den leichter zugänglichen Boden und weniger überfüllten Arbeitsmarkt der Kolonien aufzusuchen. Zu Anfang, ehe der Wechsel in Klima und Lebensweise Generationen geistig und körperlich umgewandelt hat, führen diese, nur mit größerer Folgerichtigkeit und in schnellerem Verlaufe, das aus, was das alte England selbst mit allem dem Eifer erstrebt, den die ererbte Ehrfurcht vor unzähligen alten, in halb oder ganz feudaler Anschauungsweise begründeten Einrichtungen zuläßt. In wie hohem Grade dieser Konservatismus in einer äußerlichen Sentimentalität und in der Unlust wurzelt, an dem zu ändern, was einmal ist, zeigt sich am deutlichsten darin, daß ganz derselbe demokratische Engländer, der sich daheim in England weigert, die ungerechten wirtschaftlichen und politischen Vorrechte der großen Grundeigentümer anzutasten, in dem neuen Staat, dem er angehört, dem Aufkommen ähnlicher aristokratischen Besonderheiten sorgsamst vorbeugt.

So zeigt Neuseeland — um hier beiläufig nur eines der vielen sich darbietenden Beispiele anzuführen — mehrfach politische und soziale Institutionen, die zu den folgerichtigsten und interessantesten Erscheinungen des demokratischen Fortschritts zu zählen sind und die entsprechenden Einrichtungen in England sowie in andern demokratisch organisierten Ländern Europas weit hinter sich zurücklassen. Die Regierungsform ist parlamentarisch nach englischem Vorbilde, und das Parlament besteht wie in allen

den großen Kolonien mit Selbstverwaltung aus einer ersten und einer zweiten Kammer. Die zweite geht aus allgemeinem, auch den Frauen zustehendem Wahlrecht hervor. Abweichend von England erhalten hier die Mitglieder des Parlaments Gehälter, diejenigen der zweiten Kammer z. B. jährlich 240 Pfund Sterling. Der Volksunterricht ist obligatorisch, unentgeltlich und konfessionslos. Die Arbeitergesetzgebung gehört zu den demokratischten der Welt. Nicht nur die Fabriken, sondern alle, auch die kleinsten Werkstätten sind hygienischen und Schutzvorschriften unterworfen. Bis zum vierzehnten Lebensjahre ist jede Kinderarbeit verboten, und bis zum sechzehnten Jahre wird ein ärztliches Zeugnis über die körperliche Fähigkeit zur Arbeit verlangt. Die Arbeitsdauer für junge Leute unter achtzehn Jahren und für alle Frauen ist auf achtundvierzig Stunden in der Woche festgesetzt. Das Gesetz bestimmt, daß den Arbeitern allwöchentlich und ohne Lohnabzug „ein halber Feiertag" gewährt wird und daß jedes offne Ladengeschäft in den Städten wöchentlich einmal um ein Uhr mittags geschlossen werden muß, um den Gehilfen Gelegenheit zur Erholung im Freien zu geben. Auch die tägliche Arbeitszeit in den Läden wird durch Gesetz geregelt und auch für diese gelten gewisse sanitäre Verordnungen. In Zusammenhang hiermit ist zu erwähnen, daß der neuseeländische Staat eine eigne, recht umfängliche wirtschaftliche Thätigkeit betreibt. Der Staat ist der größte Grundeigentümer und Arbeitgeber des Landes und hat das Post-, Telegraphen- und Fernsprechwesen, sowie fast das ganze Eisenbahnnetz im Besitz. Außerdem befaßt sich der Staat mit der Lebensversicherung, dem Bankgeschäft und der Verwaltung und Ordnung privaten Eigentums. Einer der neuesten Pläne im Gebiete der Gesetzgebung bezweckt die Einrichtung einer nationalen Altersversicherung für alle, die über 20 Jahre in den Kolonien gelebt und das Alter von 65 Jahren erreicht haben. Nach dem Vorschlage hierzu sollte die Wochenpension höchstens 10 und mindestens 5 Schilling betragen. — Die lokale Selbstregierung ist zwar sehr entwickelt, doch vielleicht nicht so gut organisiert wie jetzt in England. Die Arbeiterorganisation, besonders das Fach-

vereinswesen, steht ebenfalls hoch und ist in dem sozial-ökonomischen Leben des Landes ein so bedeutungsvoller Faktor geworden, daß der Staat den Fachvereinen zugestanden hat, sich als Körperschaften mit dem Rechte der juristischen Person eintragen zu lassen. Der Staat hat außerdem ein besondres Ministerium für die Anwendung der Arbeitergesetze und für Arbeiterstatistik und hat auch zur Beilegung oder Schlichtung wirtschaftlicher Streitigkeiten zwischen Lohnarbeitern und Arbeitgebern „Einigungsämter" und „Schiedsgerichte" geschaffen. In Neuseeland wie in den andern großen Kolonien ist es den Arbeitern im allgemeinen gelungen, den Arbeitstag auf acht Stunden zu verkürzen und sich einigermaßen gute Lohnverhältnisse zu sichern.

Kolonisation und Moral.

Bilden nun die ältesten, zu einem gewissen Grade der Reife gelangten englischen Kolonien schöne Beispiele von geordneten Staatswesen, in denen politische Freiheit und Gleichheit, sowie soziale Gerechtigkeit und Organisationsvermögen neben individuellem wirtschaftlichen Unternehmungsgeist und Selbstvertrauen eine entscheidende Rolle spielen, so zeigen dagegen die jüngsten großen Kolonien, vorzüglich die noch in den Händen privilegierter Handelsgesellschaften liegenden, oft das abstoßende Schauspiel eines sozialen Gärungsprozesses, worin die starken englischen Charakterzüge zwar als treibende Elemente erscheinen, wo aber deren rein brutale Seite, die roheste Form sozialer Bahnbrecher- und Organisationsenergie, noch die Hauptarbeit verrichtet. Ganz gewiß trägt die Schuld hierfür nicht nur das unumgängliche kriegerische und urwüchsige Vorgehen im Eroberer- und Neuansiedlerleben, sondern es wirkt hierbei jedenfalls eine eigentümliche natürliche Urwahl mit, der zufolge eine Menge der rohesten Abenteurernaturen aus den höhern und niedern Gesellschaftsklassen des Mutterlandes — d. h. solche, die sich überhaupt den Luxus einer Auswanderung gestatten können — mit Vorliebe gerade da zusammenströmen, wo

ein Cecil Rhodes und eine Chartered Company dabei sind, eine „Erweiterung der Reichsgrenzen" durch einen blutigen und mit allerlei Banditenstreichen in großem Stile ausgestatteten Privatkrieg gegen nackte, wehrlose niggers zu erstreben. Daß es große Handelsgesellschaften und reiche Börsenspekulanten sind, die sich der Negerländer mittelst Repetiergewehr und Maxim-Kanone bemächtigen, um ihre Aktien auf dem Fondsmarkte in die Höhe zu treiben und ihre Prospektzusicherungen bezüglich fabelhafter Dividenden zu rechtfertigen — das giebt der Sache noch einen speziell modernen, widrigen Beigeschmack. Sonst ist ja dieselbe Erscheinung keineswegs neu, vielmehr im Gegenteil ebenso alt wie die großen Kolonisationsunternehmungen Englands und aller übrigen Länder.

Die Kolonisierung von Ländern, die wie Neuseeland, Australien und Afrika schon bevölkert sind, während es ihnen an jeder Zivilisation oder der Möglichkeit einer schnellen Entwickelung fehlt, ist ganz allgemeiner Erfahrung nach in neun unter zehn Fällen eines der rohesten aller Handwerke — ein Büttelberuf oder ein Sklavenhaltergeschäft, welch verschönerndes Mäntelchen man der Sache im offiziellen Stil auch umhängen mag, um in der Volksvertretung und der Tagespresse eines christlichen Landes über jenes Elend sprechen zu können. Der „Farbige" ist nun einmal verurteilt, durch die Schußwaffen, den Branntwein oder ansteckende Krankheiten des „Weißen" ausgerottet oder doch von dessen Zivilisationshilfsmitteln dezimiert und gleichzeitig unter dessen „freiem" Lohnarbeitersystem zum Sklaven gemacht zu werden.

Was das letztgenannte „mildere" Zivilisierungsmittel angeht, so ist es mit gewisser Notwendigkeit auf Freibeuterei begründet. Um „freie" Lohnsklaven zu bekommen, muß man die Menschen in allen Ländern zuerst von ihrem Eigentum „befreien". Der Weiße bereitet also die Einführung des Lohnsystems stets damit vor, daß er sich das Land und die Herden des Schwarzen aneignet. Daraus folgt mit milder Notwendigkeit, daß der Schwarze — ohne daß das Repetiergewehr seine blutige Arbeit in gar zu

skandalöser Weise fortzusetzen braucht — für den Weißen um Lohn arbeiten muß, um nicht zu verhungern. Und damit ist denn die wahre, friedliche Zivilisationsarbeit glücklich und nach Wunsch in Gang gebracht.

Einsprüche gegen dies System werden natürlich oft erhoben und können auch einen Augenblick lang in dem tugendhaften England überall ein Echo finden. Doch Proteste und Echo verklingen bald wirkungslos wie die Stimmen des Rufenden in der Wüste. Unter andern hat sich der ausgezeichnete Kenner englischer Kolonialverhältnisse, Sir Charles Dilke, vielfach recht scharf gegen die große Geneigtheit der Regierung, vor allem der konservativen Kabinette ausgesprochen, die Kolonisationsarbeit an moralisch und politisch nicht zu belangende Börsenspekulanten und Landstreicher aus höheren und niederen Gesellschaftsschichten, die die Sache fast sportmäßig betreiben, als Unternehmer zu verdingen. Er hält sich sogar für berechtigt zu konstatieren, daß sich ein bedeutender Rückgang in der moralischen Haltung der englischen Allgemeinheit gegenüber der Behandlung rassenfremder Eingeborner durch die Kolonisten und die bevorrechteten Kolonialgesellschaften zwischen der Gegenwart und der Zeit vor fünfzig Jahren vollzogen hat. „Man muß bekennen", schreibt er, „daß die öffentliche Meinung schlaffer geworden ist, und zwar bezüglich der eigentlichen Einrichtung der Sklaverei ebenso, wie bezüglich der unorganisierten Form von Brutalität, die im Grunde schlimmer ist als die planmäßige Sklaverei."

Ohne Freibeutertalente keine Kolonisation in großem Stile — am wenigsten im schwarzen Afrika, dem jüngsten Kolonisationsfelde Englands. Schon seit den Tagen der Königin Elisabeth hat England — im Zusammenhang mit seiner Kolonial- und Handelsentwickelung — Freibeuter zu Wasser und zu Lande hervorgebracht; und dieser höchst unmoralische, aber sehr einträgliche Zweig der Nationalproduktion wird auch weiter gepflegt werden, so lange für große Kolonialunternehmungen auf Erden noch Raum ist — wie sehr die Sache auch gegen das offizielle Gewissen und die angebliche Moral der Nation streiten mag. Daß sich Englands

Kraftüberschuß, seine physisch-psychische Erweiterungsfähigkeit, jetzt auf rein humanitärem Gebiete so wenig bemerklich macht, beruht darauf, daß jener Ueberschuß in die noch geräumigen Kanäle der kommerziellen und kolonialen Unternehmungslust abfließt. Dank Afrika ist ein großer Teil der alten, echten Engländerbrutalität für die Menschheit noch eine Zeit lang gerettet. Es liegt doch Mut und Zähigkeit *in* dieser Brutalität und eine ansehnliche Menge politischer und wirtschaftlicher Tüchtigkeit *hinter* ihr.

Afrika wird also von großen Aktiengesellschaften „zivilisiert", denen die englische Regierung in wohlwollendster Weise das Recht erteilt, zum Betriebe ihrer unentbehrlichen Freibeuterei, Negerschlächterei und zur Einführung der Lohnsklaverei Truppen auszurüsten. „Tausende junger Engländer aus allen Gesellschaftsschichten streifen in Afrika umher, um Sport und Abenteuer zu suchen", schrieb eine englische Zeitung mit salbungsvollem Nationalstolz, als der berüchtigte Dr. Jameson seinen tragi-komisch mißglückten Zug gegen Transvaal unternahm. Hervorragende Anglo-Amerikaner in London — reich zurückgekehrte Goldgräber, Bankiers und Kaufleute — schrieben in den Zeitungen, daß „man zu Hause in England kaum imstande sei, eine solche Erscheinung zu beurteilen" — ähnlich der, daß Jameson und seine „jungen, sport- und abenteuerlustigen Engländer" plötzlich mit Repetiergewehren und Kanonen in ein nicht-britisches Staatsgebiet einbrachen, um darin im Interesse einer Goldgruben-Aktiengesellschaft eine Revolution herbeizuführen. „Es ist etwas ganz andres draußen in Afrika mit seinem unkonventionellen Leben. Da kommt es so leicht vor, daß man nach dem Gebote des Herzens handelt und sich um kein Völkerrecht bekümmert. Am romantischen Element fehlt es in Südafrika niemals."

Diese anglo-südafrikanische „Romantik" besteht in der Tendenz, die Engländer als eine Art Götter zu betrachten, die niemals Unrecht haben können, was sie sich auch gegen niggers, boers und andre niedriger stehende Menschenkinder herauszunehmen wagen. Der Engländer *ist* ein „Romantiker", in Afrika ebenso wie andernorts, wo er es mit Eingebornen zu thun hat —

nämlich durch seine grenzenlose Rasseneigenliebe. Sogar gegen „Eingeborne" des europäischen Festlandes äußert sich diese maßlose Ueberhebung zuweilen mit unerfreulicher Naivetät. Der ganze, Jahrtausende alte Glaube der arischen Menschenrasse, daß sie selbst den höchsten Menschenwert darstellen, scheint sich in unsern Tagen in den Engländern konzentriert zu haben — eine Form der Romantik, die wohl notwendigerweise daraus hervorgegangen ist, daß England schon lange nach unbeschränktem Gutdünken über Hunderte von Millionen „farbiger Seelen" herrschen konnte.

Eine Weltmacht wie die englische kann kaum anders als zu einer phantastischen Selbstüberschätzung bei einem Volke führen, dessen Seele im grunde wenig erweiterungsfähig und unvermögend ist, mit wohlwollendem Verständnis etwas Fremdes zu sehen oder zu hören. Ein gutes Teil der Stärke — und der Schwäche — der Engländer als Eroberer und Herrscher liegt gewiß in dieser mannhaften und energischen Selbstbewunderung und für eine Menge praktisch-politischer Zwecke höchst bequemen und klugen Begrenzung von Sympathien und Anschauungen.

Lebensfragen für das Kaiserreich Indien.

Dasselbe Urteil, das so manche denkende Engländer über die Taktik ihres Landes bei der Gründung neuer Kolonien fällen — daß sich diese im Laufe der letzten fünfzig Jahre keineswegs veredelt habe — hört man zuweilen auch über die Art und Weise, wie Indien regiert wird, aussprechen. Hier hat sich neben dem alten, unverminderten Rassenhochmut gegenüber den Eingebornen ein zunehmender wirtschaftlicher Utilitarismus ausgebildet. Die englische Herrschaft über Indien hat ihre heroische Zeit gehabt, in der sie der Welt großartige Schauspiele von militärischer und administrativer Thatkraft und Genialität bot. Englische Generale und Statthalter haben mit ihren ungeheuren, unglaublich verwickelten Aufgaben in Indien für die unklaren Interessen des Vaterlands mit unbegrenzter, auch in der schlimmsten Gefahr nie versagender Hingebung gekämpft, die sie

zu Helden in der Geschichte treuer Pflichterfüllung stempelt. Und obwohl jetzt die stürmischen Tage der Eroberung längst vorüber sind, fehlt es doch auch heute keinen Augenblick an dunkeln Verwickelungen und lauernden Gefahren bei der Aufgabe, das Kaisertum Indien für Rechnung Englands zu regieren. Die heldenhafte Stimmung aber ist bei der erobernden Rasse verklungen. Sie behandelt ihre wunderbare Daseinsaufgabe in dem sagenhaften Riesenreiche und die damit verknüpften Gefahren und Beschwerden als eine Werktagsarbeit, die für Gedanken und Stimmung keinen Stoff liefert. Man sitzt mit prosaischem Mute auf „dem indischen Pulverfasse", einem Mute, dem recht viel von der Dummdreistigkeit eines phantasielosen Routiniers innewohnt. Im übrigen läßt man es sich teils angelegen sein, das Land mit jungen englischen „Administratoren" höhern und niedern Ranges zu überschwemmen, die nach kurzer, reichlich entlohnter Dienstzeit mit hohen, lebenslänglichen Pensionen nach der Heimat zurückkehren, teils vertieft man sich in die große Aufgabe, den indischen Staat allen modernen Formen kommerzieller und industrieller Ausbeutung dienstbar zu machen. Wenn die Engländer davon reden, das schon mit einer hohen, uralten Zivilisation versehene Indien zu zivilisieren", so findet man, daß sie damit „bureaukratisieren" und „handelsfähig machen" sagen wollen.

Unter den englischen Autoritäten herrschen zwei Ansichten darüber, wie der Einfluß des englischen Systems, das Land zu regieren, finanziell zu behandeln und wirtschaftlich umzugestalten, auf die Landwirtschaftsklasse Indiens einwirkt. Nach der einen Theorie erzielt der indische Bodenbauer dadurch unerhörten Nutzen, nach der andern ruiniert es ihn und macht ihn mit jedem Jahrzehnt weniger widerstandskräftig gegen die Krisen, die dadurch verursacht werden, daß die Unregelmäßigkeiten des Klimas seine Ernten dann und wann mit Vernichtung bedrohen.

Das Regierungssystem der Engländer ermuntert Handel und Industrie, bürdet aber den armen Landbauern eine stetig zunehmende Steuerlast auf. Vergleicht man die von den Engländern unmittelbar verwalteten Gebiete mit denen, die noch von einge-

bornen, wenn auch tributpflichtigen, Herrschern regiert werden, so findet man — sagen verschiedene beachtenswerte anglo-indische Autoritäten, — daß die Bauern in den ersten ärmer, in den zweiten wohlhabender werden. Auch Bewunderer des englischen Regierungssystems erkennen an, daß das darauf beruht, daß die von einheimischen Herrschern regierten Provinzen alles in allem keinen so hohen Tribut an die Engländer zu entrichten haben, wie solche, die die letzteren zu hohen Preise selbst zu verwalten belieben. Andre Leute sehen das als ein Unrecht gegen die armen, von der englischen Verwaltung bedrückten indischen Landbauern an und wollen diese Verwaltung in Indien auf die Ueberwachung der einheimischen Regenten und deren Beamten beschränkt wissen. Dann bliebe aber der „indische Dienst" für die Söhne der englischen Mittelklasse nicht länger mehr so fabelhaft lohnend — und das wäre ein schweres „Aber" vom englischen Gesichtspunkte aus gesehen.

Die von den Engländern erbauten Eisenbahnen und Kanäle sind vielleicht an sich wirtschaftlich ganz vortrefflich, da sie keine rein strategischen Anlagen im militärischen Interesse der Eroberer darstellen; die englische Regierung beansprucht jedoch für Rechnung ihrer Ingenieure und Beamten so hohe Löhne und läßt diese nach kurzer Dienstzeit sich mit so hoher, von den Hindus bezahlter Pension nach England zurückziehen, daß die ganze Sache, vom indischen Standpunkt betrachtet, ruinierend wird. Die zum Teil aus Engländern bestehende und von solchen ausschließlich befehligte indische Armee kann zwar in gewissem Maße auch für die Hindus dadurch nützlich werden, daß sie den Landfrieden zwischen den vielen kleinen und großen Staaten der Halbinsel aufrecht erhält, sie verschlingt aber jährlich ungeheure Summen an Unterhaltung, Sold und an Pensionen. Das indische Staatswesen verausgabt zur Zeit jährlich etwa 60 Millionen Pfund Sterling, wovon mehr als 17 Millionen (340 Millionen Mark) an England überwiesen werden. In der Hauptsache ist dies ein besondrer Ersatz für die Dienste, die die Engländer in wohlverstandenem eignen Interesse schon dem indischen Staate geleistet haben (einschließlich der Zinsen für die indische Staatsschuld, wovon zwei Drittel oder 108 Mil-

lionen Pfund in englischen Händen sind). Einen kleinen Teil verwendet man für die Unterhaltung des indischen Regierungsdepartements in London und andrer Regierungsbureaus und Anstalten daselbst, die irgendwie mit der Teilnahme von Engländern an der indischen Regierungsthätigkeit oder an der Ausbildung solcher für diese Thätigkeit zusammenhängen. Ein parlamentarisches Komitee ist schon seit einigen Jahren mit Untersuchungen darüber beschäftigt, in welchem Umfange das indische Staatsbudget mit Ausgaben belastet sei, die eigentlich von England allein oder vom britischen Weltreiche als Ganzem bestritten werden müßten. Inzwischen lassen die sparsamen Engländer jedoch die Hindus nicht allein die kostspieligen, durch englische Uebergriffe hervorgerufenen und in rein britischem Machtinteresse geführten Grenzkriege oben im Himalaya bezahlen, sondern lassen sie auch mit Geld und mit Truppen an Feldzügen außer Landes teilnehmen!

Selbst vorausgesetzt, daß die Hindus trotz augenfälliger wirtschaftlicher, politischer und moralischer Nachteile einen rein kulturellen Nettogewinn dadurch erreichen, daß sie sich des Privilegs des friedensichernden, abendländisch aufgeklärten Despotismus der Engländer erfreuen, so ist doch nicht ausgeschlossen, daß englische Geldgier sie diese Wohlthat über Gebühr zu bezahlen zwingt. Man darf eben nicht vergessen, daß die Engländer nie dauernd in Indien wohnen, sondern daß eine Generation nach der andern dort nur so lange verweilt, wie es gesellschaftlich und wirtschaftlich vorteilhaft erscheint — demzufolge die Einkünfte der Zivilbeamten Militärs, Ingenieure, Fabrikanten und Kaufleute zum großen Teil den Charakter eines gewaltigen Tributs tragen, der schließlich aus dem Lande strömen und sich in England ansammeln muß. Im Grunde verabscheuen die allermeisten englischen Zivil- und Militärbeamten ebenso wie die rein wirtschaftlichen Spekulanten das ganze Indien und den Aufenthalt daselbst. Sie empfinden in der Regel kein tieferes Interesse für Land und Volk, lassen das Schöne und Merkwürdige in der indischen Zivilisation nicht auf sich einwirken, sondern begnügen sich damit, sich als Ueberlegene zu fühlen und alles zu verachten, was ihnen selbst nicht bis ins

Kleinste gleicht. Man trifft wohl im allgemeinen auf das redliche Bestreben, gerecht, wenn auch streng, zu sein; der „Anglo-Indier" scheint aber nicht zu ahnen, daß zur wirklichen Gerechtigkeit auch ein Teil Zuneigung gehört und daß sogenannte Gerechtigkeit ohne wohlwollende Einsicht oft zu nichts anderm, als zu einfältiger, herzloser Pedanterie wird.

Englische Juristen sind als Richter bestellt und handhaben indisches Recht mit anerkannt und unausweichlich mangelhafter Einsicht in dieses, sowie mit vollständigem Mangel an jeder Sympathie für dessen von moderner, europäischer Rechtsauffassung weit abweichenden Geist. Sie halten es für ganz natürlich, ihren tiefen Widerwillen gegen indische Gesetze, Sitten und Gebräuche ebenso unverhüllt an den Tag zu legen, wie den gegen indische Menschen. Im übrigen ist es mit der Unparteilichkeit dieser Richter auch nicht immer besonders wohl bestellt. Die indische Zivilverwaltung ist nämlich so praktisch eingerichtet, daß Steuereintreiber, Polizeimeister, öffentlicher Ankläger und Richter einer Provinz oft in ein und derselben Person vereinigt sind. Man hört wohl von „gerichtlichen Skandalen" infolge dieser unmöglichen Vereinigung einander widersprechender Pflichten; die anglo-indische Beamtenschaft thut aber alles, das Parlament an der Durchführung einer Reform zu hindern, wodurch die wertvolle Richtermacht des englischen Steuererhebers über die, die er mit Steuern belegt, abgeschafft würde.

Die Kontrolle des Parlaments über die indische Verwaltung wird wohl aufrichtig gleich Null geschätzt. Minister sind ja oft hilflos selbst einer Bureaukratie gegenüber, die sie unter den Augen haben; um wie viel mehr dann, wenn eine Beamtenschaft kontrolliert und reformiert werden soll, welche mehrere tausend Meilen entfernt in einem Lande ist, von dessen merkwürdigen Verhältnissen man keine Spezialkenntnis hat und über das die Beamtenschaft selbst die Angaben zu berichten verpflichtet ist, die für ihre gute oder schlechte Verwaltung zeugen sollen. Uebrigens haben die indischen Beamten eine unfehlbare Zauberformel, auch die vom elementarsten Rechtsgefühl diktierten Reformvorschläge zunichte zu

machen — nämlich: „Die Sicherheit unsrer Herrschaft in Indien würde dadurch leiden". Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese „Sicherheit" beständig untergraben wird, nämlich durch den ungeschminkten Rassenhochmut der Engländer.

Die Römer, mit deren Regierungssystem die Engländer das ihrige zu vergleichen lieben, ließen begabte Männer aus den unterjochten Völkern willig zu hohen Aemtern in den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes aufsteigen; einige von Roms kraftvollsten Provinz-Gouverneuren gehörten Völkern an, die erst unlängst unterworfen und dem Römerreiche einverleibt waren, und mancher Kaiser war kein Römer, nicht einmal ein Italiener, sondern ein militärisch-politischer Emporkömmling aus den Grenzmarken des Reiches. Die englischen Herrscher in Indien dagegen, die sich gern rühmen, „die Hindus zu erziehen", schließen diese mit ängstlicher Beharrlichkeit von allen höhern und verantwortungsreichern Aemtern in der Landesverwaltung aus. Nur in den wenigen, von einheimischen Herrschern regierten Vasallenstaaten ist es den Hindus möglich, sich in persönlicher Thätigkeit auf dem Felde des öffentlichen Lebens zu üben. Und diese engherzige Politik ist nur die letzte Konsequenz einer auf allen Lebensgebieten und in allen englischen Gesellschaftsklassen in Indien unablässig gezeigten Geringschätzung des Menschenwertes auch der ethnologisch höchsten und zivilisiertesten Hindus. Der Engländer kann es niemals unterlassen, unterjochte fremde Völker (oder Fremdlinge überhaupt) in deren Selbstachtung dadurch zu verwunden, daß er ihren Menschenwert unter-, seinen eignen aber selbstgefällig überschätzt; er kann deshalb auch nie ihre Zuneigung gewinnen und ihrer Treue sicher sein, wieviel Bewunderung er ihnen vielleicht zuweilen durch seine Thatkraft, seinen Mut und seine nutzbringende Arbeit auch abnötigen mag. Der typische Anglo-Indier bekennt auch diesen hochwichtigen Fehler als Eroberer, indem er prahlerisch erklärt, „Indien mit dem Schwerte gewonnen zu haben und es mit dem Schwerte festhalten zu wollen". Unzweifelhaft wird ihm das so lange glücken, als Indien „mit dem Schwerte festgehalten werden" . . . kann.

Mehr als ein zuverlässiger Beobachter hat darauf hingewiesen, daß Rußlands Eroberertaktik in Asien der englischen in höchst wesentlichen Zügen ganz entgegengesetzt und sehr überlegen ist. Vom Generalgouverneur bis zum Bauern und Arbeiter behandelt der Russe die von seiner Nation unterworfenen Asiaten als Mitmenschen und nicht als niedriger stehende Wesen. Alle sind dem Weißen Zaren Gehorsam schuldig; die asiatischen Würdenträger brauchen aber auch nicht zu befürchten, systematisch abgedankt zu werden, um lauter europäischen Emporkömmlingen Platz zu machen, und der russische Leutnant, Regierungsschreiber oder Kontorist träumt nicht, wie sein englischer Kollege in Indien, davon, eine Art Uebermensch oder Halbgott gegen jeden, wenn auch noch so gebildeten, talentvollen und seelisch vornehmen „schwarzen Mann" zu spielen, mit dem er in Berührung kommt.

Unter solchen Verhältnissen ist es eine eigentümlich interessante, zwar schwer zu beantwortende Frage, in wieweit der abendländische Typus von Seelenveredlung, religiösem und moralischem Gefühl, von ästhetischer Auffassung und wissenschaftlichem Denken wirklich einen tieferen Eindruck auf die höheren indischen Gesellschaftsklassen gemacht hat. Sind sie, trotz des in der Regel so unsympathischen Auftretens der englischen Reformbringer, doch ein wenig zu der Einsicht gekommen, daß ihre eigne Kultur, wie ehrwürdig durch deren Alter und wie trefflich angepaßt sie ihrem orientalischen Seelentypus auch sein mag, doch in allgemein menschlichen Punkten der europäischen nachstehe? Und wenn es eine solche Einsicht — abgesehen von dem Eifer einzelner Streber, die dadurch persönliche Vorteile zu erzielen hoffen, daß sie sich mit den Erobrern auf guten Fuß stellen und deren Absichten fördern — wirklich giebt, wie viel wahrhaften Willen, in Uebereinstimmung damit zu handeln, wird man dort wohl finden? Zeigt Indien eine fortschreitende geistige Entwickelung mit aus Europa entlehnten Zügen, und würde diese nach Aufhebung der politischen Oberherrschaft der Europäer auch noch in derselben Richtung fortschreiten? Oder würden die Hindus in einem solchen Falle mit allen wirtschaftlichen, politischen und juristischen Einrichtungen und

den bescheidenen kulturellen Experimenten der Engländer tabula rasa machen und zu ihrem rein orientalischen Regime zurückkehren? Würde Indien, vom abendländischen Gesichtspunkte aus beurteilt, sich wohl unwürdig zeigen, sein eignes Geschick zu leiten?

Indien zeigt eine so außerordentliche bunte Mischung von gänzlich verschiedenen Menschenrassen, Zivilisationsstufen, Religionen, staatlichen Einrichtungen, Sprachen und Naturverhältnissen, daß es der Gipfel der Ungereimtheit wäre, die Möglichkeit einer klaren, für Abendländer „befriedigenden" Antwort auf solche Fragen anzunehmen. Die Sachlage könnte dadurch beleuchtet werden, daß wir uns Europa in der Lage Indiens, von einem asiatischen Erobrer unterjocht vorstellen. Nehmen wir weiter an, daß ein indischer, den Europäern an allumfassender Menschenliebe weit überlegner Philosoph darüber nachsänne, ob Europa frei gegeben werden solle und daß er als Preis für die zu gewährende Freiheit die Ueberzeugung verlangte, daß Europas zwanzig verschiedene Nationen miteinander Frieden halten würden, nachdem sie ihres den Frieden erzwingenden asiatischen Herrschers ledig geworden wären. Im Grunde wäre es ja weit billiger, so etwas von ganz Europa als von ganz Indien zu erwarten. Unser Weltteil hat ja nur etwa um ein Fünftel mehr Bewohner, als jenes einzige orientalische Mosaikreich; doch obwohl unsre außerordentlich aufgeklärten, zivilisierten und rasch fortschreitenden europäischen Völker alle der arischen Rasse, alle der christlichen Religion angehören und fast alle ungefähr auf gleicher nationaler Zivilisationsstufe stehen, ist es ihnen doch bisher unmöglich gewesen, den Frieden dauernd aufrecht zu erhalten, und sie befinden sich in sozialen und geistigen Entwickelungskrisen, deren glückliche Lösung noch keineswegs gesichert erscheint. Wie können wir Europäer da vernünftigerweise verlange, daß das orientalische Indien erst unsre noch unverwirklichten, abendländischen Ideale politischen und sozialen Friedens, religiöser Duldsamkeit und kulturellen Fortschreitens erfüllen soll, um seiner Unabhängigkeit von übermütiger und geldgieriger Fremdlingsherrschaft würdig zu sein?

Thatsächlich ist, wie ein hervorragender anglo-indischer Be-

amter unlängst geäußert hat „kein fremder Beobachter imstande, zuverlässiges und erschöpfendes Material über die allgemeine Richtung der Ideenströmung in Indien im Laufe der letzten vierzig Jahre (d. h. nach dem großen Aufstande von 1857/58) zu sammeln". Die Europäer aber, die durch Erfahrung und Sympathie kompetent erscheinen, das höhere, geistige Leben vorzüglich unter den indischen Eingebornen arischer Abkunft zu beurteilen, versichern, daß „man es als feststehend betrachten dürfe, daß nichts von wirklichem, inneren Werte, womit der Hindu einmal in Berührung gekommen sei, irgend einmal wieder völlig verloren gehe. Diese freie, beschauliche Seele der Hindus, die für uns werkthätig lärmende, hastende Abendländer gar so still und behutsam arbeitet, sichtet und prüft alle Ideen, nimmt aber nur auf, was tiefere Verwandtschaft mit ihrem eignen Lebensprozesse hat und weist mit unfehlbarem Instinkt alles zurück, was sie als im Streit wider die Daseinsbedingungen, denen sie unterworfen ist, empfindet."

Wir — die Europäer im allgemeinen und die Engländer ganz besonders — vergessen wohl allzu oft, daß auch unsre Kultur eine unreife Lokalkultur und keineswegs geeignet ist, die uralte Lokalkultur eines andern Erdengebiets zu verdrängen. Jeder Typus der Bildung kann gewiß nur gewinnen, wenn er sich allgemein-menschlich wertvolle Bestandteile andrer Bildungstypen aneignet, den gesunden Zustand dürfte es aber doch bezeichnen, wenn alle ihre wohl ausgeprägten, lokalen Sonderzüge behalten. Der Schade, den die Engländer Indien und schließlich auch ihrer eignen Herrschaft daselbst zufügen, entspringt dem angebornen Unvermögen, einzusehen, daß auch englische Ideen eine örtliche Beschränkung und auch indische etwas allgemein-menschlichen Wert haben. Inwiefern die mit großer Einsicht und Sachverständnis betriebenen Forschungen mancher englischen Gelehrten über die Litteratur und die soziale Geschichte der Hindus zur wesentlichen Aenderung dieses Verhältnisses beitragen werden, dürfte jetzt noch schwierig zu entscheiden sein.

Die Demokratie.

Sail, sail thy best, ship of Democracy,
Of value is thy freight, 'tis not the Present only,
The Past is also stored in thee,
Thou holdest not the venture of thyself alone — — —

Walt Whitman.

Viertes Kapitel.

Der Aristokratismus und der Demokratismus in England.

Ein aristokratisch-demokratischer Nationalcharakter.

Soll man das heutige England als einen aristokratischen oder demokratischen Staat — oder als eine unauflösliche Verbindung und Umwandlung beider Richtungen betrachten?

Die letzte Annahme hat zweifellos das meiste für sich. England ist in hohem Grade ein Gemeinwesen, worin unversöhnte Gegensätze miteinander in beständigem Kampfe und unablässig wechselnden Kompromissen leben. Von einem Gesichtspunkt aus gesehen, ist Englands politisches und soziales Temperament das aristokratischte in ganz Europa. Nach andrer Betrachtungsweise zeigt sich England wieder als dasjenige europäische Land — nächst der Schweiz — wo die wirtschaftlichen, gemeindlichen und staatsbürgerlichen Einrichtungen bisher am gründlichsten demokratisiert erscheinen.

Das englische Parlament ist in seinem Unterhause eine sehr demokratische, in seinem Oberhause eine rein aristokratische Volksvertretung. Die Macht des Monarchen ist fast gleich Null, jedenfalls weit geringer als die der Präsidenten mancher Republiken, denn sie ist von dem aus der Mehrheitspartei des Parlaments hervorgegangenen Kabinett aufgesaugt. Eigentlich hat dieses nur den Willen der Unterhausmehrheit auszuführen, soweit das Oberhaus dem nicht unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen

beliebt. In friedlichen und kriegerischen auswärtigen Angelegenheiten aller Art ist es aber Regel, daß das Kabinett dieselben leitet, ohne das Parlament sich irgendwie damit eher befassen zu lassen . . . als bis es post festum aus einem „Blaubuche" von dem selbstherrlichen Thun und Lassen des Kabinetts Kenntnis erhält. Eigentlich kommt dem Kabinett nur die wirklich vollziehende Gewalt zu; es ist aber zweifellos, daß die ständige Beamtenschaft des Regierungswerkes, besonders die in London, Indien und auch anderswo, ihre eignen Ansichten, sowohl gegen Parlament wie gegen Minister, mit entscheidendem Erfolge zur Geltung bringt.

Wenden wir uns von der Staatspolitik zur Gemeindeverwaltung, so finden wir, daß theoretisch keine Demokratisierung tiefereichend sein kann, als die unlängst in dem Verwaltungssystem der englischen Stadt- und Landgemeinden durchgeführte, daß trotzdem aber, besonders in der Hauptstadt, in den Kleinstädten und Landgemeinden, der Praxis nach die alten aristokratischen und oligarchischen Gesellschaftsüberlieferungen die herrschenden geblieben sind.

Was schließlich das wirtschaftliche Staatsleben angeht, so besitzt England in seinen Fachvereinen, Kooperativvereinigungen, in den Krankenkassen und andern gegenseitigen Versicherungsvereinen seiner Arbeiter, in seinen Fabrik- und andern Arbeiterschutzgesetzen, sowie in seiner, den Ansprüchen der Lohnarbeiter oft günstig gestimmten öffentlichen Meinung eine größere Menge bedeutungsvoller, durchaus demokratischer Einrichtungen, als irgend ein andres Land. Und dennoch ist es schwerlich zu verneinen, daß Englands wirtschaftliches Leben stark aristokratische Züge aufweist, die ebenfalls zu der eigentümlichen Kraft und dem Reichtum an Erfolgen des englischen Gemeinwesens beitragen.

Blicken wir tiefer in diese widerspruchsvollen Thatsachen, so können wir sie nicht einmal damit erklären, daß hier nur ein notwendigerweise gemischter Uebergang von einer aristokratischen Vergangenheit zu einer demokratischen Zukunft vorliege. Es finden sich bei der sogenannten „Demokratie", d. i. der Arbeiterschaft und den Kleinbürgern Englands gar viele Züge, die keineswegs

demokratischer Art sind. Man kann durchaus nicht sicher sein, daß es im großen Ganzen und auf die Dauer überhaupt ein folgerichtiger Demokratismus ist, den sogar die untersten Volksklassen anstreben. Die Engländer sind ein Volk mit „praktischem Idealismus" — d. h. ein Volk, das den „Erfolg" in allen seinen juristisch nicht strafbaren, wirtschaftlich nutzbringenden Formen anbetet und sich deshalb freiwillig den politisch und ökonomisch erfolgreichen Persönlichkeiten unterordnet — nicht zum wenigsten deshalb, weil diese ihre erfolgbedingende gesellschaftliche Stellung von ihren Vätern geerbt haben. Für die Engländer, vom Pair bis zum Hafenarbeiter gilt im vollsten Maße der tiefsinnige Moralspruch: nothing succeeds like success. Nicht nur bei den höhern Gesellschaftsklassen, sondern auch beim niedern Volke scheint der tiefste soziale Instinkt nicht der zu sein, von der Gesellschaftsorganisation zu begehren, daß sie ein gesundes Leben für Alle ermöglichen solle; vielmehr fordert man Ermöglichung des Erfolges für die wenigen Auserwählten, die durch Kraft, Dreistigkeit, Schlauheit, Talente, Vermögen oder Vorrechte von vornherein für den Erfolg am besten ausgerüstet sind. Reichtum und soziale Macht sind die Ziele des Erfolgs, um den es sich handelt, und die Fähigkeit, das Glück zu erhaschen und festzuhalten ist es, was ohne tiefsinnige Erforschung der heikeln Frage, worin diese „Fähigkeit" oder das „Glück" eigentlich bestehen, bewundert wird. Für die höhern kulturellen Talente — für ästhetische, wissenschaftliche, philosophische und nicht konventionell sittliche Begabung — hat die englische Demokratie das denkbar geringste Verständnis. Neue Gebietserwerbungen für das Leben der Seele gehören im allgemeinen nicht zu dem success, der im England unsrer Tage succeeds.

Im Charakter der englischen Demokratie findet sich ein Zug von materialistischem Aristokratismus. Der Einzelne, auch wenn er den niedern Volksschichten angehört, ist geblendet von der Mitbürgerschaft im „reichsten und mächtigsten Staate der Erde" und widmet den Löwenanteil seiner Bewunderung denen, die einen ansehnlichen Teil dieses ehrenvollen Reichtums und dieser Macht besitzen oder erwerben, sowie er auch das Gesellschaftssystem von

diesem Interessenstandpunkte aus beurteilt. Arme ebenso wie Reiche, politisch Einflußlose wie politisch Mächtige werden von einem unwiderstehlichen, von Theorien, Privat- oder Klasseninteressen gewiß oft widerlegten Instinkt beherrscht, demgemäß die „Bestausgerüsteten" das höchste Maß individueller Kraft und sozialer Macht erreichen sollen, und zwar ohne viele Rücksichtnahme auf die Millionen mit geringerem psychischen und sozialen Erbteil Ausgerüsteten, die zum Erfolge der andern dadurch mit beitragen müssen, daß sie sich zu gehorsamen, unselbständigen Werkzeugen hergeben und eine Menge ihrer eignen gesunden und wertvollen Lebensmöglichkeiten unterdrücken oder verderben lassen. Nach diesem System, glaubt man, ist England aufgebaut und zur kraftvollsten und erfolgreichsten Macht der Erde entwickelt worden; und instinktiv macht man diese Mischung von Aristokratismus und nacktem Materialismus zum Maßstab für Gutes und Schlechtes, wenn die großen nationalen Interessen, besonders der Wettbewerb mit andern Völkern um Reichtum und Macht in Frage kommen.

Thatsächlich ist England ein Gemeinwesen mit aristokratischem Instinkt in allen äußern Angelegenheiten, doch mit der Neigung zum Demokratismus in innern Verhältnissen, die dem Aristokratismus in der auswärtigen Politik keinen Eintrag thun können.

Der englische Demokratismus.

Durch eine beständige Umschaffung ihrer Staatseinrichtungen und die Neuschaffung solcher sind die Engländer nicht allein die Begründer, sondern auch die Fortbildner der demokratischen Theorie und Praxis, die bestimmt zu sein scheint, bei den meisten europäischen Völkern und deren Abkömmlingen auf der andern Seite des Weltmeers zur Herrschaft zu kommen. Zur Erklärung des sozialen Temperaments des englischen Volkes und zur Beurteilung seines Einflusses auf die Gesellschaftsentwickelung bei andern Völkern ist es deshalb nicht ohne Bedeutung, zu erörtern, worin

die englische Auffassung des Begriffs „Demokratie" eigentlich besteht.

Aus der alten Auffassung der englischen Oberklasse von ihren „Rechten" und „Freiheiten" (gegenüber der Krone festgelegt in the Great Charter 1225, und the Bill of Rights von 1689) ist allmählich durch Verallgemeinerung und neue Anwendung beim englischen Volke die jetzige Vorstellung von „Recht" und „Freiheit" aufgewachsen. Der Engländer verlangt stets, eine neue Staatsidee oder Einrichtung müsse consistent with individual liberty sein, um auf seinen Beifall und seine Unterstützung Anspruch erheben zu können. Die Kleinbürger und die eigentlichen Arbeiter nehmen es hiermit kaum weniger genau, als die halb feudale und halb kapitalistische Oberklasse, obwohl sie die Dinge anders ansehen und eine andre Art sozialer Interessen zu wahren haben. In jedem Falle, und welches die gewählte, oft irreführende Ausdrucksweise auch sein mag, wird man finden daß ein englischer Arbeiter, Kleinhändler, ein adliger Gutsbesitzer, ein steinreicher Fabrikant oder Kaufmann nicht von einer nebelhaften, saft- und kraftlosen Vorstellung von Freiheit erfüllt ist. Rein praktisch und grade aufs Ziel schauend, versteht er vielmehr unter Freiheit ausschließlich die Fähigkeit, daß er die Kraft, die Vorteile oder die Macht, die er gerade besitzt, nach eignem Gutdünken in der Weise anwenden dürfe, daß andre, minder kräftige, wenig vorteilhaft gestellte oder weniger mächtige Mitbürger erkennen, daß der zweckmäßigste Gebrauch, den sie im gegebenen Falle von *ihrer* Freiheit machen können, der ist, sich seinem Willen zu unterwerfen und die Bedingungen, die er bietet, anzunehmen.

Freiheit ist ihm Freiheit zu handeln, und handeln heißt in einem Gemeinwesen: Handlungen andrer Menschen hervorrufen und leiten. In einem Gemeinwesen verdankt bei keinem einzigen Individuum keine einzige Handlung Anfang und Ende dem Individuum allein. Der Einzelne vermag nur dadurch frei zu handeln, daß er mit der Handlungsfreiheit andrer in Berührung tritt und diese beeinflußt. Diese Beeinflussung kann ebensogut eine Erweite-

rung wie eine Beschränkung der Handlungsfreiheit andrer mit sich bringen.

Solche Ansicht von der Bedeutung der individuellen Freiheit im Staatsleben hat in England zu einer eigentümlichen Theorie bezüglich des richtigen Verhältnisses zwischen der Freiheit einer gegebenen Einzelperson und der aller andern Gemeindemitglieder geführt. Diese Theorie, Demokratismus genannt, geht davon aus, daß es wünschenswert sei, jedes Gemeinwesen mit der größten Menge menschlicher Energie von bester Beschaffenheit, die dessen sämtliche Mitglieder zu entwickeln vermögen, ausgerüstet zu sehen; sie nimmt an, die Erreichung dieses Ziels sei dadurch zu ermöglichen, daß jedes Individuum in den Stand gesetzt werde, das höchste Kraftmaß zu erreichen, dessen seine Natur in dem gegebenen Gemeinwesen fähig ist. Sollen alle in dieser Hinsicht die gleiche Berechtigung genießen, so folgt daraus natürlicherweise eine gleichmäßige, alle Mitglieder treffende Verteilung ebensowohl des steigernden wie des hemmenden Einflusses auf die Handlungsfreiheit der Mitbürger, die von der Handlungsfreiheit jedes Einzelnen unzertrennlich ist. Die Freiheit und Kraft jedes Individuums wird durch das Leben in einem freien Gemeinwesen sowohl eingeschränkt als erweitert. Der Demokratismus will nur dafür Sorge tragen, daß dieses Plus und Minus auf alle gleichmäßig verteilt wird. Alle sollen nur ihre individuelle Freiheit und Kraft bis zum Aeußersten innerhalb der durch die Gleichheit der Vorteile und Nachteile bedingten Grenzen steigern.

Es ist denkbar, daß viele, vielleicht die allerbest begabten Individuen im demokratischen Gemeinwesen von der Möglichkeit, ihre besten Anlagen aufs äußerste geltend zu machen, ausgeschlossen bleiben, und es ist auch denkbar, daß der Staat als Ganzes dadurch mehr an „lebender Kraft" verliert, als er durch die demokratische Organisation gewinnt — obgleich diese in mancher Hinsicht Millionen schwacher Individuen stärker macht, als sie es sonst wären. Trifft das zu, so ist der Demokratismus falsch, und richtig allein das aristokratische System, nach welchem die persönlichen Lebensinteressen der Mehrzahl in dem Maße, wie es die höchstmögliche

Entwickelung der reichst begabten und günstigst gestellten Individuen, Klassen oder sozialen Gruppen erfordert, geopfert werden — weil die gesamte Kraft- und Wertsumme des Gemeinwesens auf diese Weise im Laufe der Zeit am größten wird.

Endlich hat man mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Demokratismus und Aristokratismus zu den einander ergänzenden Gegensätzen gehören und daß sich das Streben des Menschen in der Gesellschaft zwischen diesen beiden Polen hin und her bewegen muß, um das höchste soziale Ergebnis der ganzen menschlichen Entwickelung, nicht nur eines einzelnen Staatswesens zu erreichen.

Im englischen Staatswesen sind — jetzt wie vor Zeiten — aristokratische und demokratische Züge miteinander vermischt, die demokratischen Theorien und Einrichtungen haben aber im Laufe unsers Jahrhunderts auf dem Gebiet der innern Politik die Oberhand bekommen und fangen auch an, sich im wirtschaftlichen Leben, vorzüglich wo der Großindustrialismus tiefere Wurzeln getrieben hat, mehr und mehr geltend zu machen.

Die in England zur Entwickelung gekommene Form des Demokratismus zeichnet sich, wie bekannt, durch ein eigentümliches Abhängigkeitsverhältnis zwischen der Nation und vier Einrichtungen, sowie zwischen letzteren untereinander aus. Diese vier Einrichtungen sind: die Wähler, die Vertretung, der Vollziehungsausschuß und die Aufsichtsbehörden oder Beamten.

Zu den Wählern gehört, allgemein gesprochen, der ganze erwachsene männliche Teil des Volkes, und alle Wähler sind als solche gleichberechtigt, mögen sie sozial auch so verschieden dastehen, wie der vielfache Millionär und der Schafhirt. Alle politisch mündigen Individuen haben die gleiche Macht bei der Wahl der Volksvertretung. Die letztere ist keine bloße Vereinigung von Abgesandten, die an Aufträge und Vorschriften ihrer Wähler gebunden wären. Sie können endgültig bindende Beschlüsse fassen, ohne darüber an die Wähler behufs deren Entscheidung zu berichten. Die Repräsentation des englischen Demokratismus ist eine Vereinigung wirklicher Volksvertreter. In der Zeit, für die sie gewählt sind, vereinigen sie, wenn sie nicht aus besondrer Ver-

anlassung ihres Mandats verlustig gehen, auf sich die ganze politische Macht der Wähler. Wenn englische Wähler sich einen Abgeordneten ausersehen, denken sie deshalb in erster Linie an die allgemeine politische Tauglichkeit und Ehrbarkeit der Person, an deren Fähigkeit zu selbständiger politischer Arbeit und deren Gewissenhaftigkeit dabei, und nehmen erst dann auf deren spezielle Anschauungen Rücksicht. Das Parteisystem scheint zwar gegen diese Behauptung zu sprechen, es hat aber nur zur Folge, daß sich zwei oder mehrere geeignete Politiker mit ebenso viel verschiedenen politischen Programmen gleichzeitig für eine erledigte Vertreterstellung anbieten, die nicht mit der Verpflichtung, Vorschriften der Wähler zu befolgen, ja nicht einmal mit der gesetzlichen Berechtigung solche entgegenzunehmen, verknüpft ist.

Die Aufgabe der Volksvertretung ist es also eigentlich nicht, eine Abstimmungsmaschine zu sein, die nur zeigt, welche Ansichten und Wünsche der Wähler die Mehrheit haben, sondern ihre für die Wähler und das ganze Volk bindenden Beschlüsse sollen auf die eigne, möglichst freie, sachliche und geordnete Ueberlegung und Erörterung der Vertreter gegründet sein. Nach den idealen, praktisch nicht immer konsequent durchgeführten Grundsätzen des englischen Demokratismus sind die Vertreter der Wähler Spezialisten in der Kunst des politischen Denkens.

Dem ausschließlich aus der Mehrheitspartei der Vertreter gebildeten Vollziehungsausschuß (dem „Kabinett") fällt erstens die Aufgabe zu, die Denk- und Redearbeit innerhalb der Volksvertretung einigermaßen zu organisieren, und zweitens, diejenigen der Pflichten der Volksvertreter ganz und gar zu übernehmen, welche in der Kontrolle der Ausführung der Gesetze durch die Behörden bestehen. Diese bilden demnach ein ständiges Personal höherer und niederer Spezialisten in der Kunst des politischen Handelns. Die vier typischen Einrichtungen des englischen Demokratismus sind also der Ausdruck einer eigentümlichen Teilung und Organisierung derjenigen Arbeit, mittelst welcher die politische Gemeinde sich selbst regiert. Die Nation (die Wähler) hat stets Bedarf an neuen, allgemein gültigen Zwangsbestimmungen und

Maßregeln für ihr soziales Leben und wählt nach bestem Wissen die Personen, die am geeignetsten erscheinen, die neuen Bestimmungen und Maßregeln zu erdenken, zu beraten und zu gestalten. Diese Abgeordneten wieder erwählen einen Vollziehungsausschuß, der sowohl die Ausführung der neuen Maßregeln, als auch die Anwendung der älteren Gesetze durch das ständige Beamtenkorps des Staates überwacht. Das Volk (die „Demokratie") erteilt auf diese Weise neue Befehle an die, denen das eigentliche Regieren und Verwalten zufällt (den Beamten, der „Bureaukratie") und überwacht auch deren Handhabung der ältern, noch gültigen Verordnungen. Durch die Thätigkeit der kontrollierten Beamten aber wirken diese Verordnungen auf das Volk selbst zurück. Dieses erteilt sich Befehle und regiert sich selbst durch eine Reihe kontrollierter Spezialisten.

Dieser, gewöhnlich als „Repräsentativsystem" bezeichnete Demokratismus stimmt vortrefflich zu dem englischen Nationalcharakter, denn er gestattet allerlei Vermischungen von Demokratismus und Aristokratismus, während er gleichzeitig gegen die auf die Spitze getriebensten und schädlichsten Formen beider Richtungen Schutz gewährt. Im Grunde ist sich der demokratische Engländer der Nachteile des Demokratismus und des Aristokratismus gleichmäßig bewußt.. Deshalb bescheidet er sich auch schon damit, daß die Volksvertretung im allgemeinen über die Berücksichtigung der Wünsche der Nation wacht, schädliche Maßregeln verhindert und eine unbegrenzte Machterweiterung der Staatsmänner und der Bureaukratie unmöglich macht. Er ist aber keineswegs willens, den Volksvertreter zum Sklaven von Vorschriften der Wähler, die Minister zu Spielbällen der Volksvertreter oder die ständigen Beamten zu bloßen Werkzeugen in den Händen der Minister zu erniedrigen. Unser englischer Demokrat begreift, daß eine gewisse Unabhängigkeit die notwendige Voraussetzung für die Charakterkraft und praktische Tauglichkeit jedes Angestellten und daß das „Volk" nicht geeignet ist, seinen Angestellten ohne Schaden für den Staat ins Einzelne gehende Vorschriften zu machen.

Der Engländer hat geringes Bedürfnis nach einem Werkzeuge, das gewisse hohe Ansprüche auf Gleichmaß, Eleganz oder andre Formvollendung befriedigt, ihm genügt es, wenn das Werkzeug nur zufriedenstellende Arbeitsergebnisse liefert. Und er ist auch in dieser Hinsicht leicht befriedigt, denn er liebt Beständigkeit und möglichst lange Beibehaltung des Altgewohnten, er ist abgehärtet gegen Wirrwarr, Selbstwiderspruch, Plumpheit und alle Art von Ideenlosigkeit in Einrichtungen und Zuständen — wenn er sich nur praktisch damit durch- und fortzuschmuggeln vermag. Und was kann man nicht alles mit gutem Willen! Der Engländer, der demokratische wie der aristokratische, achtet und bewundert seine Einrichtungen, selbst die im Grunde unpraktischen, nicht deshalb, weil er sie für theoretisch vollkommen ansähe — eine Frage, mit der sich zu befassen er im Grunde kaum fähig ist — sondern deshalb, weil es die seinigen sind und deshalb, weil er an sie gewöhnt ist. Eigentlich fürchtet der Engländer nichts andres als den von der Wirklichkeit losgelösten Idealismus, und ganz besonders ist ihm bange vor diesem in der Politik und allem übrigen sozialen Leben. Den nahezu schlechtesten, ererbten Verhältnissen giebt er den Vorzug vor Aenderungen auf der Grundlage bloßer Idealgestaltung, denn er weiß, daß die ersten wenigstens einigermaßen Resultate geliefert haben — they work, yow know! — er argwöhnt aber mit seinem tiefsten Instinkte, daß die andern überhaupt gar nichts taugen möchten. Das Ideal wird in England wie gemeinhin der Angeklagte vor dem Richterstuhle behandelt — es gilt so lange als verbrecherisch, bis es seine Unschuld bewiesen hat.

Der englische Demokratismus ist deshalb auch in der That ein verworrenes, oft recht plumpes und inkonsequent praktisches System, vermöge dessen sich die Engländer das Maß von Selbstregierung schaffen, bei dem sie sich wohl zu befinden meinen und das sie zu verwirklichen imstande sind, ohne mit Jahrhunderte alten Ueberlieferungen zu brechen. Auf der andern Seite erheben sie keine Schwierigkeiten gegen offenbar nicht demokratische Abänderungen ihrer Einrichtungen, wenn diese sich durch günstige, praktische Resul-

tate rechtfertigen. So weiß z. B. jeder englische Zeitungleser, daß die Machtverhältnisse zwischen zwei wichtigen konstitutionellen Faktoren, dem Unterhause und dem Kabinett, sich in den letzten Jahrzehnten derart verschoben haben, daß die Volksvertretung an Initiative und Möglichkeit der Kontrolle eingebüßt hat, während das Kabinett mehr und mehr zu einer eigenmächtig planenden und ausführenden Regierungsaristokratie geworden ist, die eher eine Verantwortlichkeit direkt gegenüber den Wählern als deren Abgeordneten im Parlament anerkennt. Aber niemand kümmert sich sonderlich um diesen bemerkenswerten Eingriff in den innersten Grundsatz des Repräsentativsystems as long as it works well.

Das Unterhaus und das Kabinett.

Die Wähler (das souveräne Volk) bestimmen die Parteifarbe der Parlamentsmehrheit, und diese bestimmt damit wiederum die Parteifarbe des Kabinetts. Die Ministerkandidaten der beiden uralten konstitutionellen Parteien sind nahezu mit Gewißheit schon im voraus gegeben und genügend bekannt. Die Wähler wählen also auf einem Umwege eins der zwei überhaupt möglichen Kabinette. Die betreffenden Persönlichkeiten müssen natürlich dem Parlamente angehören, man darf sich hierdurch aber nicht zu der Annahme verleiten lassen, daß sie von den Wählern indirekt oder vom Parlamente direkt bestimmt würden. Das ist „in der Praxis" keineswegs der Fall.

Die beiden traditionellen Ministerlisten, deren Entstehung und Abänderungen bilden dunkle Erscheinungen. Wer einmal Mitglied eines liberalen oder konservativen Kabinetts gewesen ist, wird gewöhnlich in seine Stellung oder eine höhere wieder eingesetzt, wenn seine Partei das nächstemal ans Ruder kommt. Einmal zum Rang eines Ministers „erhoben" und unter der Bedingung, daß er wieder ins Unterhaus gewählt wird, wenn er nicht grade einen erblichen Sitz im Oberhause einnimmt, kann ein Parlamentsangehöriger sich gewöhnlich auf Lebenszeit als

Minister oder Ministeranwärter betrachten. Eine liberale oder konservative Ministerliste wird nicht etwa in gegebenem historischem Augenblick aus jungfräulichem Material gebildet, sondern ist durch eine Art parlamentarischen Entwickelungsganges zustandegekommen. Allerdings durch *eine Art* parlamentarischen Entwickelungsprozesses, denn man bemerkt bei ihrer Bildung leicht genug die Mitwirkung ganz andrer als rein parlamentarischer oder politischer Interessen. Mehr als ein einflußreicher englischer Premierminister hatte einen Minister zum Vater und wurde von diesem offen und systematisch zum gleichen Berufe erzogen, sowie schon in früher Jugend ganz ohne Scheu mit hohen und verantwortungsvollen Aemtern betraut. Neben begabten Persönlichkeiten, die sich ihre Stellung durch eigne Kraft errungen haben, findet man in den englischen Kabinetten stets mehr oder weniger talentvolle Individuen, die ihren Posten halb geschenkt bekommen hatten. Ein Gladstone nahm seine führende politische Stellung auf Grund großer politischer Talente ein, das gleich gilt aber kaum für John Morley, der, obwohl nicht besonders für ähnliche Aufgaben befähigt, durch Gladstone's Einfluß und Freundschaft emporgeschoben wurde. Auf gleiche Weise hat Lord Salisbury die Laufbahn seines wenig bedeutenden Neffen A. J. Balfour erleichtert. Würde wohl der arbeitsame, intellektuell aber keineswegs glänzende Herzog von Devonshire im Laufe einer langen Jahresreihe so viele Ministersitze geziert haben, wenn es nicht eine alte Ueberlieferung wäre, hohe Geburt und großen Reichtum als Ergänzungen für die politische Tauglichkeit der Person anzusehen? Rein persönlicher Einfluß und aristokratische Tradition spielen eine bedeutende Rolle bei dieser ständigen, nur durch langsamen „Stoffwechsel" ihres Personals veränderlichen Einrichtung, die die harmlose Bezeichnung einer liberalen oder konservativen „Ministerliste" trägt. Die Hunderte von Familien, die unmittelbar oder durch Verwandtschaft oder Bande des Verkehrs zu den intimen politischen Kreisen dieser Ministerlisten gehören, üben einen ungeheuern, alles andre als parlamentarischen oder demokratischen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in England aus — einen

geheimen, unkontrollierbaren Einfluß von Person zu Person, von Familie zu Familie, von Freundeskreis zu Freundeskreis, der oft eingreifender sein dürfte, als der des Monarchen oder seiner Familie. Nicht einmal die Macht der Opposition liegt bei der Oppositionspartei als einem Ganzen, sondern bei den Exministern, die im Unterhause auf ihrer Ministerbank gegenüber dem Kabinett sitzen und mit diesem unaufhörlich im Zweikampf liegen.

Man muß sich daran erinnern, wie durchweg entscheidend für das Thun und Lassen des Parlaments der Einfluß des englischen Kabinetts gegenwärtig ist. Parlamentsmitglieder ohne Ministeramt sind in der Praxis, wenn auch nicht in der Theorie, fast ausschließlich darauf angewiesen, Gesetzvorschläge und Verwaltungsmaßregeln zu kritisieren und — ihre „Führer auf der Ministerbank der Regierung oder der Opposition zu „unterstützen"! Die Handlungen andrer frei zu kritisieren, ist ein stolzes „demokratisches" Vorrecht — im vorliegenden Falle aber nichts andres als ein wortreiches, selbst ausgefertigtes Ohnmachtszeugnis. Die Macht der nicht ministriellen Unterhausmitglieder, die Gesetzgebungsarbeit durch eigne Anregung zu „leiten", ist auf jede mögliche Weise beschnitten und oft auf Null beschränkt. „Die Regierung legt Beschlag auf die Zeit des Unterhauses", heißt es; das bedeutet, sie läßt die ihr gehorsame Mehrheit darüber abstimmen, ob „einzelne (private) Mitglieder" in der noch übrigen Zeit des Parlamentsjahres wöchentlich eine oder zwei Stunden dazu frei haben sollen, eigne Anträge vorzulegen und zu beraten. Wer die englischen Parlamentsdebatten einigermaßen verfolgt, weiß auch, daß die meisten „privaten Mitglieder" sich in nichts anderm hervorthun, als in nörgelnder Kritik oder gar in der Obstruktion um dieser selbst willen, wenn sie der Gegnerschaft angehören. Befinden sie sich unter der Mehrheit, so helfen sie ihren Ministern ein wenig in den Zänkereien mit den Obstruktionisten der Minderheit. Und mit solchen Sachen wird ein Teil, zuweilen der größte Teil der kostbaren Zeit des englischen Reichsparlaments vertrödelt. Gesetzvorschläge zu morden oder die im Gang befindliche Gesetzgebungsarbeit zu verzögern, ist für einen „Politiker" wohl eine

sonderbare Thätigkeit. Etwas derartiges kann nur bei dem blinden Parteifanatismus vorkommen, der den Zusammenhalt der Partei und den Kampf um die Macht mit der Gegenpartei als die Hauptsache in der Politik zu predigen liebt. Den Parteien kann es auf diese Weise glücken, sich gegenseitig die Stange zu halten, indem sie einander nach Kräften an der Ausführung ihrer Ideen hindern . . . das ist ja aber in Summa das grade Gegenteil von dem allgemeinen Ideal der Politik, das darin besteht, zu handeln, so wenig unklug und kleinlich wie möglich zu handeln, immer aber zu handeln, nicht zu schwatzen.

Die Ueberflüglung des Unterhauses durch das Kabinett ist natürlich noch vollständiger auf den Gebieten der auswärtigen und der Kolonialpolitik, als auf dem der eigentlichen innern Politik. Die demokratische Nachgiebigkeit auf dem letztern ist sozusagen der Preis, den englische Staatsmänner, auch solche von konservativer Färbung, für desto freiere Hand im Spiele der großen Politik sich zu zahlen gewöhnt haben. So hat z. B. die englische Demokratie und haben die demokratischen Staatseinrichtungen in England fast gar keinen thatsächlichen Einfluß auf die Regierung Indiens oder auf die dortige kriegerische „Grenzpolitik" der Engländer. Diese Angelegenheiten werden ausschließlich von ungenügend oder gar nicht kontrollierten politischen Spezialisten besorgt. Es klingt so schön und rührend, daß „das Parlament in Westminster die höchste Behörde für das indische Vasallenreich sei". Wer sich nun eine vom praktischen Wissen unverdorbene politische Phantasie bewahrt hat, kann sich beim Anhören dieser Phrase vor seinem innern Auge die Apotheose der abendländischen Demokratie auf dem eignen Boden des morgenländischen Despotismus heraufzaubern. Thatsächlich zählen die Angelegenheiten des indischen Vasallenreichs aber zu der erschreckenden Menge von Reichsangelegenheiten, mit denen sich das Parlament in Westminster nicht anders als rein förmlich zu befassen hat und für die es seine eigne Gleichgültigkeit dadurch beweist, daß es sie stets „vor leeren Bänken behandelt". Diplomatische, indische, koloniale, militärische Angelegenheiten und zahlreiche andre von

allgemein staatlicher Wichtigkeit werden nach festgewurzelter Regierungspraxis vom Kabinett in der Downingstreet, von der Bureaukratie in Whitehall und von Gouverneuren und Diplomaten erledigt ohne die Spur eines ernsthaften Versuchs der nichtministriellen Parlamentsmitglieder (d. h. 650 von 670), dabei einzugreifen oder eine Kontrolle zu üben. Das Parlament erscheint von diesem Gesichtspunkte aus in der Hauptsache als ein großer Klub für zänkische Erörterung der irischen Frage, des englischen Staatshaushalts, einiger stehenden agrarischen oder industriellen Fragen, die für England von Bedeutung sind, oder einer und der andern Lappalie inbetreff des Unterrichtswesens, sowie einer Unendlichkeit englischer Sondergesetze von mehr professioneller und örtlicher als nationaler Bedeutung. Bei näherer Betrachtung der Verhandlungen des Parlaments wird man darin sehr wenige und nur undeutliche Spuren davon entdecken, daß dieses die oberste Leitung der Geschicke eines Weltreiches in der Hand hält. Diese Leitung ist keine parlamentarische, sondern eine bureaukratische, höchstens unter Oberaufsicht der Minister. Das Parlament in Westminster ist in der Hauptsache ein Lokalparlament — ganz wie die Parlamente der verschiedenen sich selbst regierenden Kolonien.

Ja, als „oberste Leitung" des Weltreichs ist das Parlament in Westminster zuweilen sogar von negativer Bedeutung, denn seine endlose Redewut, seine wunderbar schwerfällige Geschäftsordnung, seine Fähigkeit, die Minister auf tausendfach unerwartete Weise in Verlegenheit zu setzen, ist für deren heikle Arbeit natürlich höchst störend — nicht am wenigsten, wo es gilt, die Bureaukratie in London und in den Hauptstädten der Kolonien und der Vasallenstaaten zu kontrollieren. Das Reichsparlament trägt thatsächlich viel dazu bei, die staatsmännische Kraft derjenigen seiner eignen Mitglieder, die zur Leitung der verschiedenen Ministerien berufen sind, abzuschwächen. Es geschieht also oft in einer Art Selbstverteidigung, wenn die Minister danach trachten, ihre Handlungen der Kenntnisnahme und der Kontrolle des Parlaments so viel wie möglich zu entziehen.

Welche Art politischer Macht üben unter solchen Verhältnissen

nun die Wähler aus? Sie wählen indirekt ein Kabinett, dessen Zusammensetzung nicht einmal das Parlament direkt bestimmt und das doch vier Fünftel von der politischen Machtbefugnis des Parlaments aufsaugt. Aeußersten Falls können die Wähler das Vergnügen haben, ein neues Unterhaus zu wählen, das ... alle Macht den Häuptern der andern Ministerliste übergiebt! Auch die Presse, die eine politische Macht durch Leitung der politischen Gedankenarbeit der Wähler auszuüben meint, befindet sich in einer wunderlichen Stellung. Sie muß die Kunst, die Geheimnisse des Kabinetts und des Regierungswerkes zu erraten oder zu erlauschen, zur höchsten Virtuosität ausbilden. Klagerufe von höherer Stelle, daß ihr das gar zu gut gelinge, gehören zur Tagesordnung. Nachher gilt es, diese Kenntnis von den wirklichen Absichten der Regierung als einen von der Zeitung selbst erfundenen Geniestreich auszuposaunen, für den sie mit aller Kraft ins Zeug geht. Leitartikel mit wohlweisen Ratschlägen an die Minister nehmen sich hierbei vortrefflich aus. Handelt die Regierung endlich wirklich nach diesen Plänen und Ratschlägen, so schlägt die Zeitung großen Lärm über ihren eignen phänomenalen politischen Einfluß und zitiert in langen Spalten die rühmenden Auslassungen andrer Zeitungen über ihren geglückten Streich. Das ist zwar nicht die einzige Methode der englischen Presse, eine politische Macht auszuüben — es fehlt auch keineswegs an echteren Methoden — es wird aber, dank der Ueberhandnahme des geheimnisvollen Kabinettregiments, immer mehr und mehr üblich, und eine überaus merkwürdige Weise ist es gewiß.

Konservatismus und Demokratismus in England.

Nichts kann für den zusammengesetzten Charakter des englischen Demokratisierungsprozesses, für dessen demokratisch-aristokratisch inneres Wesen bezeichnender sein, als der Umstand, daß die konservative Partei stetig an innerer Kraft und äußerer Macht zunimmt und daß gleichzeitig der

Aufbau des Gemeinwesens mehr und mehr darauf angepaßt wird, das Selbstbestimmungsrecht und den wirtschaftlichen Wohlstand der untern Volksklassen zu vermehren. Natürlich bedingt das eine sehr wesentliche Umwandlung des Prinzips und der Taktik der konservativen Partei; als unleugbare und bedeutungsvolle Thatsache steht aber doch fest, daß es nicht die bürgerlich Liberalen, die „ältesten Bannerträger der demokratischen Ideen", sondern die uralten, historischen Gegner des Demokratismus, die aristokratisch Konservativen sind, denen es gelingt, das für die augenblickliche politisch-soziale Entwickelung notwendige Kompromiß mit der Arbeiterklasse zustande zu bringen.

Es scheint so, als ob der Liberalismus, im großen betrachtet, eine weit flüchtigere Erscheinung wäre, als der Konservatismus. Der letztere faßt stets die wesentlichen wirtschaftlichen und politischen Wünsche der besitzenden Klassen, soweit diese Wünsche bereits erfüllt sind, zusammen. Der Liberalismus bezeichnet nur, daß die gesellschaftliche Entwickelung eine neue, besitzende Klasse ins Leben gerufen hat, deren besondre Ansprüche an die Staatsmaschinerie noch nicht durchgeführt worden . . . und auch nicht ohne Kampf mit den ältern, gegen die neu Auftauchenden ungünstig gesinnten, besitzenden Klassen durchzuführen sind. Dem Liberalismus wohnt in erster Linie ein Streben nach gewissen konstitutionellen und gesetzlichen Veränderungen inne. Hat dieses Streben sein Ziel erreicht, sind die historischen Ideen des Liberalismus dem Staatsorganismus einverleibt, so hat man es mit einem neuen, nach den Ansprüchen der neuen besitzenden Klassen modifizierten Konservatismus zu thun — und die in der Politik noch spukende, liberale Parteiorganisation ist damit zur Schale ohne Kern geworden, zu einer Schale, die wohl noch bei jeder politischen Bewegung klappert, Jahr für Jahr aber mehr und mehr verdorrt und vertrocknet.

Die beständig fortschreitende Gesellschaftsentwickelung ruft wiederum neue Ansprüche auf politisch-wirtschaftliche Umgestaltung hervor; dann sind es vielleicht aber die Interessen der nicht besitzenden Klassen, die hinter diesen Forderungen das treibende Motiv bilden. Die liberale Parteiorganisation sucht sie viel-

leicht in ihr Programm aufzunehmen, um überhaupt ein Agitationsprogramm zu haben, das wenigstens einen aktuellen Sinn hat — dieser Edelmut ist aber von Anfang an totgeboren. Die Liberalen gehören ja der Besitzerklasse an und können daher nur eine höchst „maßvolle", auf den „Schutz der bestehenden Gesellschaftsordnung" abzielende Agitation für das Ideal einer Gesellschaftsreform der Besitzlosen betreiben. Solche Forderungen von seiten der Besitzlosen, die ohne unbequeme Abänderung der bestehenden Gesellschaftsordnung durchzuführen sind, unter dem Drucke seitens der Mißvergnügten zu verwirklichen, ist die natürliche Aufgabe der konservativen, der „gesellschafterhaltenden" Klassen. Scheinbar selbstlose Reformarbeit dieser Art wird aus zwei Gesichtspunkten ein Lebensinteresse des Konservatismus: teils weil die liberalen Parteiüberreste dadurch „übertrumpft" und planmäßig überflügelt werden, und teils weil das rote Gespenst eines gewaltsamen Aufruhrversuchs der bedrückten, halb hungernden Besitzlosen damit, wenigstens vorläufig, abgewehrt wird.

Die konstitutionelle Entwickelung Englands in den letzten drei Jahrhunderten ist als Ergebnis eines ununterbrochenen Zwistes zwischen den beiden allbekannten Typen, den Tories und den Whigs, hervorgegangen. Beide haben seit ihrer ersten Scheidung zur Zeit Karls II. eine gewaltige Veränderung durchgemacht. Ein wichtiger Abschnitt in diesem Umwandlungsprozesse wurde vor etwa 40 Jahren erreicht, wo die Parteinamen „Konservative" und „Liberale" an Stelle der alten Bezeichnungen zuerst in Gebrauch kamen. Im Laufe des letzten Jahrzehnts ist die Umwandlung noch weiter fortgeschritten, und das Ergebnis davon ist der „Neukonservatismus" und „Neuliberalismus", d. h. auf der einen Seite ein Konservatismus, der mit allen wesentlichen Ideen des Liberalismus verquickt, und auf der andern ein Liberalismus, der mit einem Teile Arbeiterpolitik dilettantisch zusammengerührt ist. Als merkwürdig am englischen Neukonservatismus erscheint seine Bereitwilligkeit, ungefähr ebensoviel Arbeiterpolitik in sich aufzunehmen, wie es dem Neuliberalismus je irgend möglich ist — wodurch die aktuelle politische Bedeutung des letzteren aufs äußerste

herabgemindert wird. Die „Arbeiterfreundlichkeit" des offiziellen Liberalismus ist von dem verlockenderen und mindestens ebensoviel Vertrauen einflößenden Reformprogramm des offiziellen Konservatismus beinahe ganz aus dem Felde geschlagen worden.

Thatsächlich wirkt der Ausdruck „konservativ" auf den englischen Arbeiter nicht sonderlich abstoßend, nicht einmal, wenn er sich des sozialen Klassengegensatzes bewußt ist — was eher eine Ausnahme als die Regel sein dürfte. Einesteils ist es geschichtliche Thatsache, daß viele wichtige Fabrikgesetze und für Lohnarbeiter hochwichtige Neuerungen unter konservativer Regierungsleitung — wenn auch keineswegs auf Grund eigner Anregung und ungezwungener Humanität der Konservativen — durchgeführt worden sind, anderenteils kommt dem Konservatismus das Verdienst zu, niemals die seichteste aller volkswirtschaftlichen Theorien, die Laissezfaire-Doktrin der liberalen, sog. Manchesterschule befürwortet zu haben. Der ältere Konservatismus war eine Grundeigentümerpolitik und konnte deshalb, wenn auch in *seiner* Weise kraß klassenegoistisch, das Unehrliche und Ungereimte in der Lehre einräumen, der zufolge die Lohnarbeiter mit einer Gesellschaftsordnung, die den privaten Industrie- und Handelskapitalisten die für sie vorteilhafteste Handelsfreiheit gab, zufrieden sein müßten. Während der Liberalismus sein falsches Jugendideal verleugnen mußte, um mit dem modernen Begriffe Sozialreform auf sympathischen Fuß zu kommen, brauchte der Konservatismus nur seine alten Anschauungen von den Pflichten der Macht- und Besitzhabenden gegenüber „den dienenden Klassen" gemäß den neuen Anforderungen der Zeit in humanitärer Weise zu erweitern. Daß die englische Sozialreform noch keine bessere hat werden können, als sie ist, beruht nicht ausschließlich auf dem Klasseneigennutz der Bodenbesitzer, sondern teilweise auch auf dem schlechten Einfluß, den der Kapitalismus, seit er konservativ geworden ist, auf die wirtschaftliche Gesetzgebung der konservativen Partei ausübt.

Der jetzige englische Konservatismus ist also eine sehr gemischte Erscheinung. Darin finden wir die halbfeudale Interessenpolitik der großen adligen Grundbesitzerfamilien brüderlich vereint

mit der rein modernen wirtschaftlichen Politik der Kapitalmagnaten, aber daneben noch eine deutliche Einwirkung der Sonderinteressen der untern Volksklassen und besonders der der Industrie- und der Landarbeiter. Man könnte den englischen Konservatismus gradezu einen demokratisch aufgeklärten, feudal-kapitalistischen Aristokratismus nennen.

Trotz ziemlich allgemeinen politischen Wahlrechts hat die besitzlose Mehrheit der Bevölkerung doch keinerlei unmittelbaren Einfluß auf das Thun und Lassen der regierenden Kreise. Ohne die Stimme der Lohnarbeiter zu erhalten, können freilich weder konservative noch liberale Parlamentskandidaten sicher sein, ins Unterhaus zu kommen. Daher die zwingende Notwendigkeit, immer einige demokratisch-soziale Reformvorschläge auf dem Programm zu haben und während der Parlamentstagung mit solchen wenigstens kleine Fortschritte durchzusetzen. Auf der andern Seite legt der Mangel an Taggeldern für die zeitraubende Wirksamkeit eines Parlamentsmitgliedes den besitzlosen Wählern für die Wahl von Arbeitern gewisse Hindernisse in den Weg. Bis jetzt hat es im Westminsterpalaste noch nie mehr als ein halbes Dutzend wirkliche Arbeitervertreter gegeben. Die englischen Arbeiter glauben sich, mit Recht oder Unrecht, darauf angewiesen, reiche Adlige oder Großbürger zu wählen, um, so gut es eben geht, diesen das eine oder andere Zugeständnis in wirtschaftlich-demokratischer Richtung abzugewinnen.

Eine gewisse nüchterne Geschäftsmäßigkeit in politischen Dingen sowohl unter den Reichen als auch unter den Armen ermöglicht es, auf diese Weise eine bedeutungsvolle, wenn auch inkonsequente und langsame Sozialreform zu betreiben. Die höhern Gesellschaftsklassen leisten dagegen allemal Widerstand und . . . machen schließlich dann wichtige Zugeständnisse, wenn das Unbehagen und das Risiko fortgesetzten Widerstands sich größer als die thatsächlichen Vorteile davon erweisen. Der englische Konservatismus ist ein praktischer, auf dem soliden Grunde der Besitzinteressen aufgebauter Opportunismus; er trägt aber keine Grundsatzschwärmerei in sich. Man hat unmittelbare Vorteile als Ziel,

kämpft um sie, wägt sie gegeneinander ab, kümmert sich aber wenig um Theorien, die damit zusammenhängen könnten. Und oft zeigt es sich, daß — vom praktischen Gesichtspunkte — Verständigungen recht vorteilhaft sein können, obwohl sie einem Theoretiker als haarsträubende Ketzerei erscheinen würden.

In den Ländern, wo der Konservatismus mehr theoretisch, mehr fanatisch und rücksichtslos unrealistisch ist, wo konservative Politiker politischer Einsicht und Erfahrung ermangeln und alle politischen Maßnahmen nach wesenloser Vorstellung einer von Gott eingesetzten Gesellschaftsordnung beurteilen, hat man sicherlich viel von dem Konservatismus, Liberalismus und Demokratismus, ja sogar von dem „Sozialismus" Englands zu lernen. Die Politik ist ein Fach für sich; und in dem englischen Konservatismus giebt es noch für lange Zeit hinreichend viele kluge, kundige, kaltblütige politische Fachmänner, daß sie ihrem Berufe einigermaßen verständig in Uebereinstimmung mit den Ansprüchen der unwiderstehlichen innern sozialen Entwickelung obliegen. Sind diese Ansprüche ungesunder Natur — was ja denkbar ist — so geht es allerdings trotz aller politischen Weisheit verkehrt, denn der Politiker kann in keinem Falle etwas andres thun, als mit den vorhandenen sozialen Kräften zu arbeiten. Aber diese umzugestalten, soweit etwas derartiges überhaupt möglich ist, das ist nicht seines Amts.

Auch englische Arbeiter sind in erster Reihe Engländer und folglich Realpolitiker mit einem Mindestmaß von idealistischer Ungeduld. Ihnen fehlt die weitschauende Phantasie, die bei einer bedrückten Gesellschaftsklasse Widerwillen gegen das endlose, schrittweise Kompromißschließen erzeugt, wodurch scheinbar unnötige Leiden so sehr verlängert werden und den Mißhandelten und Mißbrauchten ihr Menschenrecht in homöopathischen Dosen zufließt. Mancher festländische Arbeiter zieht es dementgegen vor, an die Möglichkeit einer gewaltsamen, sozialen Revolution zu glauben, die der Arbeiterklasse, die sich jetzt als mißbrauchtes, niedergehaltenes Glied im modernen Produktionssysteme fühlt, mit einem Schlage alle Vorteile des materiellen und geistigen Lebens ver-

schaffen soll. Und wenn die sozialdemokratische Umwälzung auf sich warten läßt und besten Falls durch einen langen Umgestaltungsprozeß ersetzt wird, so wandelt sich der sozialistische Demokrat zuweilen zum sozialistischen Anarchisten mit dem Argwohne um, daß alle Politik, alle organisierte physische Machtausübung vom Uebel sei, und er sucht dann, inkonsequent genug, die Verwirklichung seines Ideals durch wahnwitzig planlose, individuelle Gewaltthaten zu beschleunigen.

In der englischen Arbeiterklasse giebt es reichlich so viel hoffnungslose Not und Erniedrigung, reichlich so viel wirtschaftliche Unsicherheit und ebensoviel aufreibende Arbeit für Hungerlöhne, wie im Proletariat der festländischen Industrieländer; dem niedern englischen Volke fehlt aber für sein Elend die Art Gefühl, die den Instinkt zum Aufruhr weckt. Ist der englische Arbeiter auf die untern Stufen der Armut hinabgesunken, so wird er vollständig stumpf und aller Selbstachtung, allen Gemeingeistes bar. Ist er dagegen zu der einigermaßen gut gelohnten „Arbeiteraristokratie" emporgestiegen, so wird er selbstzufrieden und von dem universellen englischen Klassengeist erfüllt. Der Baumwollspinner, Steinkohlenhäuer oder mechanische Arbeiter mit 30 bis 36 Schilling Wochenlohn betrachtet sich in vollem Ernst als einer andern sozialen Klasse angehörend, als der gewöhnliche, fachlich ungebildete Arbeiter mit nur 16 bis 24 Schilling wöchentlich, und er glaubt keineswegs viele politische Interessen mit diesem gemein zu haben. Das Verlangen, sich als sozial besser, auf eine für die Selbstliebe schmeichelhafte Weise sozial vom Andern geschieden zu fühlen, ist eine vorherrschende Leidenschaft unter Englands Lohnarbeitern ebenso, wie unter dessen Mittel- und Oberklasse. Es mangelt deshalb auch in den verschiedenen Schichten der englischen Arbeiterwelt an starken Strömungen sozialer Sympathie und Zusammengehörigkeitsgefühls. Sie fühlt sich eben nicht als ein Ganzes und tritt darum in der Politik auch nicht gemeinsam auf. Das soziale Klassenbewußtsein hat nur die Gestalt sozialen Cliquenbewußtseins, und die Arbeiterpolitik wird nützliche Cliquenpolitik für einzelne Arbeiterschichten, jedoch keine breite, hoch-

strebende Parteipolitik im Namen des gesamten Lohnarbeiterstandes.

Während der schweren Handelskrisis, die England am Ende der 80er Jahre heimsuchte, gewann es den Anschein, als ob die ganze englische Arbeiterwelt von Solidaritätsgefühl erfüllt wäre. Das Fachvereinswesen, bis dahin eine ständige Erscheinung nur unter den bestbezahlten, sogenannten gelernten Arbeitern, griff plötzlich auch zu den ungelernten Arbeitern hinüber, und gleichzeitig begann die Auffassung der festländischen Sozialdemokratie von wirtschaftlicher Entwickelung, von Organisation und Klassenkampf sich geltend zu machen. Bis dahin hatte in den englischen Fachvereinen allein der Gedanke vorgeherrscht, den Arbeitern wirtschaftliche Gerechtigkeit in der Lohnverabredung mit den Arbeitgebern, sowie Hilfe in Krankheitsfällen oder bei unfreiwilliger Arbeitslosigkeit zu sichern. Der Streik kam nur als äußerstes Mittel zur Anwendung, um den Arbeitgebern die Vorteile abzunötigen, die zu beanspruchen die Verhältnisse des Warenmarktes den Arbeiter berechtigten. Man pflegte sorgsam das Gemeinsamkeitsgefühl, das die Streikpolitik erforderte, ließ im übrigen aber dem Berufseigennutz freie Zügel. Mit der Politik, meinte man, hätten die Fachvereine nichts zu schaffen. Höchstens sprachen sich deren Kongresse für eine oder die andere Reform in der wirtschaftlichen Gesetzgebung aus und ersucht irgend ein wohlwollendes Parlamentsmitglied, einer eben in Gang befindlichen Gesetzgebungsarbeit eine für die Arbeiter vorteilhafte Wendung zu geben. Dabei fehlte es aber an dem Gedanken, daß der wirtschaftliche Aufbau der Gesellschaft gerade zur Ermöglichung größerer ökonomischer Gerechtigkeit für körperlich arbeitende Mitbürger einer durchgreifenden Veränderung bedürfe und daß letztere deshalb ihre eigne Politik treiben müßten. Die neue, durch den Zulauf der niedrigeren Arbeiter mehr demokratisch und national gewordene Fachvereinsbewegung begann wohl unter dem Einflusse der sozialistischen Ideen von einer solchen politischen Mission zu träumen, kam aber dabei nicht über die ersten, umhertappenden Ansätze hinaus. Als wieder bessere Geschäftszeiten anbrachen, verdunstete

der sozialpolitische Idealismus der englischen Arbeiter alsbald, und die eng begrenzten wirtschaftlichen Fachinteressen traten wieder in den Vordergrund. Noch zu Anfang der 90er Jahre sah es aus, als ob der seit 1867 alljährlich zusammentretende Kongreß der britischen Fachvereinsvertreter sich zu einer Art Arbeiterparlament, mit dem Ziele, ein Programm für das solidarische Eingreifen der Arbeiterklasse in die soziale Umgestaltung der Gesellschaft zu entwerfen, auswachsen sollte; doch schon der Kongreß von 1895 machte alle derartigen Hoffnungen zu schanden, indem er sich folgerichtiger als je auf die Grundlage der Fachvertretung umorganisierte und jede andre Art von Arbeitervertretung förmlich ausschloß.

Der Sozialismus und die Mittelklasse.

England zeigt das einzig dastehende Schauspiel einer sozialistischen Propaganda, die williger Hörer und thätigere Bekenner in den gebildeten und besitzenden Klassen als unter den Lohnarbeitern gefunden hat. Sicherlich zählt die Sozialdemokratie verschiedene Tausend Anhänger in den neuen Fachvereinen der sogenannten ungelernten Arbeiter und in der aus organisierten und unorganisierten niedern Arbeitern bestehenden „unabhängigen Arbeiterpartei", aber dieser Thatsache scheint jede Bedeutung für das öffentliche Leben abzugehen. Der Arbeiterpartei fehlt es in ungewöhnlichem Grade an der englischen Fähigkeit zum Zusammenhalten und zu praktisch wirksamer Thätigkeit. Die Versuche der Partei, eigne Kandidaten bei der Parlamentswahl aufzustellen, haben — bis auf eine oder zwei Ausnahmen — zu kläglichen Niederlagen geführt. Die Arbeiterkandidaten in großen und armen, fast ausschließlich von ihren eignen Klassengenossen bewohnten Bezirken haben vielleicht ein paar hundert Stimmen erhalten während ein in Mitbewerb kommender Bankier oder Rechtsbeflissener, der oft der konservativen Partei angehörte, mit mehreren tausend Stimmen Mehrheit siegte. Soll man den Baum aus-

schließlich nach seinen Früchten beurteilen, so ist kein andrer Schluß möglich, als der, daß die sozialistischen Ideen auf die Mitglieder der Mittelklasse mit öffentlichem Interesse kräftig anregend gewirkt haben, daß sie bei den Arbeitern aber auf ganz unfruchtbaren oder doch sehr unzuverlässigen Boden gefallen sind.

Auf dem Festlande stehen die Anhänger des Sozialismus im Ruf, fanatische Revolutionäre oder besten Falls höchst unrealistische Zukunftspolitiker zu sein — was damit zusammenhängt, daß eine politisch rührige, der bestehenden Gesellschaftsordnung feindselige Arbeiterpartei hier gewöhnlich der thätigste Vorkämpfer der sozialistischen Ideen ist. In England dagegen ist diese Rolle von einer aus der Mittelklasse stammenden Agitations- und Diskussionsvereinigung, der Fabian Society, aufgenommen worden, die vor allem darauf ausgeht, die politischen Machtverbände auf geistigem Wege mit sozialistischer Anschauungsweise zu durchsäuern und durch thätiges Eingreifen in die gemeindliche Reformarbeit den Aufbau der neuen Gesellschaftsordnung praktisch einzuleiten. Die Mitglieder der Fabian Society beabsichtigen also, die bestehende Gesellschaft in sozialistischer Richtung zu „erziehen", nicht aber mit einem festgesetzten Gesellschaftsplan im Auge sie plötzlich umzustürzen. Sie haben sich deshalb auch nicht mit der Annahme der ökonomischen Theorien des Sozialismus begnügt, wie diese in den Schriften eines Karl Marx und seiner Schüler vorliegen, sondern sich bemüht, dieselben auch noch kritisch fortzubilden. Dabei ist die und jene, auf dem Festlande als „Eckstein des Sozialismus" betrachtete Theorie vollständig verlassen und vorkommenden Falles durch Erfahrungen und Ergebnisse der neuesten, wissenschaftlichen Volkswirtschaft ersetzt worden. Gleichzeitig haben diese englischen Sozialisten der Mittelklasse die Politik und besonders, in Theorie und Praxis, die demokratischen Entwickelungsfragen studiert. Sie haben politische Erfahrung und gründliche Einsicht in die wahren Eigentümlichkeiten der demokratischen Regierungsform dadurch gewonnen, daß sie freiwillig und unentgeltlich im Dienste der Arbeiterbewegung, der Stadt- und Landgemeinden eine unglaubliche Menge schwerer Arbeit verrichten.

Dieses vorurteilsfreie und gründliche Zuwerkegehen hat nicht nur den innersten Kern ihrer sozialistischen Ueberzeugung nicht vernichtet — der Ueberzeugung nämlich, daß das privatkapitalistische Produktionssystem gründlich umgestaltet werden müsse, um den Lohnarbeitern den Genuß des berechtigten Anteils an wirtschaftlichen Vorteilen zu verschaffen — sondern auch die Wirkung gehabt, ihnen Achtung und Beifall auch außerhalb ihres Anhängerkreises zu gewinnen. Der Engländer ist schnell bereit, allen Formen praktischen Verdienstes seine Anerkennung zuteil werden zu lassen, und hat zu wenig Sinn für abstraktes Denken, um sich um andersgeartete Gesellschaftstheorien, die jene zu ihrem Thun beseelt haben, zu bekümmern. Freunde demokratischer Gesellschaftsreformen, die darauf ausgehen, das Dasein gesünder und für die Arbeiter würdiger zu gestalten, giebt es jetzt unter den gebildeten Klassen in England hinreichend zahlreich, sodaß die Fabian Society zwischen ihrer Wirksamkeit und den übrigen Reformbestrebungen der Nation nicht der Anknüpfungspunkte ermangelt. Entbehrt die eigentliche Arbeiterbewegung in England auch eines großen leitenden Ideals, so findet sich bei den herrschenden Klassen daselbst doch mehr als anderswo die Bereitwilligkeit, die Forderungen der Arbeiter rücksichtsvoll und sympathisch zu behandeln, selbst wo dies eine gewisse Aufopferung eigner Bequemlichkeiten und Vorteile bedingt. Die verhältnismäßig friedliche Physiognomie des sozialen Englands scheint nicht daher zu rühren, daß dem Lande tiefgehende soziale Mißverhältnisse, schneidende Gegensätze zwischen unverdientem Reichtum und unverdienter Armut fehlten, sondern daher, daß die Arbeiter weniger weitgehende Forderungen erheben und die politisch und wirtschaftlich Herrschenden größere Bereitwilligkeit zeigen, Rücksichten zu nehmen und Zugeständnisse zu machen, als das in andern Ländern der Fall ist.

Fünftes Kapitel.

Industrieller Demokratismus.

Oekonomische Freiheit.

Die typischen Einrichtungen des englischen Demokratismus — Wähler, Abgeordnete, Vollziehungsausschuß und kontrollierte Beamte — obwohl zuerst erfunden und angewendet, um dem Staate eine freie Regierungsform zu geben, sind keineswegs ausschließlich politische, sondern allgemeine Kennzeichen des englischen Typus von Demokratismus. Man begegnet ihnen wieder im System für örtliche Selbstverwaltung und in unzähligen Formen freiwilliger Genossenschaft besonders auf dem wirtschaftlichen Gebiete. Vor allem zeigt das großindustrielle Gesellschaftsleben in England eine rasche Zunahme in der Ausbreitung der demokratischen Organisationsart. Industrieller und politischer Demokratismus sind in England zwei im Nationalcharakter wie in der Gesellschaftsentwickelung gleich tief wurzelnde Erscheinungen. In der That ist es unmöglich, zwischen beiden eine scharfe Grenze zu ziehen, weil der letztere mit innerer Notwendigkeit Veranlassung zu einem Eingreifen in industrielle Verhältnisse (durch Fabrik- und Arbeiterschutzgesetze und durch Verordnungen über Einigungsämter und Schiedsgerichte zwischen Arbeitern und Arbeitgebern) gegeben hat — einem Eingreifen, das in jeder Hinsicht den Charakter von Vorbereitungen zu einer demokratischen Zentralverwaltung für das Wirtschaftswesen erkennen läßt. Unter den Ansätzen zu einer demokratischen Lokal- und Sektionsverwaltung stehen in erster Linie die Kooperativverbände, die Krankenkassen der Arbeiter und die

Fachvereine, sowie auf der Seite der Arbeitgeber die gegen die Arbeiter oder die Konsumenten gerichteten Genossenschaften oder „Ringe".

Alle diese englischen Formen von gesetzlichem oder freiwilligem Demokratismus im Wirtschaftswesen sind demselben streng praktischen Ideal von der Freiheit des Einzelmenschen im Gesellschaftsleben ebenso entsprungen, wie der politische Demokratismus. Freiheit ist Freiheit zu handeln gemäß der Macht, über die man grade verfügt, und Handeln bedeutet, auf die Handlungen Andrer Einfluß ausüben, mag sich dieser Einfluß auch nur darauf gründen, daß es diesen Andern „frei" steht, sich meinen Vorschriften zu unterwerfen oder sich in eine noch weit nachteiligere Lage zu versetzen, als sie durch meine Vorschriften bedingt würde. Vollständige wirtschaftliche Freiheit für mich bedeutet immer ein gewisses Maß wirtschaftlichen Zwanges für Andere, und vollständige ökonomische Freiheit für Andere bedingt einen gewissen ökonomischen Zwang für mich. Diese Thatsache ist untrennbar von dem Gemisch gegenseitiger Abhängigkeitsverhältnisse, die zusammen die wirtschaftliche Gesellschaft bilden.

Bin ich Arbeitgeber, so besteht meine ökonomische Freiheit zum großen Teil in der Freiheit, meine kapitalistische Uebermacht gegen meine Arbeiter zu gebrauchen, um deren Lohn so klein und deren Arbeitsleistung so groß wie möglich zu machen. Bin ich Arbeiter, so besteht meine wirtschaftliche Freiheit zum Teil darin, das grade Gegenteil zu thun — für die möglichst geringe Arbeitsleistung den möglichst großen Lohn zu erstreben. Nach der modernen Volkswirtschaftslehre können Arbeitgeber und Arbeiter im Lohnvertrage nicht gleichzeitig das Höchstmaß von Freiheit genießen, Dieser müßte entweder zur reinen Tyrannei ausarten, indem der einen Partei alle Freiheit zusteht und die andre allem Zwange unterliegt, oder zu einem Kompromiß von ganz der gleichen Art führen, wie bei den politischen Verhandlungen zwischen verschiedenen Parteien oder zwischen König und Volk. In der Natur der Verhältnisse liegt es nun, daß die Lohnbestimmung, wenn sie nicht durch ein Kompromiß zustande kommt, in der Regel auf eine

Tyrannei des Kapitalisten über den Arbeiter hinausläuft, sowie, daß diese Art Tyrannei in 99 von 100 Fällen allemal bestehen wird, wo ein großindustrieller Kapitalist ein neues Abkommen mit jedem einzelnen seiner Arbeiter trifft.

Der einzelne Arbeiter kann ja den Kapitalisten dadurch schädigen, daß er sich weigert, für den ihm gebotenen Lohn zu arbeiten; diese Schädigung ist aber verschwindend klein, vielleicht nur ein Zehntausendstel so groß wie die, die der Kapitalist erlitte, wenn alle seine Arbeiter und alle andern Arbeiter gleichzeitig Gebrauch machten von der Freiheit der Weigerung, zu seinen Bedingungen für ihn zu arbeiten. Für den Arbeiter aber ist der Schaden, den er durch Zurückweisung seines Lohnangebots von seiten des Kapitalisten für jeden Tag erleidet, den es ihm kostet, einen besser bezahlten Platz zu finden, gleich dem fühlbaren Verlust eines Bruchteils seines knappen jährlichen Lebensunterhaltes. Sind dann fast alle Werkstätten seines Faches großindustrielle Anlagen, und sind alle Arbeitgeber in der Lage, mit ihren Arbeitern einzeln Abkommen zu treffen, so nützt es letzteren nicht einmal, wenn die Nachfrage nach Arbeitskräften gelegentlich größer ist als das Angebot solcher. Denn der Arbeiter hat auch in diesem Falle nur sehr wenig Aussicht, seine verlorenen Arbeitstage durch ein vorteilhafteres Lohnabkommen, als das von ihm zurückgewiesene, aufgewogen zu sehen.

Die Freiheit des einzelnen großindustriellen Lohnarbeiters dem Kapitalisten gegenüber, entsprechend der wirtschaftlichen Macht, die er etwa grade hat, zu handeln, ist nahezu gleich Null, denn seine wirtschaftliche Macht ist verschwindend klein im Vergleich mit der des großindustriellen Arbeitgebers. Diese kann nicht von der Macht eines einzelnen Arbeiters, sondern nur von der zusammengefaßten wirtschaftlichen Macht von Hunderten oder Tausenden von Arbeitern beeinflußt oder gar aufgewogen werden. Und der Anteil, den jeder einzelne Arbeiter an einer solchen zusammengehäuften Machtfülle erhalten kann, bildet überhaupt den höchsten Grad ökonomischer Freiheit, der für ihn unter normalen Verhältnissen erreichbar ist — vorausgesetzt, daß die Zusammen-

fassung und Anwendung dieser Macht nach streng demokratischen Grundsätzen erfolgt.

Wie man in England die Aufgabe der wirtschaftlichen Freiheit zu lösen versucht hat, und zwar unter den ungünstigsten Verhältnissen, die der moderne Staat bietet — genau gesagt, für Rechnung des großindustriellen Lohnarbeiters zu lösen versucht hat — läßt sich am besten an einigen Zügen aus der englischen Fachvereinsbewegung, dem umfassendsten Versuche, den es im industriellen Demokratismus giebt, nachweisen. Die gründlichen selbständigen Untersuchungen des Wesens und der Geschichte des Tradeunionismus von Sidney und Beatrice Webb (besonders deren vortreffliche Industrial Democracy, London, 1897), bieten wertvolle Aufklärungen über die eigne Auffassung des Fachvereinsproblems der englischen Demokraten und werden uns mit Vorteil als hauptsächliche Wegweiser dienen, da es weit weniger die volkswirtschaftlichen Verdienste oder Nachteile der Fachvereine, als deren Eigenschaft als freie Demokratien von englischem Typus sind, was uns hier vornehmlich interessiert.

Individuelle Freiheit und freier Wettbewerb.

Die Fachvereine sind ein Versuch, durch demokratische Organisation von sehr verwickelter und wechselnder Art dem großindustriellen Lohnarbeiter das größtmögliche Maß wirtschaftlicher Freiheit zu sichern. Ein solcher Zweck hat notwendigerweise eine Menge Theorien über das anzustrebende Ziel zur Voraussetzung, Theorien über die zu besiegenden Hindernisse ebenso wie über die hierzu am dienlichsten erscheinenden Mittel. Jede soziale Bewegung hat ihre Theorien — d. h. sie lotst sich durch die unübersehbare Menge von Verwickelungen im Gesellschaftsleben mit Hilfe einiger vorgefaßten allgemeinen Ideen über das Abhängigkeitsverhältnis zwischen der Bewegung und der Gesellschaft vorwärts. Man entdeckt jedoch, daß es Bewegungen giebt, die es anerkennen, daß sie sich auf Theorien stützen

und von deren Beschaffenheit klare Erkenntnis haben, und wiederum solche, die infolge des Kenntnismangels oder des antitheoretischen Doktrinarismus ihrer Anhänger es ableugnen, daß sich hinter der größeren oder geringeren Einseitigkeit und Folgerichtigkeit ihrer Handlungen Theorien verbergen. Eine solche Haltung gegenüber sozialen Theorien ist die gefährlichste von allen, indem sie diesen eine ganz unkontrollierbare Macht über die Gesinnung der vermeintlich Theorielosen verleiht. Kein Sozialpolitiker ist ein solcher Sklave starrköpfig festgehaltener, lüderlich formulierter und oft gegen die best bekannten Thatsachen des Gesellschaftslebens streitender Theorien, als gerade derjenige, der sich rühmt, ein „praktischer" Mann zu sein und alle Theorien zu verachten. Er ist nämlich außer stande zur Beobachtung der ersten Regeln für ein gesundes Verhältnis zwischen der praktischen Einsicht und deren unumgänglichen Theorien — dazu nämlich, diese in Uebereinstimmung mit neuen und veränderten Thatsachen ehrlich und folgerichtig abzuändern.

Der Kampf zwischen der englischen Fachvereinsbewegung und deren kapitalistischen Gegnern bietet eine lange Reihe schlagender Beispiele für die Notwendigkeit sozialer Theorien. Die Arbeiter haben die größte Mannigfaltigkeit an Theorien gehabt und diese in Uebereinstimmung mit den wechselnden Verhältnissen der geschichtlichen Entwickelung freimütig geändert. Infolgedessen hat die Fachvereinsbewegung einen großen Formen- und Methodenreichtum gezeigt, sowie eine unbegrenzte Fähigkeit, sich den Riesenfortschritten des wirtschaftlichen Gesellschaftslebens in der Zeit zwischen der Mitte des 18. und dem Schlusse des 19. Jahrhunderts anzupassen. Es giebt viele Fachvereinstheorien, viele Typen der Fachvereinsorganisation, viele Methoden der Fachvereinswirksamkeit und viele Arten von Fachvereinsregeln, die mit diesen Methoden durchgedrückt werden. Die Arbeiter haben sich thatsächlich damit befaßt, eine von ihrer gesellschaftlichen Stellung nötig gemachte, eigene Art von sozialer Organisation aufzubauen und diese den veränderten Verhältnissen beständig aufs neue anzupassen. Die Rolle der Arbeitgeber dagegen ist von jeher rein negativ ge-

wesen und hat lediglich in Versuchen bestanden, jene aufbauende Arbeit zu zerstören. Hiermit sind sie, trotz ihrer aufrichtigen Versicherung, die Sache nur „praktischer Erfahrung" gemäß zu beurteilen, thatsächlich blind einer unbewußten Theorie gefolgt, die die Fachvereine für die Nation im allgemeinen, wie für die Arbeitgeber im besonderen, und in nicht geringem Maße auch für die Arbeiter selbst als *schädlich* hinstellt. Diese Theorie erhielt schließlich, in etwas gemilderter Form, ihren Platz in der volkswirtschaftlichen Wissenschaft. Die zwischen 1825 und 1875 blühende „Lohnfonds-Theorie" erklärt bekanntlich, daß die Fachvereine nicht imstande seien, den Arbeitern wirtschaftlich zu nützen. Jetzt ist diese Theorie von der fortschreitenden nationalökonomischen Wissenschaft gänzlich aufgegeben und die wichtigsten, in unsern Tagen angewendeten Fachvereinstheorien sind als richtig anerkannt — was natürlich nicht verhindert, daß viele Arbeitgeber, vielleicht die meisten, noch immer jener falschen Theorie anhangen, oft in dem Glauben, sie entspreche dem, „was die gesunde Vernunft" jedem aufmerksamen Beobachter „sage".

Die drei allgemeinen Grundtheorien des Fachvereinswesens waren schon im Vorhergehenden angedeutet und lassen sich in folgender Weise zusammenfassen: Der um Lohn thätige Arbeiter *kann* seine wirtschaftlichen und andern Vorteile in der Verabredung mit dem Kapitalisten stets vermehren, weil es nicht unveränderliche „Naturgesetze", sondern wechselnde menschliche *Macht*verhältnisse sind, die über den Ausfall des Lohnabkommens innerhalb gewisser Grenzen entscheiden. Zu diesem Zwecke muß der Arbeiter die persönliche Verabredung vermeiden; denn seine Macht ist stets ganz gering, wenn er dem Kapitalisten einzeln gegenübersteht, und sie ist oft unzureichend, ihn gegen wirtschaftlich und sittlich erniedrigende Ausbeutung zu schützen. Eine demokratische Organisation der Arbeiter ist zum Lohnabkommen mit dem Kapitalisten das richtige Mittel, um für jeden einzelnen Arbeiter in der ganzen Gruppe, um die es sich handelt, die größtmögliche ökonomische Macht (d. h. Freiheit) zu erringen.

Wer dem demokratischen Gesellschaftsideale huldigt, muß die

letzte der drei Theorien billigen. Es ist ja nur nötig, die demokratische Grundidee im Auge zu behalten, wonach das ersehnte Ziel nicht ein Höchstmaß von Vorteilen für eine Minderzahl, sondern für alle zugleich sein soll — obgleich das vielleicht zur Folge hat, daß einzelne weniger Vorteile erlangen, als sie sonst erzielen könnten.

Die beiden vorhergehenden Theorien dagegen sind rein wirtschaftlicher Art und von unsrer Wahl eines sozialen Ideals ganz unabhängig. Die erste hängt mit der modernen Lohntheorie zusammen, nach der es die Produktivität der Arbeitskraft ist, die die Höchstgrenze eines dauernd möglichen Arbeitslohnes bestimmt, während die Mindestgrenze von den Kosten der dauernden Erhaltung eines Lebensstandards bestimmt wird, den jene Produktivität zur notwendigen Voraussetzung hat. Zwischen diesen Grenzen schwankt der Arbeitslohn je nach dem Vermögen der Partner, das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage an Arbeitskraft zu regulieren, Vorteil daraus zu ziehen oder dabei Nachteile zu verhüten.

Wettbewerb muß es ja geben, er darf aber nicht „frei" sein. Er bedarf der Regelung, um die Konkurrierenden nicht zu seinen Sklaven machen zu können. Die Behauptung, daß die Parteien ihre Interessen dem Zufall des Angebots und der Nachfrage überlassen „müßten", ist ebenso klug wie der Rat, daß der Seemann genau in der Richtung des Windes segeln solle. Da nun die Kapitalisten in der Regel stärker sind als die Arbeiter, wenn diese „frei" konkurrieren, d. h. einzeln für sich mit jenen Verabredung treffen, so ist die Vorliebe der Arbeitgeber für die „Naturgesetze" der Konkurrenz gewiß ungeheuchelt und auch begreiflich. Diese Schwärmerei für das „Natürliche" hört aber sogleich auf, wenn es sich um eine Konkurrenz zwischen den Kapitalisten selbst handelt. Dann sollen Zölle sie gegen ausländische und Patentgesetze gegen einheimische Konkurrenten schützen, und hilft das nicht, so treffen sie allerlei Vereinbarungen zur Regulierung oder Beseitigung der Konkurrenz (Trusts, Ringe u. dergl.). Ob diese Hilfsmittel aber zur Anwendung kommen oder nicht, immer steht der einzelne

Kapitalist — er mag nun Fabrikant, Großkaufmann oder Ladeninhaber sein — auf dem Ausguck nach einer Methode, sich für *seinen* Teil den vollen, erdrückenden Wirkungen der freien Konkurrenz zu entziehen. Tausenderlei Arten von Geschäftskniffen, Geschäftsgeheimnissen, schädlichen und unschädlichen Geschäftslügen, sowie Ankündigungen, Reklamen u. s. w. sollen dazu dienen, dem einzelnen Kapitalisten eine Ausnahmestellung innerhalb der allgemeinen, unbarmherzig nivellierenden Konkurrenz zu verschaffen — wenn er eine solche nicht zufällig durch außerordentliche Kapitalsmacht, treuen Kundenkreis, durch alten, guten Ruf, günstige örtliche Verhältnisse und dergl. schon besitzt. Die Konkurrenz wird vom Kapitalisten überhaupt nicht als eine segenbringende Macht angesehen, der man stets die Bahn möglichst ebnen dürfte — außer wenn es sich um Verabredung mit seinen Arbeitern handelt, denn dann hat ja die Konkurrenz eine (für ihn) wohlthätige Wirkung, indem sie die Ansprüche der Arbeiter herniedersetzt und jeden Einzelnen derselben dem Arbeitgeber gegenüber ohnmächtig macht.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Vorteil oder Nachteil einer ungeregelten Konkurrenz für die Gesamtheit von Fall zu Fall, von Periode zu Periode wechselt. Die ungeregelte Konkurrenz des Lohnarbeiters um Arbeitsgelegenheit läuft doch in der Regel auf eine arge wirtschaftliche und sittliche Schädigung der Allgemeinheit dadurch hinaus, daß sie eine allzu rasche Volksvermehrung („Uebervölkerung") in den wirtschaftlich minderwertigen oder ganz untauglichen und sittlich verkommenen Gesellschaftsklassen auf der untersten Stufe der sozialen Leiter verursacht. Die freie Konkurrenz macht nämlich oft die Forderungen des billigeren und minder tauglichen oder in zufälliger Notlage befindlichen Arbeiters zur Norm für seine Kameraden, indem die Kapitalisten — vielleicht durch ihren eignen, ungeregelten Wettbewerb um die Absatzgebiete dazu getrieben — ihre Freiheit dazu benutzen, die billigsten Arbeiter zu wählen, und zwar ohne gebührende Rücksicht auf deren geringere Produktivität oder auf die Niederdrückung der teureren, aber brauchbareren Arbeiter unter das Lohnniveau, das

deren dauernde Leistungsfähigkeit allein zu erhalten imstande ist. Beide Folgen ungeregelter Konkurrenz sind darin gleichbedeutend, daß der am schlechtesten Ausgerüstete in der Arbeiterwelt der Ueberlebende wird und daß die Arbeitsunkosten der Waren anschwellen; denn energieloſe, ungeschickte Arbeitskraft ist stets ein qualitativ und quantitativ rückständiger, und deshalb kostspieliger Produzent. Ueberdies entspringt daraus eine gemeinschädliche Form von wirtschaftlichem Schmarotzertum, wenn ein Kapitalist für gute Arbeitskraft weniger bezahlt als nötig ist, um diese in ihrer höhern Beschaffenheit zu erhalten und deren Vererbung auf die Nachkommenschaft zu ermöglichen. Der Kapitalist saugt seinen Gewinn aus einer Menge gesunder und nützlicher Mitbürger, die der Staat keineswegs ohne Unkosten hervorgebracht hat, und giebt diese schließlich mit ihren Familien der Gesellschaft in Gestalt eines hilflosen, entarteten Menschenmaterials zurück, das nun wieder selbst herum schmarotzt, da ihm die physische und moralische Kraft zur Erzeugung eines Entgelts für den eignen, elenden Unterhalt verloren gegangen ist. Im Gegensatz hierzu strebt der Tradesunionist danach, durch Regulierung der Konkurrenz (bei dem Arbeitsvertrag) im Interesse der Arbeiter die bestehenden Lohnsätze zu schützen, so daß die darauf begründeten Grade von Berufsgeschicklichkeit und Menschenwert dem Gemeinwesen — unabhängig von Schwankungen des Weltmarktes und trotz der kurzsichtigen Knauserei oder der geschäfts- und arbeitsorganisatorischen Unfähigkeit einzelner Arbeitgeber — erhalten bleiben.

In gleichem Maße wie die Fachvereinsbewegung hierin Erfolg hat, befördert sie auch Erfindungen, arbeitsparende Methoden und industriellen Fortschritt überhaupt. Die konkurrierenden Kapitalisten sehen sich dann genötigt, die Produktionsvorrichtungen zu verbessern, um einander durch niedrigere Warenpreise unterbieten zu können, weil ihnen die gar zu leichte Methode, die Arbeitslöhne nach Belieben herabzusetzen, verschlossen ist. Außerdem wird das reichlichste Kapital gerade dem Lande zufließen, wo die Energie und Geschicklichkeit der Arbeiter, sowie der Eifer der Arbeitgeber in der Anwendung der neuesten Verbesserungen am größten sind,

denn da ist auch die Kapitalanlage eine gewinnbringende und sichere. Das Vorhandensein großer Massen mißvergnügter und verelendeter Lohnarbeiter hat dagegen diejenige Form sozialer Unsicherheit zur Folge, die die größten industriellen Nachteile in sich birgt — unter anderem durch die wirkliche Gefahr einer „Uebervölkerung". Die neuere Volksstatistik hat es nämlich außer allen Zweifel gestellt, daß es die Verarmten sind, die sich, trotz höherer Sterblichkeit am schnellsten vermehren, während steigender Wohlstand trotz stark verminderter Sterblichkeit die Volksvermehrung verlangsamt. Ist ein Land irgendwie durch die körperliche, sittliche und geistige Minderwertigkeit seiner Lohnarbeiter ins Hintertreffen gekommen, so ist diesem Uebel nur dadurch zu steuern, daß die Arbeiter besser bezahlt und behandelt werden, daß man ihnen größeres Selbstbestimmungsrecht gönnt und ihnen mehr Gelegenheit zum Genusse der Vorteile von ihrer vermehrten Anstrengung und gesteigerten Geschicklichkeit bietet, denn nur dadurch *werden sie als Mithelfer in der Produktion wertvoller als vorher*. Will der Staat außerdem ihre höhere Fachausbildung durch freien oder billigen Unterricht befördern, so ist das ja um so besser.

Jedoch sind es — wie sowohl die neueren Volkswirtschaftler, als auch die Fachvereine stark betonen — nicht allein die Konkurrenz- und Machtverhältnisse der Parteien, sondern es ist auch deren relatives Geschick im *Feilschen*, was darüber entscheidet, wo das Abkommen zwischen den gegebenen Höchst- und Mindestgrenzen schließlich den Lohn und die übrigen Arbeitsbedingungen feststellt.

Die Kunst des Feilschens besteht nicht nur in der Fähigkeit, auf den eignen Bedingungen zu beharren und die der Gegenpartei abzuweisen, sondern auch in der raschen Beurteilung der eignen Vorteile und der gegnerischen Nachteile, die eventuell durch die letzten Schwankungen des Warenmarktes bedingt worden sind. Durch seine Erziehung und Geschäftsgewohnheit hat der Kapitalist hierbei alle Vorteile für sich, während der isolierte Arbeiter in der Regel keine andere Wahl hat, als sich mit dem, was ihm geboten wird, zu begnügen oder seiner Wege zu gehen. Denn wenn

er es auch allenfalls einige Wochen lang ohne Arbeit aushalten kann, so kommt ihm diese Fähigkeit doch selten zu statten. Der einzelne Arbeiter tappt im Finstern herum, weil er seinen eignen Marktwert nicht kennt und den Ursachen, wonach der Markt schwankt, nicht folgen kann; er würde, wenn ihn jemand auf diese Ursachen hinwiese, sie auch für seine ungeübte Intelligenz viel zu verwickelt finden. In der Großindustrie ist alles, unabhängig von dem einzelnen Arbeiter, im voraus bestimmt. Manche Arbeitsbedingungen können nicht geändert werden, bloß um zum Teil vielleicht technisch ungereimten Ansprüchen eines Individuums zu willfahren. Wo die Arbeit sehr verwickelt ist, ungleichmäßige und wechselnde Einzelheiten in sich schließt — wie das in vielen hochentwickelten Großindustrien der Fall ist — können übrigens nur besonders geübte Spezialisten berechnen, wie Zeit- und Stücklohnsstufen zu verändern wären, um den Arbeitern vermehrten Vorteil zu bieten, oder wie die alten Abstufungen neuen Maschinen und Produktionsmethoden anzupassen seien, um den Arbeitern für die gleiche Muskel- und Nervenanstrengung denselben Lohn wie früher zu gewähren.

Unter solchen Verhältnissen werden die Bestimmungen der Lohnverhandlung öfters nicht auf wirklicher, gegenseitiger Verabredung begründet sein. Sie stehen vielmehr als Willenserklärung des Kapitalisten da, die der isolierte Arbeiter ja abweisen kann, wenn er sich der Gefahr zu verhungern aussetzen will, der er sich sonst aber ohne weiteres unterwerfen muß. Der einzelne Arbeiter kann ja fest entschlossen sein, nur einem Lohnvertrage zuzustimmen, der ihm seinen und seiner Familie gewohnten Lebensunterhalt sichert. Er hat wohl die „Freiheit, ohne diesen lieber zu sterben als zu leben, doch wie soll er ihn „schützen"? Was soll er in seiner Isolierung anfangen, wenn er eines Tages findet, daß in seinem Fache sämtliche Arbeitgeber die Löhne herabgesetzt und das Arbeitsmaß vergrößert haben? Wie soll er, wenn der Produktionsvorgang sich verändert hat und in der Zeiteinheit größere Arbeits*intensität* verlangt, diejenige Lohnerhöhung berechnen und durchsetzen können, die seinen Lebensstandard wirklich so weit

verbessert, daß er ohne Gefahr einer schnelleren Abnutzung seiner Lebenskräfte einwilligen kann, emsiger zu arbeiten?

Die „Ware Arbeitskraft" auf dem großindustriellen Arbeitsmarkte anzubringen und dadurch nicht bloß den Menschenwert des Arbeiters gegen Verringerung durch die niederdrückenden Einflüsse des freien Wettbewerbs zu schützen, sondern auch dafür zu sorgen, daß dieser Menschenwert entsprechend den stetig zunehmenden Forderungen des Arbeitsprozesses und der gesellschaftlichen Entwickelung noch wachse — das ist nicht das kleinste geschäftliche Kunststück und setzt zu seiner guten Durchführung etwas ganz anderes voraus, als einen einzeln stehenden Lohnarbeiter mit unmittelbar drohender Hungersnot hinter sich. Seine „freie Vereinbarung" mit dem geschäftsgewandten Fabrikleiter eines großindustriellen Gebieters oder mit befehlsgewohnten, in der Aufrechterhaltung der Arbeitsordnung gegenüber allen „Störenfrieden" und „Räsonnören" bestens geübten Aufsehern oder Werkmeistern, wird leicht zu einer traurigen „Freiheits"-Posse.

Der Lebensstandard eines Arbeiters ist an und für sich eine sehr veränderliche Erscheinung und gestattet nur in gewissen seltensten Fällen eine genaue Darlegung, wird auch besonders von Seiten des Arbeiters leicht mißdeutet. Die von außerhalb kommenden Einflüsse, die denselben ungünstig verändern können, sind ja unendlich mannigfaltig und von unendlich wechselnder Wirkungsweise. Wie haben nun die englischen Fachvereine diese grundlegende Aufgabe, um die sich ihre gesamte Wirksamkeit konzentriert, zu lösen versucht? Nach welchen Grundsätzen haben sie eine berechtigte und gesunde Lebenshaltung von einer ausartenden oder unmöglich niedrigen zu trennen versucht? Welche Organisationsmethoden und taktischen Kunstgriffe haben sie bei dem verwickelten und von unzähligen Schwierigkeiten umgebenen Vorhaben angewendet, eine gesunde oder normale Lebenshaltung zu schützen und eine gar zu niedrige oder sinkende wieder zu erhöhen?

Der Lebensstandard der Arbeiter und die freie Konkurrenz.

Der deutsche Philosoph Friedrich Lange hat in seinem Werk über die Arbeiterfrage darauf hingewiesen, daß schon die Uebereinstimmung in der Lebenshaltung eine stillschweigende Fachvereinigung unter Arbeitern hervorrufe, da sie dieselben Lebensansprüche haben und deshalb bezüglich der Lohn- und Arbeitsbedingungen dieselben Forderungen erheben. Auch englische Nationalökonomen haben die gleiche Beobachtung gemacht. Einer der äußerlichen Gründe dafür, daß sich bei den englischen Arbeitern schon vom Mittelalter an Ansätze zu einer Fachvereinsbewegung zeigten, und daß sie sozusagen von Natur bestimmt waren, die Führung im Tradesunionismus in Europa zu halten, ist darin zu suchen, daß sie mit einer scheinbar unvernünftigen Halsstarrigkeit an gewissen, verhältnismäßig teuern Lebensgewohnheiten, z. B. an einer Kost, worin Weizen und Fleisch stets eine wichtige Rolle spielten, festgehalten haben. Wenn große Krisen in Englands wirtschaftlicher, besonders industrieller Entwickelung sie zu billigeren und schlechteren Lebensgewohnheiten zu nötigen drohten, haben wenigstens die gerade am günstigsten dastehenden Arbeiter diesen Zumutungen stets einen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt — indem sie es vorzogen, *zeitweilig* die bitterste Not zu leiden, statt *auf die Dauer* genötigt zu sein, eine niedrigere Lebenshaltung als von jeher gewohnt anzunehmen.

Ohne daß es in der Arbeiterklasse ein feines Gefühl dafür gäbe, was als das Minimum anständiger Lebensverhältnisse zu betrachten sei, und ohne jene Entschlossenheit, viel zu wagen, um dieses Minimum zu behalten, wäre eine erfolgreiche Fachvereinsbewegung kaum denkbar. — Diese Eigenschaften sind freilich von Person zu Person verschieden. Frauen und alle Arbeiter mit sehr niedriger Lebenshaltung besitzen — aus verschiedenen Gründen — jenes Gefühl und jene Entschlossenheit in sehr geringem Grade, und thatsächlich hat auch die Fachvereinsbewegung in England bei diesen noch keine nennenswerten oder entscheidenden Fortschritte machen können. Auch die verschiedenen Nationalcharaktere

weichen in dieser Hinsicht stark von einander ab. Bei dem gut gelohnten englischen Arbeiter ist das Gefühl für das Mindestmaß im allgemeinen mit dem Instinkt für ein hohes Höchstmaß vereinigt, d. h. er weigert sich am längsten, ohne einen gewissen Gegenwert an Lebensgenuß überhaupt zu arbeiten; hinwieder bedarf es schon einer sehr starken Steigerung des letzteren, ehe er innehält in seiner Anstrengung, noch mehr zu erhalten. Grade dieser Zug im Nationalcharakter ist die Grundveste für die Fähigkeit der Nation, rasch und andauernd fortzuschreiten. Leicht befriedigte Völker, die sich ohne Widerstreben mit schlechteren und schlechten Lebensverhältnissen begnügen, und denen selbst bei günstigen Konjunkturen schon ein geringer Grad von Wohlstand genügt, um sie von einer weiteren Vermehrung eigner Anstrengung abzulenken, werden unfehlbar einen langsameren wirtschaftlichen Fortschritt aufweisen. Insoweit als das mittelalterliche Innungswesen und im 16. bis zum 17. Jahrhundert die staatliche Lohnregulierung bezweckte, die Lebenshaltung des Lohnarbeiters zu schützen, gingen sie von dem feudalen und feststehenden Ideal aus, daß jede Klasse von Arbeitern berechtigt sei, unverändert alle Lohn- und Arbeitsbedingungen zu behalten, die für die längstgewohnte Lebenshaltung der Klasse notwendig wären. Nach den sozialen Vorstellungen jener Zeit handelte es sich dabei wirklich um ein juristisches Recht, das zu schützen Parlament und Richter auf sich genommen hatten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts, wo nicht allein das Innungswesen längst verfallen war, sondern auch die staatliche Lohnordnung schon angefangen hatte außer Brauch zu kommen, entstanden die ersten englischen Fachvereine, um die Aufgaben zu erfüllen, denen sich Innungen und Staat entzogen hatten, und es war nur eine geschichtliche Notwendigkeit, daß sie sich auf die im Zeitbewußtsein festgewurzelte, bisher von keiner Autorität widersprochene Auffassung stützten, daß dem Arbeiter im besten Falle ein juristisches, in jedem Falle aber ein moralisches Recht auf seine ererbte Lebenshaltung zustehe.

Die Taktik der allerersten Fachvereine bestand deshalb in einem Kampfe gegen alle Veränderung im industriellen System

(gegen Aenderungen im Lehrlingswesen, in den Produktionsweisen u. s. w.), die darauf abzielten, den gewohnten Lebensstandard einer Arbeitergruppe tiefer zu stellen, sowie darin, an das Parlament zu appellieren, um der hereinbrechenden industriellen Anarchie Halt zu gebieten. Schon 1750 begannen indessen die englischen Staatsmänner, unter starkem Drucke seitens gieriger und fortschrittlicher Fabrikanten das hoffnungslos Reaktionäre einer solchen Taktik zu begreifen, und das Parlament erklärte das gesetzliche Recht der Handwerksarbeiter auf eine feststehende Lebenshaltung für abgeschafft — eine Umwälzung von etwa gleicher sozialer Art, als wenn das Fideikommißrecht des englischen Adels aufgehoben worden wäre.

Demgemäß gaben die Fachvereine die Vorstellung von einem juristischen Rechte bald genug auf, fuhren aber bis weit in unser Jahrhundert, ja in Einzelfällen bis zur jüngsten Zeit fort, ihre Forderungen mit der Begründung zu verteidigen, daß der fachlich gebildete Lohnarbeiter ein unbestreitbares moralisches Recht auf einen solchen Lohn habe, der ihm eine in seinem Fache überlieferte Lebenshaltung sichere.

Infolge der großindustriellen Produktionsweise, die in England etwa zwischen 1780 und 1820 Wurzel schlug, entstanden in der Arbeiterwelt große, neue Klassen, die überhaupt auf keinen längst bestehenden Lebensstandard hinweisen konnten. Unter diesen neuen Klassen befanden sich einige im schlimmsten Elend, andere dagegen verhältnismäßig wohl, wenn auch nicht gerade in eigentlich gesicherter Lage. Die ersteren gehörten hauptsächlich den Gewerbszweigen an, in denen die Kinderarbeit überhandgenommen hatte, und für diese fand sich deshalb keine Abhilfe auf dem Wege der Fachvereinsbewegung, sondern man rief eine mächtige Agitation für *gesetzliche* Feststellung der Arbeitszeiten und des Alters der Arbeitenden ins Leben, die in dem Zehnstundengesetz von 1847 schließlich Frucht trug. Die andre Klasse dagegen, die der mehr oder weniger gut bezahlten und regelmäßig beschäftigten, erwachsenen Fabrikarbeiter, hörte die bürgerlichen Nationalökonomen predigen, daß der neue gewerbliche Fortschritt auf der

Wechselwirkung zwischen Angebot und Nachfrage beruhe. Die „Aristokraten" der englischen Arbeiterwelt glaubten schließlich zu erkennen, daß es — wenigstens in ihrem Falle — mit der Lebenshaltung der Arbeiter am besten bestellt sein müsse, wenn sie denselben „Naturgesetzen" überantwortet würde. Diese Vorstellung spielte in der englischen Fachvereinsbewegung die wichtigste Rolle ungefähr zwischen 1840 und 1880. Sie fand aber keine allgemeine Annahme. Im Grunde hat es bezüglich der leitenden Gedanken der englischen Tradesunionisten nie eine vollständige Uebereinstimmung gegeben, sondern diese wichen in verschiedenen Berufen je nach deren Entwickelungsgrad und andern besondern Verhältnissen von einander ab.

Die Arbeiter in den allergünstigst gestellten englischen Großindustrien mit weltumfassender Ausfuhr — vorzüglich in der Baumwoll-, Kohlen- und Eisenindustrie — waren es, die es natürlich fanden, ihre Lebenshaltung mit Begründung auf Angebot und Nachfrage zu verteidigen, so lange der Vorsprung Englands in der Konkurrenz auf dem Weltmarkte für ihre Lohnansprüche günstig war. Seitdem das Blatt sich aber gewendet und England auch in seinen modernen Hauptindustrien mit starken Mitbewerben zu wetteifern hat, und seitdem ferner das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Warenmarkte ebendeshalb jenes zwischen Angebot und Nachfrage auf dem englischen Arbeitsmarkte für die Arbeiter nicht mehr so günstig gestaltet, haben diese, ohne theoretische Bedenken, angefangen, ihren von der „orthodoxen Manchesterschule" entlehnten und dem Zweck angepaßten Theorien den Rücken zu wenden. Es ist nämlich hierzu zu bemerken, daß nicht einmal die allerhöchste „Aristokratie" innerhalb der englischen Arbeiterwelt jemals die Theorie der freien oder ungeregelten Konkurrenz mit ihrer eigenen Auffassung von „Angebot und Nachfrage" vermengt hat. Ihre Macht, die „freie Konkurrenz" zu ihrem Vorteil einzuschränken oder anderswie mit ihr zu verfahren — so daß sie keineswegs frei bleibt — erklärt ihre Vorliebe für die Konkurrenz — ganz wie das auf Seiten der Kapitalisten der Fall ist. Die freie Konkurrenz ist eine Gott-

heit, die ein praktischer Mann nur liebt nach dem Verhältnisse seiner Fähigkeit, sie zu nasführen und ihr persönliche Vorteile abzugewinnen. Wo man die freie Konkurrenz rühmen hört, ist das ein untrügliches Zeichen dafür, daß ein Monopol oder eine andere Sonderstellung gewissen Konkurrenten Vorteile auf Kosten anderer gewährt. So ist es bei den Kapitalisten, und auch — obwohl leicht begreiflicherweise seltener — bei den Arbeitern. Für die humanitären oder sozialistischen Schwärmer, die manchmal anzunehmen scheinen, daß den Lohnarbeitern eine Art natürlichen Zusammengehörigkeitsgefühls innewohne, das einer Klasse verbiete, Vorteile auf Unkosten schwächerer Klassengenossen zu genießen, dürfte es sich empfehlen, etwas eingehender die englische „Arbeiter-Aristokratie" zu studieren, deren sozialer Charakter in den Tagen des Wohlergehens von demselben Bourgeoistypus gewesen zu sein scheint, wie der der englischen Fabrikanten und Kaufleute.

In denselben englischen Industrieanlagen, wo es in ihrem Fache besonders geübte Tradesunionisten bisher auf 40 Mark und mehr in der Woche bringen, hat es stets Massen ebenso hart arbeitender, jedoch durch eigne Armut oder durch Konkurrenzverhältnisse von einer höheren Fachausbildung ausgeschlossener niederer Arbeiter gegeben, die nie mehr als 20 bis $22^1/_2$ Mark in der Woche verdienen. Für diese bedeuten „Angebot und Nachfrage" ein nacktes, fast nur physisches Existenzminimum; für andre, z. B. zahlreiche weibliche und sweated (durch Hungerlohn gedrückte) Hausarbeiter jedes Geschlechts und Alters, hat dasselbe wirtschaftliche „Naturgesetz" nicht einmal diese Bedeutung, sondern die eines vorzeitigen körperlichen Absterbens infolge des Zwanges, auf die Arbeit mehr körperliche Kraft zu verwenden, als der für den Arbeitslohn erkaufte Lebensunterhalt auf die Dauer zu ersetzen vermag. Es giebt kein wirtschaftliches Gesetz, im Zusammenhang mit der Theorie des freien Wettbewerbs oder unabhängig von diesem, das in einem Berufe das beständige Herabsinken des Arbeitslohnes unter das Existenzminimum verhinderte. Die gewöhnliche Behauptung, daß die Arbeiter in einem solchen Falle

„ausstürben" ist kaum von irgend einem Gesichtspunkt aus richtig. Nur deren *Fähigkeit*, die betreffende Arbeit auszuführen, *stirbt* seiner Zeit *aus*, und sie selbst sinken damit in eine noch niedrigere Arbeiterklasse hinab, in der sie nun ein halbes Schmarotzerleben führen, indem sie auf die eine oder andere Weise von der Gesellschaft an Werten mehr erhalten, als sie zurückerstatten — vielleicht in der Hauptsache dadurch, daß sie eine Menge leiblich und geistig verwahrloste Kinder erzeugen, die zu überwiegend unnützen Mitgliedern der wirtschaftlichen Gesellschaft aufwachsen. Uebrigens wäre es ein falscher Optimismus, zu behaupten, daß dieses Fach und seine inhumanen wirtschaftlichen Verhältnisse dann „aussterbe", denn neue Scharen von Männern, Frauen und Kindern, die aus anderen Nahrungszweigen verdrängt wurden, jedoch auf deren Kosten auferzogen waren, strömen dem betreffenden Berufe zu, um sich darin abschlachten zu lassen. Ein solcher Beruf oder ein solches Fach ist ein sozialer Schmarotzer, der sich von andern Beschäftigungszweigen das Menschenmaterial erzeugen läßt, das er in größrer Menge zerstört, als er unterhalten und ersetzen kann.

Soziale Erscheinungen dieser Art und die allmählich gewonnene Einsicht, daß solche unter dem Einfluß des freien Wettbewerbs nicht nur dauernd sind, sondern auch stetig an Umfang zunehmen, haben in den letzten zwei Jahrzehnten die Aufstellung neuer Grundsätze zur Bestimmung dessen bewirkt, was in Bezug auf die Lebenshaltung der Lohnarbeiter recht oder unrecht, gut oder schlecht, gesund oder ungesund ist. Die Entdeckung, daß es im Gesellschaftskörper sozialökonomische Schmarotzerkrankheiten ebenso giebt, wie solche physiologischer Art im Tier- und Pflanzenkörper vorkommen, hat das Interesse der ganzen Gesellschaft für die Methoden zur Abschaffung des Uebels wachgerufen, und man findet deshalb, daß nicht nur weibliche Lohnarbeiter, Handarbeiter und „gedrückte" Hausarbeiter — deren Lebenshaltung von Schmarotzer-Zuständen unmittelbar bedroht oder schon angegriffen ist — sondern auch daß viele der bessergestellten Lohnarbeiter, sowie Staatsmänner, Kommunalpolitiker, Menschenfreunde und Zuge-

hörige der höheren Gesellschaftsklassen der neuen Anschauungsweise mit Eifer huldigen. Diese hat in erster Linie die Bekämpfung jenes Schmarotzerwesens im Auge und geht von dem Grundsatz aus, daß es keine Arbeitslöhne oder Arbeitsverhältnisse geben dürfe, die nicht ein gewisses, der ganzen Nation gemeinsames Mindestmaß von Menschenwert bei den Arbeitern und deren Familien beständig aufrecht erhalten könnten, sowie daß für jede Arbeiterklasse mit höherem als diesem tiefsten Lebensstandard solche Lohn- und Arbeitsbedingungen bestehen müßten, die den Arbeitern gestatten, die für das betreffende Fach übliche Produktivität (d. h. den technischen Geschicklichkeitsgrad und die allgemeine körperliche und geistige Ausdauer) beizubehalten. Diese Minima sollen die Grundlagen für sämtliche Lebensstandards des Arbeiterstandes sein; es sind also weder hergebrachte und lange bestehende Lebensstandards, noch auch solche, die durch Angebot und Nachfrage bestimmt werden, sondern nationale Mindestlebensstandards, festgestellt mit Rücksicht auf die Sorge für die leibliche und geistige Lebensfähigkeit und andauernde wirtschaftliche Fortschrittstüchtigkeit, die hier die Richtschnur bilden. Nicht nur die einzelnen Berufe und Fachvereinigungen, sondern die ganze Nation als bewußter, sich selbst regierender Organismus müssen darüber wachen, daß diese Regel eingehalten wird.

Thatsächlich haben im letzten halben Jahrhundert die großen, erfolgreichen Fachvereine und der englische Staat nach dem Grundsatze gehandelt, daß nicht einmal die straffsten Organisationen der bestbezahlten Lohnarbeiter hinlänglich „tyrannisch" genug sind, um alle Punkte in allen Arten von Lohnverträgen mit den Kapitalisten nach Gebühr zu erledigen. Deshalb hat es der Staat übernommen, die Arbeitsdauer für Kinder und Frauen, sowie die unübersehbare Menge hygienischer Forderungen und Schutzmaßregeln gegen Unglücksfälle, die für verschiedene Arten industrieller Anlagen nötig erscheinen, vorzuschreiben und zum Besten der Arbeiter zu überwachen. Schon hierin liegt der Grundgedanke für

ein nationales Minimum an Menschenwert, indem diese Art von Gesetzgebung ausdrücklich in Gang gesetzt worden ist, um jenes körperliche und geistige Verkommen von Frauen und Kindern aufzuhalten oder unmöglich zu machen, das eine Folge des groß-industriellen Systems in seiner ersten, allzu „freien" Entwickelungsperiode war. Später wurde auch die Gesundheit und die Sicherheit für Leib und Leben der Männer mit in Rechnung gezogen, und durch das Eisenbahnpersonalgesetz von 1893 hat der englische Staat zuerst seine Befugnis, die Arbeitszeit auch für eine gewisse Klasse erwachsener, männlicher Arbeitern zu regeln, zur Geltung gebracht. Was den Arbeitslohn betrifft, so haben Staat und Gemeinde in Wort und That anerkannt, daß ein Existenz- oder Produktivitätsmindestmaß für die von ihnen selbst mittelbar oder unmittelbar beschäftigten Arbeiter sichergestellt werden müsse. Indessen giebt es für dieses Gebiet noch kein Gesetz, und die Ueberwachung der Anwendung der neuen Grundsätze auf demselben ist gänzlich den Arbeitern selbst und ihren Fachvereinen überlassen.

In gewissem Sinne haben letztere ja stets danach gestrebt, ihren Mitgliedern a living wage, d. h. einen Lohn zu sichern, der die Aufrechterhaltung eines gewissen Lebensstandards sicherte. Die Fachvereine haben es aber keineswegs immer begriffen, daß diese Forderung, wenn sie folgerichtig verwirklicht werden soll, eine ganz eigentümliche Beschränkung der Grundsätze des freien Wettbewerbs bedingen muß. Dieser Gedanke ist erst 1874 aufgetaucht und nahm da unter den tradesunionistischen Verhandlungsgegenständen einen breiten Raum ein, bis der große Hafenarbeiterstreik in London 1889 plötzlich erkennen ließ, daß a living wage eine Regelung der Konkurrenz auf dem Arbeits- und dem Warenmarkte von der Art voraussetzt, bei der weder die Arbeiter der Notdurft, einen niedrigeren Lohn anzunehmen, noch die Arbeitgeber dem Zwange, auf einem solchen zu bestehen, ausgesetzt sind. Mit andern Worten: Jedes Festhalten an einem Minimallebensstandard oder einer moralischen, gesundheitlichen oder wirtschaftlichen Einzelheit in einem solchen erfordert, daß jeder wirtschaftliche Wettbewerb mit Schranken umgeben wird, innerhalb

deren es ihm zwar freisteht, seine Angriffe gegen die Widerstandskraft der Einzelnen zu richten, die er aber keinesfalls umstürzen oder überschreiten darf. Die großen, noch mit Angebot und Nachfrage rechnenden Fachvereine, die für „gleitende Lohnsätze" schwärmten, fanden mehr als einmal, daß Angebot und Nachfrage auf dem Warenmarkte deren Löhne für lange Zeit unter das Niveau von a living wage hinabdrückten — nur weil die Warenerzeugung schneller vor sich ging, als deren Verkauf, und darum eine Preisherabsetzung erfolgen mußte mit dem Vorbedacht, daß die Löhne dem nachfolgen und also die niedrigeren Verkaufspreise durch niedrigere Produktionskosten sich ausgleichen würden.

Sollen die Lebensstandards auf einem allgemeinen Minimum von Menschenwert und auf ungleiche Produktivitätsmindestmaße für die verschiedenen Fächer begründet sein, so müssen die hierzu erforderlichen Lohnsätze und Arbeitsverhältnisse als unumgängliche Mindestauslagen bei sämtlichen Nahrungszweigen des Landes, als a first charge on industry, festgestellt sein. Kein Arbeitgeber darf ein neues Etablissement eröffnen oder eine neue Geschäftsberechnung aufsetzen, ohne mit diesen geringsten Ausgaben für Arbeitskraft ebenso zu rechnen, wie er mit Zöllen und Steuern zu rechnen hat. Beliebig höhere Löhne zu zahlen und bessere Arbeitsbedingungen zu bieten, um die besten und leistungsfähigsten Arbeitskräfte zu gewinnen, steht ihm ja frei und wird oft die beste Methode sein, einen guten und sichern Nutzen zu erzielen.

Würde dieses Ideal verwirklicht, so würde auch jedem, der überhaupt Beschäftigung gefunden, ein gesundes Mindestmaß von Lebenskraft und Lebensgenuß gesichert sein. Wie verhielte das sich aber in Zeiten von Arbeitsmangel, und was sollte mit denen geschehen, die ein privater Arbeitgeber wegen geistiger und körperlicher Unterwertigkeit überhaupt nicht beschäftigen könnte, ohne sich sichern Schaden zuzufügen? Die erste Frage haben die Fachvereine durch Anwendung des Grundsatzes gegenseitiger Versicherung zu beantworten gesucht — des Grundsatzes, nach dem alle Zugehörigen eines Faches lieber die beständige Last von Beiträgen zu

einem „Arbeitsmangelfonds" tragen, als einzelne, sich selbst überlassene Opfer des Arbeitsmangels in ihrer Notlage einen Billigkeitswettbewerb anfangen lassen, der dem ganzen Fache sittlich und wirtschaftlich nur schaden kann. Die zweite Frage dagegen liegt nicht im Gebiete der Fachvereinsbewegung, sondern geht den Gesellschaftsforscher und den Staatsmann an. Die Gesellschaft *kann* Verlusten durch wirtschaftlich wertlose Mitglieder, wirtschaftliche Schmarotzer nicht entgehen, wohl aber kann das Aufkommen solcher bis zu gewissem Grade verhindert werden. Es gilt hier Mittel zu finden, vielen Arten derselben ihre Kraft und Gesundheit wiederzugeben.

Der Schutz des Lebensstandards der Arbeiter.

In ihrem, trotz des verständnislosen Widerstandes und der Feindseligkeiten der Arbeitgeber und der Allgemeinheit fortgesetzten Streben, die Lebenshaltung der Lohnarbeiter gegen jene Art wilden, d. h. ungeregelten Wettbewerbs zu schützen, die zu sozialem Schmarotzertum und zum Ueberleben der „Billigsten" und schlechtest Ausgerüsteten führt, haben die englischen Fachvereine doch niemals versucht, einen gewissen Lebensstandard festzustellen oder unmittelbar darauf hinzuwirken, daß dessen Richtlinien von ihren Mitgliedern festgehalten würden. Das alles haben sie dem natürlichen Instinkt und der freien Selbstbestimmung überlassen. Statt dessen haben sie ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet, in der Lohnvereinbarung mit den Kapitalisten die pekuniären und industriellen *Vorbedingungen* für eine bestimmte Lebenshaltung zur Anerkennung zu bringen. Nur soweit diese die Lebensverhältnisse des beschäftigten Arbeiters berühren, und folglich mit gutem Rechte als ein Teil seiner Lebenshaltung angesehen werden können, haben die Fachvereine diese unmittelbar wirklich geregelt. Die hiervon untrennbare Beschränkung in der persönlichen Freiheit — des Arbeitgebers ebenso wie des Arbeiters selbst — haben sich teils durch eine gewisse

Methode in der Arbeitsvereinbarung mit dem Kapitalisten und teils durch gewisse Regeln für die Arbeit gezeigt — Regeln, deren Beobachtung vom Arbeitgeber natürlich als ein Bestandteil des Lohnvertrags gefordert wird.

Was zunächst diese Regeln angeht, so sind sie außerordentlich zahlreich, wechseln von Fach zu Fach, von einer geschichtlichen Periode zur andern, von Fachverein zu Fachverein, ja in gewissem Grade, auch in der gleichen Periode und unter dem Einflusse desselben Fachvereins, sogar von Ort zu Ort. Auch hier herrscht also eine weit größere Bewegungs- und Wechselfreiheit, als man annehmen sollte, wenn man den Klagen einzelner Arbeitgeber über die „Fachvereinstyrannei" lauscht, diese hindere ihre Geschäfte nach eignem Gutdünken zu betreiben. In Uebereinstimmung mit den Verfassern der Industrial Democracy können wir diese Regeln doch in zwei Hauptgruppen scheiden. Die eine umfaßt alle Regeln zur Begrenzung der Zahl konkurrierender Arbeiter in jedem Berufe; die andre alle gemeinsamen Regeln für die pekuniären, physischen und moralischen Arbeitsbedingungen. Diese zweite Klasse bildet eins der allgemeinen und wesentlichen Kennzeichen der Fachvereinsbewegung. Die erste dagegen ist eine verhältnismäßig rohe Entwickelungserscheinung, die ihre Rolle etwa in gleichem Maße ausspielt, wie das großindustrielle Produktionssystem zu höherer Reife fortschreitet.

Das Verfahren, die Zahl der in einem Erwerbszweige konkurrierenden Arbeitern durch die Forderung einer ziemlich langen und kostspieligen Lehrzeit für alle neu hinzutretenden zu begrenzen, gehört ebenso dem Mittelalter an, wie das der Fall war mit der Vorstellung von einem gewissermaßen ererbten Lebensstandard, und ist von den Fachvereinen zusammen mit der letzteren vom Innungswesen mit herübergenommen worden. Uebrigens haben nur die großen Fachvereine mit beruflich hochgebildeten, verhältnismäßig gut gelohnten Arbeitern am Lehrlingswesen festgehalten — teils in monopolistischer Absicht und teils infolge der unbegründeten Vorstellung, daß das altmodische Lehrlingssystem für eine gute Fachbildung noch immer nötig sei.

Im Grunde ist dasselbe jetzt undemokratisch und unwirtschaftlich. Eine höhere Fachbildung, erzielt durch technischen Unterricht, der sich auf Praxis und Theorie zusammen gründet, wird das Lehrlingssystem zu Gunsten des Arbeiterstandes und des industriellen Fortschritts ersetzen.

Andre, in der Hauptsache ebenso thörichte Versuche der Fachvereine, die Konkurrentenzahl zu begrenzen, bestehen in speziellen Regeln betreffs der Knabenarbeit, des Aufsteigens innerhalb des Faches, des Ausschlusses von Frauen, sowie des Verharrens auf kleinlichen Bestimmungen zwischen verschiedenen Berufen darüber, welche Art von Arbeit der eine oder der andere Berufsgenosse, ungeachtet gleich großer Geschicklichkeit, zu verrichten das Recht habe. Es fehlt uns hier an Raum, auf solche Einzelheiten näher einzugehen. Unter Verweisung des Lesers auf Webb's Industrial Democracy, will ich nur hervorheben, daß Theorien und Taktik der Tradesunionisten auf diesem Gebiete in der Regel gegen deren eigne demokratische Grundsätze streiten, sowie sowohl für sie, als auch für die Arbeitgeber und die Allgemeinheit schädlich sind. Das demokratische Gesellschaftsideal verlangt, daß jeder einzelne die größtmögliche Freiheit genießen solle, diejenige Arbeit zu verrichten, für die ihn natürliche Beanlagung und erworbene Geschicklichkeit am leistungsfähigsten machen. Durch Behinderung eines Arbeitgebers, die Arbeit nach diesem Grundsatze an Stellungsuchende zu verteilen, versetzen sich die Fachvereine ins Unrecht. Der industrielle Demokratismus erheischt eine rein entgegengesetzte Taktik, d. h. die Unterstützung des Kapitalisten, für jede Art Arbeit die besten erreichbaren Arbeitskräfte zu gewinnen. Auf der andern Seite fordert derselbe allgemeine Grundsatz von jedem einzelnen Arbeiter, daß er sich durch seinen Eintritt in den Fachverein oder durch seine selbständigen Handlungen mit seinen Genossen demokratisch gleichstellt und diese nicht einer lohndrückenden, wirtschaftlichen Konkurrenz dadurch aussetzt, daß er eine gegen die Fachvereinsregeln verstoßende, persönliche Vereinbarung mit dem Kapitalisten trifft. Vorausgesetzt, daß die Fachvereinigung unbedingt für jedes Mitglied des Berufs, für Mann und Frau

offen steht, kann es vom demokratischen Gesichtspunkte aus zuweilen berechtigt erscheinen, gegen die Anstellung von Arbeitern zu streiken, die es abschlagen, in den Verein einzutreten, obwohl eine solche Maßregel für letztere einen Zwang bedeutet. Der Demokratismus schließt die Notwendigkeit eines Zwanges oder Kampfes, oder auch das Recht zu Zwang und Kampf nicht aus, sondern fordert, daß die Kämpfenden die gemeinsamen Interessen der Gesellschaft über ihre privaten Interessen zu stellen imstande sind und daß sie trotz alledem gegen einander den guten Willen bewahren. Im übrigen steht es aber fest, daß keiner an Mitgliederzahl begrenzten Gruppe von Arbeitern oder andern ein Vorzugsrecht auf eine gewisse Art von Arbeit eingeräumt werden kann. Jede demokratische Organisation muß für Eintretende und Austretende offen sein.

Die von den modernen Tradesunionisten erstrebte Mitgliedschaft aller im gleichen Fache Arbeitenden — ihre „einschließende" Taktik zum Unterschiede von der veralteten „ausschließenden" Fachvereinstaktik — bezweckt hauptsächlich nur die Mithilfe aller Fachgenossen, um den Arbeitgebern ein gewisses Mindestmaß in den Lohn- und Arbeitsverhältnissen abzunötigen. Dabei wird das Recht eines besonders tüchtigen Genossen, sich noch bessere Bedingungen zu erringen, oder das eines Arbeitgebers, solche bessere Bedingungen zu gewähren, keineswegs bestritten. Die allgemeine Mitgliedschaft läßt sich damit verteidigen, daß sie den ungewöhnlich Begabten keine andern Fesseln auferlegt, als die, die das wahre Wohlergehen Aller bedingt — und zu „Allen" sind nicht nur alle Fachgenossen, sondern auch alle Gesellschaftsmitglieder zu rechnen. Zwang ist in demokratischem Sinne berechtigt als Abwehr gegen ein Uebel und gegen verderbliche Einflüsse, doch niemals als Hindernis für reichere und höhere Kraftentfaltung.

Der Arbeiter, der sich dem Kapitalisten angenehm zu machen oder diesem Lohnvorteile dadurch abzugewinnen sucht, daß er sich mit niedrigerem Lohn oder minder guten gesundheitlichen oder andern Arbeitsbedingungen begnügt, als der Fachverein solche ver-

langt, läßt die mangelnde Rücksicht auf seine eigne Person zu einem allgemeinen Uebel auswachsen. Durch solchen oder andern Billigkeitswettbewerb ist England dahin gekommen, daß acht Millionen Individuen (bei einer Volksmenge von 38 Millionen) in einem Zustande langsamen Verhungerns, der Erschöpfung und der Entartung leben und arbeiten — teils weil sie ursprünglich keine Vereinbarung über gute Bedingungen treffen konnten, und teils weil sie infolge dessen nach und nach unvermögend wurden, einen wirklichen Lebensunterhalt für ihre verminderte Leistung beanspruchen zu können. Wer seine Arbeitskraft unter dem Preis der Selbstkosten verhandelt, wird auch bald eine Arbeitskraft haben, die nur diesen Preis wert ist, und wer seine Arbeitskraft verschlechternden Einflüssen aussetzt, wird bald auch nur noch eine verschlechterte Arbeitskraft besitzen. Andrerseits giebt es keine „Ware", die durch eine unbegrenzte Qualitätsverbesserung und Steigerung ihres Wertes für die Gesellschaft die Höhe des Preises und günstige Bedingungen dermaßen beeinflußt wie die Ware „Arbeitskraft".

Die gemeinsamen Regeln der englischen Tradesunionisten für die Arbeitsbedingungen sind in der Hauptsache fünferlei: solche, die den Arbeitslohn, die Arbeitsdauer, die gesundheitswidrigen oder sonstigen gefährlichen Eigentümlichkeiten der Arbeit, die Einführung neuer Produktionsverfahren und Maschinen, sowie endlich solche, die den Mangel an Arbeitsgelegenheiten betreffen.

Was die Regeln für den Arbeitslohn angeht, so laufen diese nicht auf die Zusicherung des gleichen Geldbetrags für alle Arbeiter desselben Faches hinaus, sondern nur auf die gleichen *Mindestlohnsätze*, für Zeit oder Stück, für alle. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß geschicktere und kräftigere Arbeiter bei derselben Lohnskala dadurch mehr verdienen, daß sie mehr Arbeit verrichten, ebensowenig, daß der Arbeitgeber gewisse Arbeiter nach *höherer* Lohnskala bezahlt. Nichtsdestoweniger kommt es, wenn auch ausnahmsweise, vor, daß der Tradesunionismus die Einkünfte einer Minderzahl ungewöhnlich besser gestellter Arbeit einigermaßen herabgesetzt hat; das Interesse für Zusammenhaltung der

großen Mehrzahl scheint solche Nachteile aber meistens aufgewogen zu haben. Eine solche Herabsetzung wird natürlich öfters bei Zeitlöhnen als bei Stücklöhnen vorkommen können; das Zeitlohnsystem hat aber auch, wie die Arbeitgeber recht wohl wissen, die Neigung, die Arbeitsintensität zu vermindern, und darum ist es nichts Ungewöhnliches, daß der Arbeitgeber allen oder einzelnen Arbeitern eine höhere Lohnskala als das „standard minimum" bietet, wenn die betreffende Arbeit gerade größeren Eifer oder mehr Geschicklichkeit verlangt. Ganze Klassen besonders geschickter Arbeiter in einem Fache sind in vielen Fällen beständig nach solchen besonders hohen Lohnsätzen — und zwar mit voller Zustimmung der Fachvereine — beschäftigt.

Herr und Frau Webb berichten, daß 49 englische Fachvereine mit 573 000 Mitgliedern streng an Stücklöhnen festhalten, daß 24 Fachvereine mit 140 000 Mitgliedern Zeit- und Stücklöhne zulassen und daß 38 Fachvereine mit 290 000 Mitgliedern streng auf Zeitlöhnen bestehen. Das ganze oder teilweise durchgeführte Stücklohnsystem hat demnach die Mehrzahl der englischen Tradesunionisten auf seiner Seite, und zu dieser Mehrzahl gehören viele der größten und stärksten Vereine (die der Kohlengrubenarbeiter, der Baumwollspinner und -weber, der Schneider und Schuhmacher, sowie der Kesselschmiede, Werftarbeiter, der Buchdrucker u. a.). Unter den an Zeitlöhnen festhaltenden Fachvereinen giebt es jedoch ebenfalls Riesenvereinigungen, wie die der Amalgamated Society of Egineers, sowie die großen und einflußreichen Vereinigungen der Tischler, Steinhauer und Maurer.

Für diese Meinungsverschiedenheit innerhalb der englischen Fachvereinswelt in einer so wichtigen Frage der Taktik giebt es eine leichte Erklärung. Der Arbeiter will vor allem in der Lage sein, das Verhältnis zwischen seinem Kraftaufwande und der klingenden Entschädigung für diese ununterbrochen kontrollieren zu können, so daß er, wie die Arbeit auch wechseln möge, stets sehen kann, daß er an Lohn nicht weniger erhält als ein gewisses Mindestmaß für eine gewisse Kraftleistung. In dem einen Fache sind nun die technischen

Prozesse derartige, daß das Verhältnis zwischen Kraftausgabe und Geldeinnahme am leichtesten bei Zeitlöhnen, in einem andern Fache aber derartige, daß jenes Verhältnis leichter bei Stücklöhnen zu übersehen ist. Ja in gewissen Fächern, z. B. dem der Baumwollspinnerei, ist das Zeitlohnsystem ebenso schlecht. Beim Zeitlohnsystem herrscht freilich keine Gleichförmigkeit. Die Amalgamated Society of Carpenters hat 631 „Branchen", innerhalb deren der niedrigste Satz für den Zeitlohn zwischen 5 pence für die Stunde in einer südwestenglischen Kleinstadt und 10 pence für die Stunde in London schwankt.

Daß die Länge des Arbeitstages in einem großindustriellen Unternehmen für alle Arbeiter die gleiche sein muß, liegt in der Natur der Produktionsmethode. Der Fachverein sucht nur alle Unternehmungen in seinem Fache in dieser Hinsicht gleichzustellen. Er beabsichtigt hierbei teils, die Arbeitgeber zu hindern, eine Verlängerung des Arbeitstages als Konkurrenzwaffe gegen einander zu gebrauchen, und teils den Durchschnittsarbeiter gegen einen so langen Arbeitstag zu schützen, durch den Qualität und Quantität seiner Leistungen leiden müßte. Der kräftigste und geschickteste mechanische Arbeiter, der gezwungen werden könnte, ein Jahr lang von den 24 Tagesstunden 16 lang streng zu arbeiten, würde unfehlbar zu einem schwachen und untauglichen Arbeiter umgewandelt werden — wenn er nicht etwa vor dem Schluß des Jahres gar schon im Grabe läge. Die richtige Grenze für die Länge des Arbeitstages zu finden, so daß die Arbeitszeit dem Durchschnittsarbeiter gestattet, seine höchste Kraft und Geschicklichkeit zu entwickeln und dauernd zu bewahren, das ist die Sorge des Fachvereins. Die Ansicht in der englischen Fachvereinswelt ist im allgemeinen die, daß ein verhältnismäßig kurzer Arbeitstag — von 8 oder 9 Stunden, je nach Art des Berufs etwas mehr oder weniger — dem stärksten und schnellsten Arbeiter ebenso gut wie dem schwachen und langsamen Gelegenheit giebt, sein gesundes Maximum von Kraftanstrengung zu entwickeln. Wichtige Ausnahmen bilden vielleicht die Berufsarten, bei denen, wie es oft für die Stationsarbeiter bei den Eisenbahnen zutrifft, die Arbeit

zum großen Teil darin besteht, zu warten und nur bei der Hand zu sein. Doch auch hier hat eine vernünftige Verlängerung des Arbeitstages ihre engen Grenzen, denn ein durch Schlafmangel abgestumpfter Signalwächter oder Weichensteller bildet eine Lebensgefahr für Bahnreisende, und ein Stationsarbeiter, der seine Kinder zu Hause nie bei Tageslicht sieht, ist ein erniedrigter Familienvater und Staatsbürger.

Lassen wir die Regeln der englischen Fachvereine bezüglich gesundheitswidriger oder andrer gefährlicher Eigentümlichkeiten der Arbeit und bezüglich des möglichst ununterbrochenen Zugangs zu Arbeitsgelegenheiten für ihre Mitglieder beiseite — Fragen, die die Theorie des Demokratismus nicht unmittelbar berühren — und lenken wir unsre Aufmerksamkeit nun auf ihre Haltung gegenüber der Einführung *neuer Produktionsprozesse und Maschinen*, die nächst den Lohn- und Arbeitsregeln den meist bestrittenen aller tradesunionistischen Eingriffe in das *Recht* des Arbeitgebers, *sein Geschäft nach eignem Gutdünken zu betreiben*, darstellt.

Während der ersten Entwickelungsperiode der Maschinentechnik, am Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts, war die Haltung der Fachvereine in der Hauptsache konservativ, natürlich auch in dem Kampfe zwischen Hand- und Maschinenarbeit. Niemand konnte damals wissen, daß den neuen Erfindungen eine große Zukunft bevorstand, daß die „arbeitsparenden" Maschinen in den meisten Nahrungszweigen die normalen Produktionsmittel werden und daß sie auf die Länge der Zeit die „menschliche Arbeitskraft" keineswegs „verdrängen" würden. Anfänglich sah und erkannte man nur, daß sie Tausende fleißiger Manufakturarbeiter brotlos machten und diese in ihrem hoffnungslosen Bestreben, mit den neuen, teilweise von mißhandelten und überangestrengten Kindern bedienten Maschinen um die Wette zu arbeiten, einem langsamen Hungertode überantworteten. Lange Zeit waren die Arbeiter unter der Herrschaft der neuen und der alten Arbeitsmethoden gleichmäßig schlecht gestellt, und die ganze Arbeiterwelt — nicht die geringe Minderheit fachlich organisierter

Arbeiter allein — ließ sich damals zu Gewaltthätigkeiten und allerlei Umtrieben gegen die „menschenvernichtenden und die Gesellschaft auflösenden Maschinen" hinreißen. Erst als nach einem halben Jahrhundert Uebergangsanarchie die Maschinen ihren wahren, dauernden Wert klar erwiesen, hörte diese Verwechslung der wesentlichen, wirtschaftlichen Kennzeichen der Maschinentechnik mit deren zufälligem Mißbrauch und den daraus folgenden gesellschaftsverderblichen Wirkungen endlich auf. Die Fachvereine in den gereiften Fabrikindustrien waren unter den ersten, die es erkannten, daß eine rastlos fortschreitende Maschinentechnik zum Mittel beständiger Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter gemacht werden könne. In den Nahrungszweigen dagegen, wo die Maschinentechnik erst zur Einführung kam, wiederholte sich jener Widerstand der Arbeiter und ihrer Fachvereine bis zu den fünfziger Jahren. Dann erst hatte sich das allgemeine Verständnis für die Behandlung der Maschinenfrage soweit geklärt und geregelt, daß diese, so oft sie in einem vorher unberührten Erwerbszweige auftauchte, nicht weiter zu Mißverständnissen führen konnte.

Im heutigen England gehören Streitigkeiten zwischen Fachvereinen und Arbeitgebern wegen Einführung mehr arbeitsparender Maschinen und Arbeitsmethoden zwar zur Tagesordnung und führen sogar zuweilen zu Massenstreiken — doch gelten diese Streitigkeiten *nicht* der Frage, ob die neuen Maschinen oder Arbeitsmethoden überhaupt eingeführt werden sollen, sondern nur den *neuen Arbeitsbedingungen*, die jede technische Reform unumgänglich mit sich bringt. Arbeiter und Arbeitgeber sehen im allgemeinen gleichmäßig klar ein, daß eine neue Arbeitsweise einesteils die Warenmenge vermehren und den Warenpreis unter Umständen herabdrücken werde, andernteils aber auch, wenn nur ein wilder Wettbewerb innerhalb des Erwerbszweigs verhindert werden kann, es ermöglicht, daß beiden Parteien für die Einheit der Kraftanstrengung ein erhöhtes Einkommen zufällt. Es ist auch in den Gewerben mit kräftiger Fachvereinsbewegung keine eigentlich seltene Erscheinung, daß die Vereine unternehmungsunlustige oder wirtschaftlich dürftig ausgerüstete Arbeitgeber zu zwingen suchen,

in ihren Anlagen die neuesten Verbesserungen einzuführen, weil nur dadurch die Arbeiter in den Stand gesetzt werden, die höheren Löhne zu erreichen, die ihre Genossen in besser ausgestatteten Fabriken, Gruben oder Werkstätten bereits genießen. Streitigkeiten sind nichtsdestoweniger recht gewöhnlich bei der Einführung neuer Arbeitsmethoden, da diese für den Arbeiter gewöhnlich eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Kraftaufwand und Arbeitsresultat mit sich führen und also für den Arbeiter eine neue Lohnskala bedingen, ob er nun gegen Stück- oder Zeitlohn thätig ist. Oft führen die neuen Maschinen zu höherer Arbeitsausnutzung, wenn auch nicht zu Ansprüchen auf höhere Geschicklichkeit und ästhetische Intelligenz. In einem solchen Falle verlangt der Arbeiter, wenn er nach der Stunde bezahlt wird, mit vollem Rechte einen höheren Zeitlohn, oder höhere Stücklohnskalen, die seinen Verdienst für die Stunde gegen früher vergrößern. Der Arbeitgeber dagegen will oft nicht einsehen, daß das, was ihm der Arbeiter verkauft, im Grunde ein gewisser Teil einer begrenzten Menge von Lebenskraft ist, und er fordert größere Arbeitsintensität, ohne einen höheren Preis für diese vermehrte Kraft des Arbeiters bezahlen zu wollen. In seinem Eifer, den ganzen Gewinn von der neuen Verbesserung für sich allein einzuheimsen, bemächtigt sich der Arbeitgeber oft nicht nur dieses Gewinnes, sondern auch eines neuen Stückes vom Eigentume des Arbeiters — von seiner Lebensmöglichkeit.

Stücklöhne machen es in vielen Erwerbszweigen weit leichter als Zeitlöhne, das Verhältnis zwischen Anstrengung und Ersatz dafür zu kontrollieren, und in England findet man, daß die Arbeiter für technische Reformen dort am eifrigsten eintreten und sich am leichtesten mit ihnen in solchen Nahrungszweigen abfinden, wo der Stücklohn die Regel bildet. Bei Einführung der Maschinentechnik in der Schuhmacherei benützten die Unternehmer jedoch die Gelegenheit, vom Stück- zum Zeitlohnsystem überzugehen, und die Folgen davon waren unaufhörliche bittre Fehden mit den Arbeitern, die ungeachtet gesteigerter Arbeitsintensität ihr Ein-

kommen vermindert sahen. Infolge dieser Ungerechtigkeit haben es die Arbeiter dann planmäßig unterlassen, die neuen Maschinen mit größtmöglicher Schnelligkeit zu bedienen, und folglich hat sich die Reform nicht ganz so gut, wie sie es gekonnt hätte, gelohnt, obgleich, wie gesagt, die Fabrikanten ihren Arbeitern die Einheit der Kraftanstrengung geringer bezahlten als vorher. In den amerikanischen Schuhfabriken sind das Stücklohnsystem und sehr intensive Arbeit, sowie doppelt so hohe Löhne als in England üblich. Ihrerseits haben die englischen Schuharbeiter die Sachlage noch dadurch verwirrt, daß sie den Kapitalisten mit deren eigner Münze heimzahlten, statt daß sie nur streng gerecht zu sein suchen sollten. So hat der Fachverein der Arbeiter Stücklohnlisten vorgeschlagen, nach denen die Arbeitslöhne den ganzen Gewinn aus der Verwendung der neuen Maschinen auffangen würden, so daß für die Kapitalisten thatsächlich jeder Anlaß zu deren Einführung wegfiele. Diese Form von Thorheit der Arbeiter steht auch nicht ganz vereinzelt da, und wenn englische Tradesunionisten in einer Maschinenstreitigkeit mit den Arbeitgebern Unrecht haben, beruht das gewöhnlich nicht auf einem sinnlosen Widerstand gegen Verbesserungen, sondern auf Nichtbeachtung von Forderungen der Gerechtigkeit bei der Entscheidung einer Frage, die sich in der Hauptsache auf die Verteilung eines vermehrten, wenn auch mit größerer Anstrengung verknüpften Einkommens zwischen den Produzenten bezieht.

In der Fähigkeit industriellen Fortschritts eines Volkes fällt unzweifelhaft einem gerechtigkeitsliebenden, auf die Anerkennung gegenseitiger Interessen gegründeten Einverständnis zwischen den persönlichen Arbeitgebern (oder deren Organisationen) und den Arbeiterfachvereinen eine wichtige Rolle zu. Es giebt in der wirtschaftlichen Natur des Fortschrittsproblems nichts, was beide Parteien hinderte, gleich gute Eiferer für den Fortschritt zu sein — wenn sie einander nur mit Sympathie und Unparteilichkeit zu behandeln imstande sind.

Die Arbeitsvereinbarung und der freie Wettbewerb.

Die Verfasser der „Industrial Democracy" haben gefunden, daß die englischen Fachvereine im Laufe ihrer Geschichte drei verschiedenen Methoden angewendet haben, um ihren Regeln bezüglich des Lebensstandards der Mitglieder Geltung zu verschaffen, nämlich: gegenseitige Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, kollektive Lohnvereinbarung und das Eingreifen der Gesetzgebung.

Die Fachvereine entstanden zu einer Zeit, wo es den Lohnarbeitern gesetzlich verboten war, sich über die Bedingungen zu verabreden, die sie ihren Arbeitsherrn vorzuschlagen gedächten, und gemeinsame Maßregeln zu treffen, diese Bedingungen durchzusetzen. Um dem nivellierenden Einfluß des Wettbewerbs bei der einzelnen Lohnverabredung mit den Kapitalisten gleichwohl entgegenzuwirken, schossen die Arbeiter Geld zu einem gemeinsamen Fonds zusammen, aus dem sie einen Genossen unterstützten, bis dieser einen Arbeitgeber gefunden hatte, der auf seine Lohnforderungen einging. Letztere waren in gemeinsamer Beratung aller Teilnehmer festgestellt worden. Eine Unterdrückung dieser gegenseitigen Unterstützung bei Arbeitslosigkeit war dem Gesetz ebenso unmöglich, wie ihre Verhinderung durch die Arbeitgeber, denn teils konnte sie ganz leicht heimlich gehalten werden, teils hing sie unablöslich mit der völlig gesetzlichen gegenseitigen Versicherung der Arbeiter gegen Unglücks- und Krankheitsfälle zusammen, die auch bereits auf den Verlust von Werkzeug, auf Arbeitsmangel infolge von Industriekrisen oder wirtschaftlichen Verfalls des Arbeitgebers u. s. w. ausgedehnt war. Im Grunde waren die früheren Fachvereine wie noch heute fast alle englischen Fachvereine gleichzeitig trade unions und friendly societies, indem sie einen gemeinsamen Fonds besaßen, aus dem sie sowohl Unterstützung bei Arbeitslosigkeit infolge der Weigerung der Kapitalisten, die Bedingungen der Fachvereine anzunehmen, als auch Unterstützung bei Arbeitsmangel oder Verlusten und Bedrängnissen aus einer Menge anderer Veranlassungen zahlten.

Der Unterschied zwischen einem Fachverein und einer

Kranken- und Begräbniskasse ist jedoch ein großer. Die letztere bietet bloß Krankheit- und Unfallversicherung und dergl., doch keine Hilfe und Unterstützung bei Mangel an Arbeitsgelegenheit, und die Mitglieder haben gesetzliche Ansprüche auf ihre Gebührnisse, Krankenunterstützung u. s. w., auf Grund der anerkannten Statuten und Rechnungsgrundlagen. Ein Fachverein schießt seine Fonds dagegen in erster Linie zusammen, um die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Mitglieder durch die Ermöglichung eines vorteilhaften Feilschens um diese mit den Kapitalisten zu erhalten und zu verbessern. Die Geldbeiträge in einer Fachvereinigung sind also nicht wie die einer Krankenkasse sachverständig berechnet, sondern wechseln häufig je nach dem Bedarf — wie das ja, wo es sich um eine Kriegskasse handelt, der Fall sein muß. Daß der Fachverein seine Kasse überdies zur Krankheit- und Unfallunterstützung verwendet, beruht zuletzt nur darauf, daß solche Vorteile ein willkommenes besonderes Bindemittel für die Mitglieder bieten, sowie diese davon mehr davon abhalten, die Kasse wegen geringfügiger persönlicher Streitigkeiten mit den Arbeitgebern in Anspruch nehmen, als es sonst der Fall wäre. Ein Fachverein, der nicht gleichzeitig Krankenkasse ist, entartet allzu leicht zu einer unvernünftigen, streitlustigen „Streikvereinigung"; niemals aber bietet wiederum ein Fachverein eine gesetzliche Garantie für Krankenhilfe und dergl., denn er hat die volle Berechtigung, jeden Pfennig der gemeinsamen Kasse zu Streikzwecken zu verwenden — ohne Rücksicht darauf, daß dadurch eine Krankenunterstützung so lange unmöglich wird, bis ihr wieder neue Mittel zugeflossen sind. Eine Krankenkasse kann eine ungesunde wirtschaftliche Grundlage haben und bankrott werden — niemals aber ein Fachverein, solange der moralische Mut und die wirtschaftliche Opferwilligkeit seiner Mitglieder aushalten. Ist die Kasse eines Tags durch Streike völlig entleert, so kann sie sechs Monate später infolge guter Lohnverhältnisse und besonders hoher Beiträge besser gefüllt sein, als je vorher. Immerhin wäre es natürlich am besten, daß der Arbeiter sowohl einer Krankenkasse (friendly society) als auch einem Fachvereine angehörte, sowie daß letzterer mit

Ueberlegung geleitet würde, auch wenn er nicht die Vorteile einer Krankenkasse bietet. Wirklich haben auch einige der größten und stärksten englischen Fachvereine ihre Krankenunterstützung sehr weit heruntergesetzt oder den Fonds für diese vom Streik- und Arbeitmangelsfonds getrennt.

Es giebt noch heute eine kleine Zahl englischer Fachvereine, die den „Grundsatz gegenseitiger Versicherung" anwenden, um jedem Mitgliede das Minimum von Lohn- und Arbeitsbedingungen, das der Verein festgestellt hat, zu sichern. Fängt nun ein Arbeitgeber an, auf dieses Minimum noch zu drücken, so wird einer seiner Arbeiter vom Fachverein beauftragt, auf diesem zu bestehen oder zu kündigen, und er erhält in diesem Falle die Unterstützung des Fachvereins, bis er auf die bestimmten Bedingungen hin Arbeit gefunden hat. Giebt der Kapitalist auch hierauf nicht nach, so verläßt noch ein Arbeiter seine Werkstatt — und so fort in der Zwischenzeit von zwei oder drei Wochen, bis es sich herausstellt, wer das am längsten aushält — ob der Fachverein oder der Arbeitgeber.

Diese Art „Streiken zu Einzelnen" ist jedoch nur anwendbar, wenn es in dem betreffenden Fache verhältnismäßig wenig Arbeiter giebt und diese schwer zu ersetzen sind. Unter den gewöhnlichen, großindustriellen Verhältnissen halten sich die englischen Tradesunionisten stets an die folgerichtige Form der „gemeinsamen Arbeitsvereinbarung". Diese bedingt, daß die organisierten Arbeiter innerhalb eines Faches, in einer gewissen Werkstatt, in einem gewissen Bezirk oder im ganzen Lande sich über ihre Minimalforderungen verständigen und offen gemeinsame Sache in ihrem Streben machen, diese gegen die Arbeitgeber durchzusetzen oder daran festzuhalten. Ein solches Vorgehen seitens der Arbeiter setzt natürlich voraus, daß nach Landesgesetz für eine Arbeitervereinigung nicht solche Handlungen strafbar sind, die straflos bleiben, wenn sie von einer Aktiengesellschaft oder einzelnen Person zum Zwecke eines günstigen Verkaufsübereinkommens verübt werden. Die Grundsätze der wirtschaftlichen Freiheit und bürgerlichen Gleichheit erfordern es naturgemäß, daß auch den

Arbeitern diese, für sie wichtige Form der Vereinigungsfreiheit zusteht — die Freiheit zur Bildung von Organisationen und gemeinsamer Uebereinkunft, um mit den Kapitalisten wegen des Preises der Arbeit zu verhandeln. Ist jeder einzelne Arbeiter ein freier Bürger mit der Berechtigung, nach vereinbarter Kündigungsfrist auf eigne Gefahr hin seine Arbeit niederzulegen, weil ihn die vom Kapitalisten vorgeschriebenen Bedingungen nicht befriedigen, so kann es auch für eine größere oder kleinere Anzahl von Arbeitern nicht ungesetzlich sein, gleichzeitig genau dasselbe zu thun. Wenn letzteres aber nicht in jeder Hinsicht erlaubt ist, so kann man den Lohnarbeiter nicht länger einen freien, mit seinem Lohnherrn vor dem Gesetze gleichgestellten Mitbürger nennen.

Ursprünglich gab es ja auch keineswegs eine solche Gleichstellung, und Ueberreste von der feudalen Anschauung, daß der Arbeiter, mit oder gegen seinen Willen, verpflichtet sei, dem zu dienen, der seine Arbeit braucht, leben noch immer in den Gesetzsammlungen und dem Rechtsbewußtsein des modernen Europas fort. Sogar in England, wo man sich in der Praxis gewöhnt hat, den Fachvereinen nach den vorher dargelegten Grundsätzen volle Handlungsfreiheit zu gewähren, herrscht noch Zweifel darüber, ob die juristische Theorie hiermit in vollem Einklang stehe. Die Fachvereine wurden in England zuerst in den Jahren 1824 und 1825 gesetzlich anerkannt, und diese Gesetzreform ist in so inkonsequenter Weise fortgesetzt worden, daß sie noch heute als unvollständig zu betrachten ist.

Die höchste Form gemeinsamer Arbeitsvereinbarung wird erreicht, wenn — wie es im englischen Baugewerbe der Fall ist — sämtliche zu dem betreffenden Erwerbszweig gehörige Fachvereine (z. B. die der Zimmerleute, Maurer, Steinmetze, Maler, Dachdecker, Handlanger u. s. w.) durch ihre Sekretäre mit den Arbeitgebern sich über „gemeinsame Arbeitsordnungen" einigen, die in einem Bezirk für gewisse Zeit oder bis man sie durch ein ähnliches Uebereinkommen abändert, für bindend angesehen werden. In diesen „Ordnungen" wird angegeben: die Zeit des Anfangs und des Schlusses der täglichen Arbeit, die Längen der Essens-

pausen, der Mindestlohn, die Bezahlung für Ueberarbeit, das Alter und die Zahl der Lehrlinge, die Preisbestimmungen für Stückarbeit, die Zahl der Feiertage, die Kündigungsfrist u. s. w. — Durch die gleiche Verbindlichkeit dieser „Regeln" oder Ordnungen für reiche und unbemittelte Arbeitgeber, desgleichen für Arbeiter mit großer Familie wie für ledige, wird die Konkurrenz verhindert, die Warenpreise und Arbeitslöhne unter das Niveau hinunterzudrücken, dem die schwächsten Kapitalisten und Arbeiter unfehlbar zustimmen würden, wenn sie als einzelne den Kampf ums Dasein führen müßten. Andrerseits findet sich in dieser gemeinsamen Arbeitsvereinbarung über niedrigste Lohnforderungen nichts, was die reichen und unternehmenden Kapitalisten und die kräftigen, geschickten und fleißigen Arbeiter hindern könnte, die besonderen wirtschaftlichen Vorteile zu erringen, die ihre Ueberlegenheit zu gewinnen ermöglicht.

Der industrielle Demokratismus der Lohnarbeiter.

Die Geschichte der englischen Fachvereine, von den kleinen, örtlichen „Fach-Klubs" in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zu den nationalen, in gewissem Sinne sogar internationalen Fachvereinen unserer Tage, bietet dem Gesellschaftsforscher eins der lehrreichsten Beispiele für die fortschreitende Entwickelung demokratischer Organisationen — vom allereinfachsten Anfangsstadium an bis zu der höchst verwickelten Gestalt, die allein den Anforderungen des modernen Lebens Genüge leisten kann.

Die frühesten Fachvereine waren ungeordnete Demokratien — Vereinigungen ohne Erteilung von Vollmachten und ohne andere Arbeitsteilung, als die reihenweise Uebertragung des Vorstands- und Schatzmeisteramts von einem Mitglied zum andern. Alle waren darin sich gleich. Jeder hatte einen genau gleich großen Anteil an der Leitung des Vereins und der gemeinsamen Macht. Keine Wahlordnung, keine Vertretung, keine beständigen Beamten.

Diese „Regierung des Volkes durch das Volk für das Volk" sahen die ersten Tradesunionisten — wie so manche biedre Leute noch jetzt — als das einzig wahre Ideal der Demokratie an. Als praktische Engländer ließen sie sich aber nach und nach durch die Erfahrung überzeugen, daß eine Regierung durch das Volk — wenn dieses nicht um einen mäßig großen Ratstisch Platz findet — einen verwirrten, thatenlosen Regierungszustand mit sich bringt, den zu haben es sich kaum noch lohnt. Will man nicht zu der Anarchie zurückkehren, aus der man sich durch eine demokratische Regierung zu befreien geglaubt hatte, so mußte man unumgänglicherweise eine Art höherer Gewalt erwählen und für gewisse Zweige der Verwaltungsarbeit eigne Beamte schaffen.

Die Tradesunionisten thaten letzteren Schritt zuerst. Sie gaben dem Fachverein einen beständigen, bezahlten, bei der größeren Vereinigung durch seine amtliche Thätigkeit ausschließlich beschäftigten Sekretär — einen gewöhnlichen Arbeiter, der zum Kontormenschen und zum Spezialisten in der Kunst des Feilschens umgewandelt wurde, um unter den Mitgliedern die Organisationsarbeit und für die Mitglieder die Verhandlungen mit den Arbeitgebern mit Methode und Erfolg zu betreiben. Doch wie sollte dieser Bureaumensch — diese embryonische Bureaukratie — Verhaltungsmaßregeln erhalten und kontrolliert werden? Durch „das ganze Volk?" Die Tradesunionisten haben das so lange wie möglich versucht — in der Hauptsache aber mit negativem Erfolge.

Wenn der Fachverein eine mehr als lokale Verbreitung gewann, so erwies es sich für eine „Generalversammlung" aller Mitglieder bald genug als unmöglich, zusammenzukommen, zu beratschlagen und den Sekretär zu kontrollieren. Der Lokalbranche in dem Orte, wo der letztere wohnen mußte — natürlich am Hauptsitze der betreffenden Industrie — fiel es allein zu, ihn zu überwachen; sie wurden thatsächlich zum Exekutivkomitee der Vereinigung, und zeitweilig einberufene Versammlungen aller Branchen entschieden über die Art der Taktik (d. h. sie bestimmten, auf welchen Lohn- und Arbeitsverhältnissen der Verein bei der

Arbeitsvereinbarung mit den Kapitalisten bestehen sollte). Die dazu berufenen Abgeordneten waren verpflichtet, dem von ihren Branchen erhaltenen ausdrücklichen Auftrag entsprechend zu stimmen. Das war im Grunde kaum etwas anders, als ein Sammeln der Abstimmungslisten der Branchen, die der Sekretär dann zu berechnen hatte; es wurde deshalb auch, aus Ersparnisrücksichten, vielfach gebräuchlich, von Abgeordnetenversammlungen abzusehen, dem Sekretär neue Vorschläge schriftlich zu übermitteln und ihn, durch periodisch gedruckte Rundschreiben, eine Abstimmung darüber unter den Mitgliedern der Vereinigung vornehmen zu lassen. Jedes Mitglied hatte das Recht, neue Vorschläge zu machen, und diese mußte der Sekretär allen Mitgliedern zur Abstimmung darüber unterbreiten. Das könnte man also mit aus der Politik entlehnten Ausdrücken als „Initiative" und „Referendum" ohne die Zwischenkunft einer Wahl und Vertretung bezeichnen.

Dieses System, das den englischen Tradesunionismus von 1834 bis 1870 beherrschte, war scheinbar äußerst demokratisch, in Wirklichkeit aber mit den schlimmsten Nachteilen des Demokratismus ohne Garantie für einen der Vorteile desselben, behaftet. Das Recht eines jeden Mitglieds, Vorschläge zu neuen „Regeln" für die Arbeitsverhältnisse u. s. w. zu machen, erwies sich bald als ein Zwang für sämtliche Mitglieder, in 90 Prozent der Fälle über reine Thorheiten oder bedeutungslose Kleinigkeiten eine Abstimmung zu veranstalten. In der Regel erfolgte darum auch nur eine Ablehnung solcher Vorschläge, und wenn das nicht der Fall war, kam es oft darauf hinaus, das Programm der Vereinigung mit neuen Regeln zu belasten, die den alten widersprachen und die Durchführung des ganzen Programms gegen die feindselige Kritik und den offenen Widerstand der Arbeitgeber sehr schwierig gestalteten. Sowohl „Initiative" als auch „Referendum" wurden darum in vielen — nicht in allen — Vereinen abgeschafft oder doch ausdrücklich auf besonders wichtige Fälle beschränkt, damit der Verein eine verwendbare Abwehr- und Kampforganisation bleibe und nicht nur einen unförmlich eingerichteten Diskussionsklub bilde. Um den gemeinsamen Interessen

aller besser gerecht werden zu können, wurde die Beteiligung jedes einzelnen Mitglieds an der Verwaltungsarbeit soweit beschränkt, daß sie nichts mehr schaden konnte, und die Spezialisten in dieser Arbeit, der bezahlte Sekretär und seine Hilfskräfte, bekamen fast alle wirkliche Macht in die Hände. Die „Exekutivbranche" war nämlich ebenso unvermögend wie die „Abgeordnetenversammlung", sich jenen gegenüber Geltung zu verschaffen — denn Leute, die täglich von früh bis spät eine ermüdende körperliche Arbeit verrichten, sind ja selten imstande, in intellektueller Vielseitigkeit und Gewandtheit mit einem Kameraden zu wetteifern, dem jede Körperarbeit abgenommen ist, damit er sich ausschließlich einer bestimmten Kopfarbeit widme. In vielen großen, englischen Fachvereinen besteht die wichtigste Kontrolle der Mitglieder über den „Generalsekretär" darin, daß sie durch allgemeine Abstimmung nicht nur ihn, sondern auch seine Gehilfen wählen und sich dadurch eine Bureaukratie schaffen, die sich von dem Vertrauen „des gemeinen Mannes" unmittelbar abhängig fühlt. Wo diese Bureaukratie dann von ehrlichen und tüchtigen Persönlichkeiten geleitet wird und aus ebensolchen besteht, kann die Vereinigung ihre Zwecke vortrefflich erfüllen — obschon sie kaum eine Schule demokratischer Selbstregierung genannt werden darf.

Die englischen Fachvereine, die nicht auf den vorher angedeuteten Entwickelungsstufen stehen geblieben sind, haben sich durch Einführung des Vertretungssystems eine ziemlich befriedigende demokratische Verfassung geschaffen.

Im Fachverein der Baumwollspinner z. B. ist es ein Parlament von Vertretern aus den verschiedenen Bezirken, dem das Recht, neue Satzungen aufzustellen, zusteht. Jede Bezirksbranche wählt, nach Maßgabe der ihr angehörigen Mitglieder, eine bestimmte Anzahl Vertreter, die vierteljährlich in Manchester zusammenkommen. Die Vertreter erhalten keine imperativen Mandate, doch sind die Beschlüsse dieses Parlaments ohne eine Rückberichtung zwecks bestätigender oder ablehnender Abstimmung für alle bindend. Die Vertreter im Parlament, nicht alle Mit-

glieder unmittelbar, erwählen auch den Generalsekretär. Bei der Rückkehr von der Parlamentstagung hat der Vertreter seinen Wahlmännern über sein Thun und Lassen zu berichten. Seine treue Wahrung ihrer Interessen wird dadurch garantiert, daß er ein Arbeiter ganz wie sie selbst ist, wenn er auch einmal im Jahre zum „Parlament" in Manchester entsendet wird. Um die parlamentarischen Beratungen zu organisieren und ein verbindendes Glied zwischen diesem und dem Generalsekretär zu schaffen, giebt es einen Vollziehungsausschuß aus sieben Arbeitern und sechs Branchesekretären — eine Einrichtung, die dem „Kabinett" im Reichsparlamente entspricht. Die „Bureaukratie" — aus dem Generalsekretär und seinen Untergeordneten bestehend — ist also nicht selbstherrlich, sondern ist nur damit betraut, die Beschlüsse der Mitgliedervertreter auszuführen, und sie wird von einem beständigen vollziehenden Ausschuß, der sowohl aus Spezialisten, als aus gewöhnlichen Vereinsmitgliedern besteht, dauernd beaufsichtigt.

Die Baumwollspinner haben eingesehen, daß jede Verwaltung, und nicht zum mindesten eine demokratische Selbstverwaltung, ebenso besondere Uebung wie verständnisvolle Teilnahme für die Bedürfnisse und die Denkweise des Volks verlangt. Der Vertreter im Parlament bildet in seinem Verhältnis zu dem Problem demokratischer Selbstregung einen Uebergang zwischen dem gewöhnlichen Mann aus dem Volke, der wohl weiß, *was* er bedarf, doch nicht *ob* und *wie* dieser Bedarf zu befriedigen ist, und dem Bureauspezialisten, der zwar alle *Wie* und *Ob* kennt, aber durch sein beständiges Abgeschiedensein vom Leben des gewöhnlichen Arbeiters schon ein wenig vergessen hat, *was* dieses Leben am tiefsten berührt und ihm am meisten nützen kann. Die Vertreter ernennen, befehligen und beaufsichtigen die Bureauspezialisten — eine Aufgabe, die auch selbst wieder besondere Ausbildung und Uebung erheischt — und ihrer Fähigkeit zur Lösung derselben wird dadurch nachgeholfen, daß sie in der Vertreterversammlung eine gewisse Anzahl Kameraden haben, die beständige, bezahlte Funktionäre („Branchensekretäre") sind und mit ihnen

zusammen arbeiten müssen, doch ohne auf die Rolle bloßer Werkzeuge zur Ausführung der Gedanken und Grillen andrer herabgedrückt zu werden.

Der größte Fehler des gewöhnlichen Mannes, des Nichtspezialisten im öffentlichen Leben ist die Unfähigkeit, die wirklichen Folgen seiner eignen Vorschläge richtig vorauszusehen. Er verwechselt stets eine gute Absicht, einen sinnreichen Arbeitsplan, ein schönes Programm, ein edles Ziel mit dem Ergebnis der Durchführung des Planes — während die Kunst zu regieren doch in der Fähigkeit beruht, die besten, erreichbaren Resultate im voraus zu erkennen und Mittel zu ihrer Verwirklichung zu finden. Im Fachvereinswesen, wie in allen Formen industrieller und politischer Demokratie, kann eine solche Fähigkeit nur dadurch entwickelt werden, daß die Stellung eines Volksvertreters zur Würde einer besondern sozialen Funktion mit sorgfältiger Fachausbildung und strenger Moral erhöht wird. Wie die Verfasser der „Industrial Democracy" so vortrefflich bemerken, muß der Volksvertreter es zu einer Sache des Wissens und des Gewissens machen, stets die gründlichste Kenntnis von den sozialen Bedürfnissen des gemeinen Mannes zu haben, er darf sich aber nie von den Ansichten des gemeinen Mannes über die richtige Weise ihrer Befriedigung leiten lassen. Von Fall zu Fall den rechten Weg zur Durchführung bestimmter Pläne zu finden, ist die zweite Hälfte der Aufgabe des Volksvertreters, und um dieser willen muß er in sozialer und politischer Wissenschaft bewandert sein und eingehende Kenntnis von den zu überwindenden Schwierigkeiten und dem Regierungsmechanismus, der bureaukratischen Organisation, haben, der dabei die entscheidende Arbeit zufällt.

Auch wenn sich dieses Ideal des Volksvertreters verwirklicht, bleiben immer noch zahlreiche Aufgaben zu lösen übrig, ehe eine gegebene Art von Demokratismus als vollkommener Ausdruck seines eignen Wesens gelten kann. In der englischen Fachvereinswelt giebt es eine große Menge solcher ungelösten Entwickelungsfragen, und hierin liegt die Erklärung für die nicht abzuleugnende Thatsache, daß der Einfluß der Fachvereine im allgemeinen weit

geringer ist, als man, von streng unparteiischem Gesichtspunkt aus urteilend, erwarten sollte. Der englische Tradesunionismus ist auf die Interessengemeinschaft aller Arbeiter desselben Faches im ganzen Lande begründet. Die unumgängliche Folge davon ist eine Zentralisation der Verwaltung, die in wichtigen Punkten jene Selbstthätigkeit der örtlichen Organisationen aufhebt, die sonst ein typischer Zug im englischen Demokratismus ist. Diesen letzteren verbleibt ihre Selbständigkeit in wenig anderm, als in der Kontrolle der Verteilung der Krankenunterstützung und ähnlichen friendly benefits. Mit der zunehmenden Zentralisation — die nicht allein die örtlichen Branchen ein und desselben Fachs unter gemeinsame Leitung bringt, sondern auch noch ganze Vereinigungen, deren Berufe in einer gewissen Industrie zusammenwirken, „föderiert", — folgt die Notwendigkeit weiterer Ausbildung des Vertretungssystems, und zwar in dem Sinne, daß die verschiedenen Fachinteressen nach Maßgabe ihrer *Bedeutung* für die Industrie, nicht aber mehr ganz mechanisch nach der *Mitgliederzahl* vertreten werden. Wenn sämtliche Tradesunionisten im Schiffbauergewerbe ihre Fachvereine für gewisse voraussichtliche Zwecke verbünden, so ist es nicht angebracht, dem Verein der Zimmerleute den gleichen Einfluß wie allen Metallarbeitervereinen einfach deshalb zuzugestehen, weil die ersten ungefähr gleichviele Mitglieder zählen, wie die andern alle zusammen. Föderation mit einem gegebenen Zweck im Auge ist eine Taktik, die sich in der englischen Fachvereinswelt immer mehr ausbreitet und dem demokratischen Instinkt immer mehr Aufgaben zur Erprobung seiner Kräfte bietet. Selbst der Fachvereinskongreß — eine jährliche Versammlung, zusammengesetzt aus Abgeordneten aller englischen Fachvereine zu dem Zwecke, die gemeinsamen Interessen sämtlicher Fachvereine zu fördern — bietet eine ganze Sammlung noch ungelöster oder bisher falsch behandelter Organisationsfragen.

Wie diese Probleme auch gelöst werden mögen, jedenfalls erscheint es unumgänglich, die unmittelbare Teilnahme des gemeinen Mannes an der Verwaltung und Regierung bis zum Mindestmaß herabzusetzen. Es ist überdies fraglich, ob eine solche

Beteiligung ohne Schaden für ihn selbst besonders groß sein *kann*. Das so treffende bekannte Sprüchwort, „viele Köche verderben den Brei", bewahrheitet sich erfahrungsgemäß ebenso bei dem industriellen wie bei dem politischen Demokratismus. Die Demokratie muß im eignen wie im allgemeinen Interesse lernen, sich selbst auch in der Beziehung zu regieren, daß sie ihrem Verlangen, an der unmittelbaren Selbstregierungsarbeit teilzunehmen, Zügel anlegt.

In jedem Falle hat man — wie die Verfasser der „Industrial Democracy" auf so interesseerweckende Weise hervorheben — immer an die besonderen Schwierigkeiten für Arbeiter zu denken, sich demokratische Einrichtungen zu geben, die wirkliche Volkstümlichkeit und praktischen Wert in sich vereinigen. Während es leicht möglich ist, gewöhnlicher Kaufmann oder Fabrikant und politischer Spezialist zugleich zu sein, — weshalb der echte Demokratismus für die Mittelklassen verhältnismäßig kleine Schwierigkeiten bietet, — ist es dagegen für den gewöhnlichen, 8 bis 9, meist aber 10 bis 11 Stunden täglich körperlich Arbeitenden sehr schwer, gleichzeitig öffentlicher Funktionär zu sein, wenn auch in einem Fachvereine von ganz beschränktem Umfange. Der für den Fachverein thätige Genosse muß oft ganz oder teilweise den gewöhnlichen Lebensverhältnissen des Lohnarbeiters entrückt werden, und damit geht ihm seiner Zeit auch allzuleicht die Einsicht in die Schwiergkeiten und Hoffnungen der Arbeiter, sowie sein Mitempfinden für dieselben *verloren*. Es ist deshalb kein Wunder, daß ein Teil der Arbeiter, wenn sie bezüglich ihrer Beamten und Vertreter Zeugen von deren „Abfall von ihrer Klasse" werden, gegen demokratische Einrichtungen im allgemeinen und gegen „Parlamentarismus" und „Bureaukratismus" im besondern Mißtrauen zu hegen anfangen. Der Demokratismus ist aber nur ein Mittel, nicht ein Zweck, und darf nicht nach seiner innern Unvollkommenheit, sondern muß nach Maßgabe seines Ueberschusses an praktischen Vorteilen oder Nachteilen beurteilt werden.

Wenn man schließlich ganz gründlich vorginge und streng demokratische Verhältnisse nicht bloß in den Reihen der organi-

sierten Arbeiter oder der Arbeiterwelt überhaupt, sondern auch in der Stellung der Fachvereine und aller Lohnarbeiter zur ganzen Gesellschaft, zu Kapitalisten und Gemeinden, zu Staat und Kultur verlangte, so würde man zunächst wahrnehmen, daß der Demokratismus, auch als Mittel betrachtet, noch „das große Unbekannte" ist. Der Demokratismus ist ein Organisationssystem, das im Zuge ist, sich auf fast allen Gebieten des Gesellschaftslebens zu entwickeln, das aber noch auf keinem einzigen so weit gekommen ist, daß seine schließliche Tendenz, sein tiefster Inhalt deutlich erkennbar wäre. Man kann es deshalb keiner besonderen demokratischen Bewegung, z. B. der Fachvereinsbewegung, mit Recht zur Last legen, daß sie Unklarheiten im Gedankengange und Folgewidrigkeit in den Einrichtungen aufweist, die unvermeidbare Züge der Zeit bei jedem Demokratismus sind.

Die englischen Fachvereine haben kräftig beigetragen, die Lebenshaltung von Tausenden englischer Lohnarbeiter zu erhöhen und zu schützen, auch im Zusammenhange hiermit gewissen sozialen Verhältnissen Englands eine ruhigere und fortschrittfreundlichere Beschaffenheit zu geben, als ihnen — nach der Analogie mit gewissen Festlandsstaaten — sonst eigen sein würde. Ihr praktischer Wert ist somit eine geschichtlich erwiesene Thatsache. Die theoretische Unanfechtbarkeit ihrer grundlegenden wirtschaftlichen Ziele und Methoden ist von der neueren Wissenschaft anerkannt. Wenn die „bürgerliche Freiheit" keine hohle Phrase ist, sobald es sich um die arbeitenden Klassen und deren besondere soziale Interessen handelt, so hat auch die Form des industriellen Demokratismus, die sich Fachvereinsbewegung nennt, volles Recht, frei zu wachsen und durch Versuche sich zu größerer Klarheit und Vollkommenheit fortzuarbeiten.

Damit ist auch gesagt, daß ihr das Recht zusteht, Mißgriffe zu begehen und die häßlichen Züge zu zeigen, die nun einmal in allen Gesellschaftsklassen und in allen sozialen Einrichtungen unvermeidbar sind, ohne daß deren Daseinsberechtigung von den wirtschaftlichen und politischen Machthabern der Gesellschaft aus diesem Grunde angefochten werden darf.

Sechstes Kapitel.

Die Reform der Landgemeinden.

Das Verhältnis zwischen örtlicher Verwaltung und Zentralverwaltung in England.

Dank den Local Government Acts von 1888 und 1894, wodurch im ganzen Reiche Landschafts- und Gemeindeverwaltungen neuer Art eingerichtet wurden, unterliegt jetzt die örtliche Verwaltung in Stadt und Land einer vom politischen und wirtschaftlichen Standpunkte höchst wichtigen Umbildung. Diese kann nicht ohne Interesse für die sein, die in der fortschreitenden Entwickelung des liberalen Staates und der demokratischen Einrichtungen einen der entscheidenden Faktoren in unsrer problematischen modernen Gesellschaftsentwickelung erkennen. Die Staatsmänner und politischen Denker Englands haben jene Reform „einer der bedeutungsvollsten politischen Versuche genannt, die im laufenden Jahrhundert in England ausgeführt worden seien"; und ohne Zweifel muß diese Ausdehnung demokratischer Verwaltungsgrundsätze, die durch die vorhergenannten Gesetze ermöglicht und ermuntert werden, einen tiefreichenden, bezüglich ihres Umfangs noch lange unberechenbaren Einfluß auf die innerpolitische und soziale Zukunft des großen Inselreichs ausüben. Daß in den Zeitungen von der großen Reform nicht viel die Rede gewesen ist und sie im Auslande kein besondres Aufsehen erregt hat, liegt in der Natur der Sache, denn es handelte sich hierbei um einen Vorgang in der stillsten Tiefe, nicht auf der geräuschvollen Oberfläche des englischen Gesellschaftsorganismus. Im Staatskörper bilden die Organe der Lokal-

verwaltung das geheime Innere, das Parlament und das Kabinett die offen liegende, doch etwas trügerische Außenfläche. Die betreffende Reform ist für die Zukunft deswegen so schwerwiegend, weil sie die rein örtlichen Funktionen des öffentlichen Lebens unmittelbar umgestaltet und damit in die alltäglichen Lebensverhältnisse von Millionen von Bürgern eingreift, während sie die parlamentarischen Scheingefechte und Machtfragen wenig berührt. Dieses Verhältnis zwischen Lokal- und Zentralregierung ist für England bezeichnender, als für jedes andre Land, und es dürfte deshalb hier angebracht sein, zuerst an die charakteristischen einschlägigen Züge der englischen Konstitution zu erinnern. Die englische Lokalregierung ist überdies so unerhört verwickelt, daß man ihren wahren Zusammenhang kaum durchschaut, ohne eine Ahnung von ihrer eigentümlichen Geschichte zu haben.

Das Verhältnis zwischen Lokal- und Zentralregierung — in der Gegenwart von weit größerer Bedeutung als die Konstitution des Staates als Monarchie oder Republik — hat sich in der Geschichte Englands bis zur letzten Zeit dadurch ausgezeichnet, daß die Zentralregierung mittelst einer Art „Zusammenflußprozesses" einen wichtigen Teil ihrer Machtbefugnis von den örtlichen Regierungseinrichtungen abgeleitet hat. Die ältesten der letzteren hatten ihre ursprüngliche Autorität unmittelbar vom Volke, d. h. aus der sozialen Ueberlieferung des örtlich organisierten Volkes, dessen Sitten und sich langsam verändernder Organisation erhalten. Die örtlichen Regierungs- und Verwaltungseinrichtungen haben ihre Machtbefugnis also nicht von der Zentralregierung abgeleitet.

Die territorialen Einheiten des angelsächsischen Selbstverwaltungssystems — the township und the shire, entsprechend dem parish und county des heutigen Englands — sind um Jahrhunderte älter, als das unter der normännischen Dynastie eingeführte System einer Reichsregierung, und im Laufe der ganzen Geschichte des englischen Staatswesens kann man von der Zentralmacht (d. h. der Krone, dem Parlament und den höheren juristischen Behörden) sagen, daß sie die uralten Ortsver-

waltungs-Behörden als unantastbare Einheiten des Staatskörpers behandelt hat, über deren Thun und Lassen der Zentralmacht eine zensorische Aufsicht zusteht, die sich aber irgend welche Richtung gebende oder Vorschriften enthaltende Eingriffe in der Regel nicht erlaubt hat. Der diesem Verhalten zugrundeliegende, von der Krone nie ernstlich angefochtene Gedanke ist stets gewesen, den örtlichen Obrigkeiten — mochten diese nun oligarchisch oder demokratisch eingerichtet, mochten sie halb kirchlicher, halb weltlicher Art sein — in ihrem Wirkungskreise eine freie Initiative zuzugestehen. Letztere darf natürlich eine Verletzung der Reichsgesetze nicht in sich schließen, geht im übrigen aber in voller Selbständigkeit von der Ortsobrigkeit selbst aus. Der Geist, in welchem diese ihr Amt gut oder schlecht versehen, ist gänzlich ihr eigner und wird nicht durch „Eingebung" oder Machtspruch von höherer Verwaltungsstelle aus bestimmt. In Fällen von Ungesetzlichkeit oder Unredlichkeit können die örtlichen Obrigkeiten von den Zentralbehörden disziplinarisch bestraft werden und verfallen eventuell außerdem gesetzlichen Strafen, ganz so als wären sie Privatpersonen — doch dabei bleibt es. Hier hat man es nicht mit einem bureaukratisch-politischen Subordinationsverhältnisse zwischen den örtlichen und den zentralen Behörden zu thun, wie z. B. in Frankreich. Die ersteren sind nicht einzig und allein die Werkzeuge der zweiten, nicht die bloßen Mittel zu örtlichen Durchführung des Willens der Zentralbehörden.

Diese Unabhängigkeit ist es, die der örtlichen Selbstverwaltung in England ihren eigenartigen Stempel nach der guten und der schlechten Seite hin aufdrückt, die das örtliche Verwaltungsverfahren so verwickelt macht und zu einer so erstaunlichen Regellosigkeit in betreff seiner Anwendung in verschiedenen Gemeinden Anlaß giebt. Es giebt gewiß kein Land auf Erden, das einen solchen Wirrwarr von einander kreuzenden, schneidenden, deckenden, um- und ausschließenden Gemeindebezirken hat, wie das gute England. Ein Dorf kann hier in kirchlicher Hinsicht zu der einen Gemeinde, für gewisse weltliche Angelegenheiten zu einer zweiten gehören, während es in Volksschulangelegenheiten mit einer dritten,

in Armensachen mit einer vierten, in der Fürsorge für die Gesundheit mit einer fünften, in Wege- und Hausbauangelegenheiten mit einer sechsten und siebenten u. s. w. zusammengehört. So giebt es eine von einander abweichende Gebietsverteilung fast für jeden Hauptzweig der örtlichen Verwaltung. Nirgends beobachtet man einen so grellen Unterschied zwischen thörichten und klugen, still stehen bleibenden und fortschrittsfreundlichen, den Arbeitern entgegenkommenden oder sie bedrückenden, aufklärungsfeindlichen oder -freundlichen, frömmelnden oder religiös freisinnigen Gemeinden wie in England — und das eben deswegen, weil den Ortsobrigkeiten eine so weitreichende Freiheit zusteht, die Angelegenheiten ihrer Gemeinde in Uebereinstimmung mit ihren eignen, allem bureaukratischen Schlendrian fremden Gedanken und rein örtlich gefärbten Launen zu leiten und zu entwickeln.

Die Engländer erklären stets, daß die wesentlichen demokratischen Züge in ihrer Staatsordnung, der Brauch, die eigentliche Regierung der Gemeinden wie des Staates dem gewöhnlichen, keiner fachmäßigen Beamtenausbildung unterworfenen Menschenverstande zu überlassen, von ihren ältesten (angelsächsischen) Vorvätern herstamme. Soviel ist gewiß, daß das System der örtlichen Selbstverwaltung ein Abkömmling in grader Linie von der alten angelsächsischen Organisation im agrarischen Gemeindewesen, den townships, ist, die von regelmäßig zu Volksversammlungen zusammentretenden Hausvätern verwaltet wurden. Im Laufe der Zeit wurde diese Organisation dann durch das kirchliche System des Christentums und das sozialpolitische des Feudalismus allmählich abgeändert. Durch das Christentum wurde die township oder die Gemeinde zu einer parish oder Kirchengemeinschaft verwandelt, und durch den Feudalismus wurde die township dasselbe wie ein manor oder Lehnsgut — alles das im allgemeinsten Sinne. Letztere Anordnung hatte zur Folge, daß die freie, soziale Selbstverwaltung durch die Hausväter zur mehr oder weniger unfreien gemeinschaftlichen Verwaltung mit dem Feudalherrn wurde. Gleichzeitig machte der Gemeindepfarrer sich zum Mittelpunkt für die Leitung der kirchlichen Gemeindeangelegenheiten.

Als dann der Feudalismus verfiel und sich auflöste, fing die kirchliche Organisation der Gemeinde an, viele von den Aufgaben der sozialen Selbstverwaltung zu übernehmen. Der erste wichtige Schritt in dieser Richtung war das Armengesetz von 1601, das jede Kirchengemeinde für die Pflege ihrer eignen Armen verantwortlich machte und den Kirchenrat bevollmächtigte, der Gemeinde zu diesem Zwecke Steuern aufzuerlegen. Schließlich wurde die Kirchenversammlung die Einheit in dem ganzen nationalen System der örtlichen Selbstverwaltung und entsprach hinsichtlich vieler wesentlichen Züge ihrer Thätigkeit der Rolle, die früher eine angelsächsische township gespielt hatte, mit der die Kirchenversammlung oder Kirchengemeinde oft in örtlicher Hinsicht zusammenfiel.

Die nächste Stufe in der Entwickelung der englischen Lokalverwaltung bestand darin, daß diese innige Verbindung kirchlicher und sozialer Verwaltung Schritt für Schritt wieder aufgelöst wurde, so daß man es schließlich mit einer parish oder Kirchengemeinde im eigentlichen Sinne und mit einer civil parish oder bürgerlichen Gemeinde zu thun hat, welch letztere im großen und ganzen nichts anderes ist, als die township der Angelsachsen in neuer Gestalt und unter einem neuen, in seiner gewöhnlichen, abgekürzten Form ziemlich irreführenden Namen. Diese, besonders für Landgemeinden so einschneidende Trennung der kirchlichen und weltlichen Selbstverwaltung wurde schon durch das 1834er Reformgesetz für das Armenwesen eingeleitet, wodurch letzteres den einzelnen Kirchenversammlungen abgenommen und größeren, eigens für diesen Zweck errichteten örtlichen Organisationen überantwortet wurde, deren Wirkungskreis man als Poor Law Unions oder „Armenpflegschaften" bezeichnete. Durch die Local Government Act von 1894, gewöhnlich Parish Councils Act genannt, ist dann der letzte Schritt gethan worden, wonach jede Gemeinde zwei, durch gesetzliche Vorschriften scharf geschiedene Formen örtlicher Selbstverwaltung erhielt — eine geistliche für kirchliche, und eine weltliche für alle andern sozialen Angelegenheiten. Außer den vielen Befugnissen, die die neugeschaffene weltliche Gemeindeverwaltung von der halb kirchlichen und halb

weltlichen übernahm, erhielt sie mancherlei neue, wirtschaftlich weitreichende Aufgaben und überdies entscheidenden Einfluß auf die Zusammensetzung der verschiedenen örtlichen Organisationen, denen die Sorge für Volksschulen, Armenwesen, Gesundheitspflege, für Brücken- und Wegebau u. s. w. obliegt.

Die offizielle Macht des Pfarrers und des Kirchenrats erscheint auf diese Weise auf rein kirchliche und rein religiös-philantropische Angelegenheiten so bestimmt eingeschränkt, daß man die kirchliche Lokalverwaltung thatsächlich ganz außer Rechnung lassen kann, wenn man die neuen Verhältnisse in der Verwaltung der Gemeinden Englands schildert. Daß die neuen, rein weltlichen Gemeindeobrigkeiten mittelst sehr demokratischen Stimmrechts gewählt werden, ist ein weiterer Umstand, der eine große Machtverschiebung auf dem Gebiete des Gemeindelebens in sich schließt, doch kann keine dieser Reformen etwa als eine revolutionäre Neuheitmacherei bezeichnet werden. Es handelt sich dabei eigentlich nur darum, die demokratischen Grundsätze der Selbstverwaltung wieder zum ursprünglichen, reinen Ausdruck zu bringen, Grundsätze, deren wir schon oft erwähnten und die niemals vollständig aufgegeben waren, sondern der ganzen englischen Gemeindeverfassung stets als Grundwall gedient haben. Sicherlich haben die Ortspfarrer, die einflußreichen Orts-Grundeigentümer („the squires") und die größeren Pächter die Angelegenheiten der englischen Landgemeinden Jahrhunderte lang nach eignem Gutdünken und mit Außerachtlassung der ländlichen Arbeiter (der eigentlichen „Bauernschaft"), sowie zu nicht geringem Nachteile der letzteren, betrieben; das war jedoch fast nur die Folge rein örtlichen Klassenunterschieds und der politischen Machtstellung der Bodenmagnaten, die diese auf parlamentarischem Wege mißbrauchten, um ihre sozialökonomischen Vorteile als Bodenherren durch Spezialgesetze zu vergrößern. Von Seiten des Staates hat eine unmittelbare, bureaukratische Machtbeschneidung der örtlichen Verwaltungsorganisationen niemals stattgefunden.

Grade darum, weil die Grundsätze der örtlichen Selbstverwaltung vom englischen Staate stets unangetastet blieben, ist es

diesem so leicht geworden, ohne große Veränderung der Organisation der Zentralregierung durch wenige Reformgesetze eine Revidierung der Machtverhältnisse in den örtlichen Selbstverwaltungseinrichtungen in demokratischem Sinne zu ermöglichen.

In jeder der historischen Grafschaften (counties) Englands giebt es zwar einen lord lieutenant, der die Krone repräsentiert, wie etwa ein französischer Präfekt in seinem département — der lord lieutenant ist aber nichts weiter als ein Schaustück mit nur unsachlichen Pflichten, und sein Amtsbezirk, das geschichtliche county, entspricht nicht der territorialen Einheit der administrativen county-Einteilung des Reiches. Letztere gleicht nur darin etwa der deutschen Kreis- oder der französischen Departementeinteilung, als sie die größten einheitlichen Teilgebiete der örtlichen Verwaltung bildet, deren Obrigkeiten in Kontroll- und Appellationsangelegenheiten unmittelbar der Krone unterstehen. Die hierfür bestehende Art Ministerium, dessen Vorsitzender Kabinettsrang einnimmt, wird Local Government Board genannt und macht das Parlament zu einer Art Obergericht, gestaltet die örtliche Verwaltung aber nicht bureaukratisch. In den meisten Fällen können nur die Bürger selbst durch Einreichung von Klagen eine Einmischung der Zentralregierung in örtliche Angelegenheiten hervorrufen.

Die Organisation der örtlichen Selbstverwaltung.

Durch die Local Government Act von 1888, die die große Reform der Selbstverwaltung in England einleitete, wurde das Land in 124 Bezirke eingeteilt, von welchen 60 Landbezirke oder administrative counties sind — d. h. Teile einstiger counties ausschl. der Städte — die von county councils („Grafschaftsräten") verwaltet werden. Die übrigen 64 Bezirke bestanden 1891 aus den Städten mit über 50 000 Einwohnern (county boroughs), sowie der Stadt London mit Ausschluß der City, die ihre mittelalterliche Kommunalverfassung beibehalten hat. Städte mit weniger als 50 000, doch mit mehr als 10 000 Einwohnern

— die teils quarter-sessions boroughs oder auch boroughs schlechtweg sein können — behalten ihre uralte Form der Selbstverwaltung. Zählt ein borough dagegen weniger als 10 000 Bewohner, so verliert es den größern Teil seiner besondern Selbstverwaltung und wird von dem county council, in dessen Bezirke die betr. Stadt oder der Flecken liegt, verwaltet.

Das Land zerfällt also nicht in Kollektiveinheiten von einer einzigen sondern von dreierlei Art, nämlich: administrative counties, county boroughs und boroughs mit 50 000 bis zu 10 000 Einwohnern. Die Obrigkeiten der zwei letztgenannten, the town councils, haben weitreichendere Befugnisse als die Verwaltungsbehörden für die erstgenannten, the county councils. Das beruht darauf, daß die durch ein Gesetz von 1888 neu eingerichteten county councils in der Hauptsache nur die finanziellen county-Verwaltungspflichten, die bis 1888 den Friedensrichtern zufielen, übernommen haben. Diese letzteren — verantwortliche Bürger verpflichtet to conserve the peace, wie die Phrase lautet — hatten vor 1888 die gemeinsamen finanziellen Angelegenheiten jeder Landschaft in der Hand und besorgten diese gänzlich privatim, ohne die Möglichkeit einer Kontrolle durch die große Allgemeinheit. Es war ein wichtiger demokratischer Fortschritt, daß diese Befugnis den county councils übertragen wurde; letztere müssen aber wiederum gewisse Vollmachten, z. B. die Aufsicht über die Polizei, mit den Friedensrichtern teilen, und die Rechtsthätigkeit der Friedensrichter besteht ebenfalls weiter. Außerdem ist, wie wir schon hervorgehoben haben, die örtliche Verwaltung in England noch immer sehr stark dadurch verwickelt, daß es eine Menge verschiedene Territorialeinteilungen mit ihren verschiedenen Amtsstellen für verschiedene Zwecke giebt, z. B. für das Armen- und das Volksschulwesen. Der den Engländern so ans Herz gewachsene „praktische" Wirrwarr ist durch die großen Reformgesetze von 1888 und 1894 nicht merkbar verringert worden; die Gelegenheiten zur Bethätigung der demokratischen Rechte bei der örtlichen Selbstverwaltung haben dagegen für die untern Volksklassen eine starke Vermehrung erfahren.

Die county councils („Grafschaftsräte") werden auf Grund einer Wahlordnung gewählt, die keine allgemeine, aber eine sehr demokratische ist — selbstverständlich auch eine verwickelte, zu tausend theoretischen Zweifeln und praktischen Mißverständnissen verleitende Wahlordnung, wie es sich von einer englischen oder einer auf ein Sammelsurium fudelig abgefaßter englischer Parlamentsakten begründeten Ordnung von selbst versteht. Ein county council kann man etwa als einen vom Volke alle drei Jahre neugewählten Kreisausschuß bezeichnen. Außer den councillors („Räten") besteht es aus einer geringen Anzahl von aldermen („Altmännern"), einer Art Obmänner, die von den Räten selbst für sechs Jahre gewählt werden und von denen die Hälfte jedes dritte Jahr ausscheidet. Die Anzahl der Räte wechselt natürlich mit der Volksmenge des betr. Gebietes. Sie ist am größten in London (ausschließlich der City), wo sie 118 erreicht, und am kleinsten in der kleinen Grafschaft Rutland, wo sie nur bis 21 ansteigt.

Durch eine Local Government Act von 1894 wurde die 1888 eingeleitete Reform in ausgesprochen demokratischer Richtung weitergeführt. Das neue Gesetz teilt die administrative county in mehrere Arten kleinerer Verwaltungsbezirke, jede Art mit voller Selbstverwaltung und mit einer besondern Gruppe von Aufgaben. Solche Bezirke sind: das Kirchspiel, die Armenpflegschaft, der Gesundheitsbezirk, der Weg- und Wasserbaubezirk, sowie zwei Arten Bezirke für Rechtsangelegenheiten und endlich der durch ein besondres, etwas älteres Gesetz geschaffene Volksschulbezirk.

Der Pfarrgemeinderat und dessen Rechte.

Zur Erledigung der der Kirchengemeinde (the vestry) und deren beständigem Vorsitzenden, dem Pfarrer, abgenommenen weltlichen Angelegenheiten jeder Gemeinde, sowie zur Ausübung mehrerer ganz neuen Befugnisse rief das Gesetz von 1894 zwei neue Einrichtungen ins Leben: die Pfarrgemeindeversammlung (the parish meeting) und den Pfarrgemeinderat (the

parish council). Dadurch sind mit einem Schlage gegen 13 000 Pfarrgemeindeversammlungen und gegen 8000 Pfarrgemeinderäte entstanden — eine ansehnliche Verstärkung der Organisationen für örtliche Selbstverwaltung in den ländlichen Gebieten des Reiches. Die Reform brachte aber nicht allein eine Vermehrung der Organe der Gemeindeverwaltung, sondern auch eine wesentlich veränderte Zusammensetzung derselben mit sich. Das Recht zur Abgabe einer Stimme bei den alten halb kirchlichen, halb weltlichen Kirchenversammlungen stand allen Gemeindemitgliedern zu, die wenigstens 50 Pfd. Sterling versteuerten; für weitere je 25 Pfd. Sterling Schätzungswert erhöhte sich das Stimmrecht der Person um eine weitere Stimme, doch nicht über sechs. Die großen Grundbesitzer hatten außerdem besondere Abstimmungsvorrechte, so daß ein solcher bei den Kirchenwahlen oft zwölf Stimmen in die Wagschale werfen konnte. Bei den neuen Pfarrgemeindeversammlungen haben alle Männer und Frauen Stimmrecht, denen ein solches zum Parlament und zum Grafschaftsrat zusteht, d. h. alle mündigen Männer, die Grund und Boden zu 5 Pfd. Sterling Pachtwert besitzen oder für jährlich 10 Pfd. Sterling Zins Landstücke pachten oder eine Wohnstätte (Haus oder einzelne Zimmer) mieten, die unmöbliert 10 Pfd. Jahresmiete kosten, sowie außerdem alle Männer und Frauen, welche ein Haus mieten, besitzen oder bewohnen, für das Armensteuer erlegt wird. Letztere muß entrichtet worden sein, und die betreffende Person darf in den letzten zwölf Monaten vor Aufstellung der Wahlliste keine Armenunterstützung erhalten haben. Diese Gemeindeversammlung tritt jährlich wenigstens einmal zusammen und hat ihre Verhandlungen abends zwischen 6 und 8 Uhr zu eröffnen — letzteres, um die Arbeiter nicht durch ihre Tagesthätigkeit auf Feld und Acker an der Teilnahme zu behindern. Die Hauptaufgabe der Gemeindeversammlung besteht in der Erwählung des Pfarrgemeinderates, der mindestens 5 und höchstens 15 Mitglieder umfassen soll. Wählbar sind alle Mitglieder der Gemeindeversammlung, die seit einem Jahre nicht mehr als drei (englische) Meilen von den Grenzen der Gemeinde entfernt ge-

wohnt, seit einem Jahre keine Armenunterstützung erhalten haben, seit fünf Jahren nicht zu Strafarbeit verurteilt oder in Konkurs verfallen sind, nicht bezahlte Beschäftigung im Gemeinderate und keine pekuniären Interessen an den Arbeiten oder sonstigen wirtschaftlichen Unternehmungen haben, die vom Gemeinderate ausgehen. Der Rat ist im juristischen Sinne eine Körperschaft mit der Berechtigung zu Landbesitz und Kapitalverwaltung.

Durch das neue Gesetz zerfallen die englischen Landgemeinden in zwei Gruppen, in solche, die sowohl Gemeindeversammlung als Gemeinderat, und solche, die nur eine Generalversammlung haben; zur ersten gehören alle Gemeinden mit über 300 Seelen. Gemeinden mit 100 bis zu 300 Seelen steht es frei, einen Gemeinderat zu errichten. Gemeinden unter 100 Seelen können einen solchen nur unter Zustimmung des Grafschaftsrats einführen, dürfen aber stets, wenn sie es wünschen, einen Pfarrgemeinderat gemeinsam mit einer oder mehreren Nachbargemeinden haben. Von der Vorschrift, daß jede einzelne Gemeinde eine Gemeindeversammlung haben muß, giebt es jedoch keine Ausnahme, und wo ein Pfarrgemeinderat nicht vorhanden ist, da übt die Gemeindeversammlung fast alle Befugnisse eines solchen aus — wenn auch zum Teil unter etwas veränderter juristischer Form.

Zu den vielen wichtigen Geschäften, die der Pfarrgemeinderat von den ältern Ortsobrigkeiten übernommen hat, gehören die Obliegenheiten der früheren Kirchenversammlung, — außer den rein kirchlichen — ferner gewisse rein administrative, wirtschaftliche und rechtliche Befugnisse, die früher in der Hand des Armenpflegeamtes und der Armenpflegeaufseher lagen, sowie das vorher den Friedensrichtern zustehende Recht zur Ernennung dieser Aufseher. Der Pfarrgemeinderat also ist es — nicht der Kirchenrat, die Kirchenväter oder die Armenpflegeaufseher — der jetzt durch seine Beauftragten das Thun und Lassen des Armenamtes überwacht. Dieses Amt, dessen Vollmacht sich über die ganze „Armenpflegschaft" — im Durchschnitt eine Vereinigung von 22 bis 23 Gemeinden zu einer solchen — wird jetzt auf Grund eines fast

allgemeinen aktiven und passiven Wahlrechts ernannt und nicht, wie ehedem, auf Grund von Vermögensverhältnissen. Die gesamte Armenpflegeaufsicht ist demnach in folgerichtiger Weise demokratisch geworden.

Die wichtigste unter den neuen, von englischen Gemeindeobrigkeiten früher niemals ausgeübten Befugnissen besteht in dem Rechte, durch freies Uebereinkommen oder gesetzlichen Zwang von den Grundbesitzern der Gemeinde Land pachten oder kaufen zu können. Dieses kann entweder in gemeinsamer Benutzung bleiben, z. B. als Weideplan, als öffentlicher Spielplatz oder Park oder als Platz zur Errichtung von Kommunalgebäuden, oder auch in kleinen Stücken an Einwohner der Gemeinde (z. B. Land-, Fabrik- und Grubenarbeiter sowie Handwerker) weiter verpachtet werden. Diese Bestimmung der neuen Gemeindegesetzgebung soll den Arbeitern ein Mittel an die Hand geben, die monopolistische Bodenpolitik der Großgrundbesitzer zu durchbrechen. Englands Grundherren hatten nämlich seit Ende des 15. Jahrhunderts durch parteiische Gesetzgebung, beständige juristische Verwirrung und rücksichtslosen, wirtschaftlichen Wettbewerb die kleinen Grundbesitzer auszurotten und sich das Gemeindeland anzueignen gesucht, sowie planmäßig danach gestrebt, alle arbeitenden Klassen im Zustande völliger Bodenbesitzlosigkeit zu erhalten. Dieses Bestreben der Reichen, sich in den Alleinbesitz allen Grundes und Bodens zu bringen, war so vorzüglich geglückt, daß man jetzt in England auf dem Lande nur umherzufahren braucht, um die verderblichsten moralischen und wirtschaftlichen Folgen davon zu sehen, daß ein Land seinen Bauernstand verloren und dafür unansäßige Taglöhner und Pächter (welch' letztere Kapitalistenblut in den Adern haben und „gentlemen farmers" sein wollen) als Ersatz bekommen hat. Das einzige eigentliche Landvolk Englands, seine „Landarbeiterklasse", läßt erkennen, welch' widerliche Formen von Kriecherei und wirtschaftlicher Unselbständigkeit daraus hervorgehen, wenn sich eine Mitbürgerklasse täglich und stündlich einer wirtschaftlichen Uebermacht beugen muß, der sie nur durch eine abenteuerliche Auswanderung aus

der Heimat oder durch den bedenklichen Wechsel des Berufs und der Lebensweise, kurz, durch Uebersiedlung in die übervölkerten Fabrikstädte, entgehen kann. „Britons never shall be slaves“. Nicht gar wenige Briten sind jedoch „practically“ die Sklaven andrer Briten.

Um den Arbeitern die Möglichkeit zur Erpachtung einer Fläche Land unabhängig von der wirtschaftlichen Uebermacht und dem Gutdünken der Grundbesitzer zu bieten, verordnet das neue Gemeindgesetz folgendes, was thatsächlich eine mildere Form der Enteignung in sich schließt. Ist der Grundeigentümer unter annehmbaren Bedingungen bereit, der Gemeinde ein passendes Stück Land für kleine Pachtungen oder andre Zwecke zu verpachten, so kann der Gemeinderat den Pachtvertrag auf eigne Hand für eine beliebige Zahl von acres abschließen und diese an Gemeindeangehörige in beliebig großen Teilstücken weiter verpachten. Der Pachtzins für letztere muß jedoch in jedem Falle so viel betragen, daß er alle Ausgaben, die dem Gemeinderate infolge der Angelegenheit erwachsen, deckt. Weigert sich der Grundeigentümer das gewünschte Bodenstück zu verpachten, so muß der Gemeinderat die Sache dem Grafschaftsrat (the county council) vorlegen, und wenn dieser der Ansicht ist, daß ein wirklicher Bedarf an Land vorliegt und ein passendes Stück unter annehmbaren Bedingungen nicht zu erhalten ist, so ordnet er eine öffentliche Untersuchung der Sache an. Fällt diese zu Gunsten der Ansprüche des Gemeinderats aus, so kann ihm der Grafschaftsrat die Berechtigung erteilen, das betreffende Land zwangsweise und unter Bedingungen, die ein Schiedsmann feststellt, in Pacht zu nehmen. Der Schiedsmann wird vom Grundeigentümer (oder dessen Pächtern, wenn das Land bereits verpachtet war) und vom Gemeinderat, wenn beide sich einigen können, gemeinschaftlich ernannt, andernfalls wird ein solcher vom Ministerium für örtliche Verwaltung (Local Government Board) bestimmt. Meint der Grafschaftsrat, daß für sein Eingreifen kein Bedürfnis vorliege, so kann er es ablehnen, die erwähnte Untersuchung vorzunehmen, und in diesem Falle verliert der Gemeinderat jedes weitere Be-

schwerderecht. Wird das Land zwangsweise gepachtet, so darf der Pachtvertrag nicht auf weniger als vierzehn oder auf mehr als fünfunddreißig Jahre lauten, und das Teilstück, das der Gemeinderat einem Einzelnen weiterverpachtet, darf nicht mehr als vier acres Weideland, oder drei acres von solchem und einem acre Ackerfeld (2,5 acres etwa gleich 1 ha) umfassen. Besteht der verpachtete Boden aus gewachsenem Wiesengrunde, so darf dieser ohne besondere Erlaubnis des Grundeigentümers nicht aufgebrochen werden. Wünscht der Gemeinderat Land durch freie Vereinbarung zu kaufen, so muß er sich an das Gesundheitsamt (the district council) im Gesundheitsbezirke der Gemeinde wenden, um die Sache auszuführen. Verweigert das Gesundheitsamt sein Eingreifen, so kann der Gemeinderat an den Grafschaftsrat appellieren. Kauft der Gemeinderat ein Stück Land, so dürfen die Pachtungen nicht über je einen acre betragen. Wünscht er aber Land zu kaufen, das der Eigentümer nicht abtreten will, so kann er selbst oder durch das Gesundheitsamt ein Gesuch an den Grafschaftsrat einreichen, als an die einzige Behörde, die Land zwangsweise zu kaufen berechtigt ist. Alle hier erwähnten Gesuche an das Gesundheitsamt oder den Grafschaftsrat können auch von sechs einzelnen Mitgliedern der Gemeindeversammlung eingegeben werden, wenn der Gemeinderat das zu thun ablehnt.

Die Armenpflege und die Volksschule.

Zwischen den alten geschichtlichen Einheiten — der Kirchenversammlung oder dem Kirchspiel (Gemeinde) und der Grafschaft oder Landschaft — gab es in früherer Zeit einen halb wirtschaftlichen, halb juristischen Bezirk, the hundred, der jetzt durch zwei juristische Einheiten, eine für Strafsachen (the petty sessional division) und eine für Zivilsachen (the county court district), sowie außerdem durch drei sozialökonomische Verwaltungseinheiten ersetzt ist: durch den Armenbezirk (the poor

law union), den Gesundheitsbezirk (the sanitary district) und den Wegbaubezirk (the highway district).

Der Vorstand des Armenbezirks, the board of guardians, wird von der Gemeindeversammlung gewählt. Das aktive Wahlrecht dazu ist also fast allgemein und das gilt auch für das passive (die Wählbarkeit), da alle früheren Vorbedingungen bezüglich des Vermögensstandes weggefallen sind und es „selbstverständliche" oder ernannte Mitglieder dazu nicht mehr giebt. Die Behörden, deren vornehmste Pflicht es ist, den englischen Gemeinden eine Jahressteuer von 162 Millionen Mark aufzuerlegen und diese ungeheure Summe auf Englands stehendes Heer von 700 000 hilfsbedürftigen Armen zu verteilen, werden jetzt zum erstenmale in der Geschichte Englands auf Grund eines völlig demokratischen Systems gewählt. Auch die Frauen sind in größerer Ausdehnung als früher wählbar. Da die Armenfrage nun einmal — leider! — von großer Bedeutung für ein modernes Gemeinwesen ist, muß ihre Behandlung von möglichst demokratischen und menschenfreundlichen Gesichtspunkten aus als ein großer Fortschritt betrachtet werden. — Was schließlich die Gesundheits- und die Wegebauämter angeht, so wurden diese, soweit Städte in Frage kommen, durch das Reformgesetz von 1894 zu sogenannten district councils verschmolzen. Auf dem Lande sind diese auch Armenämter, so daß die Landbewohner in ihren demokratischen Gemeindeversammlungen thatsächlich nur zwei kommunale Vertretungen, den „Gemeinderat" und den „Bezirksrat" zu wählen haben, um ihre nächstliegenden sozialwirtschaftlichen Angelegenheiten besorgen zu können.

Alle übrigen Gemeindeangelegenheiten auf dem Lande — bezüglich der Gesundheitspflege, des Wegebaues, der technischen Ausbildung und dergl. — die sich nicht mit den Obliegenheiten des Gemeinde- oder des Bezirksrats decken, sind den Grafschaftsräten überwiesen. Außerdem üben diese die Aufsicht über die niedern Ortsobrigkeiten aus; sie haben, wie wir gesehen, Anteil an der Kontrolle der ländlichen Polizei und weitreichende finanzielle Befugnisse, die sie nicht nur zu Lohnherren über ihre

eigenen Angestellten machen, sondern auch über eine Menge niederer juristischer Beamten und sogar einen Teil der Beamten der Zentralregierung.

In dieser flüchtigen Uebersicht über die örtliche Selbstverwaltung in England, wie sie sich infolge der Reformgesetze von 1888 und 1894 darstellt, haben wir den wichtigen Zweig noch nicht berührt, dessen Aufgabe die Organisation des Volksschulunterrichts und die Aufsicht darüber bildet. Obwohl das Volksschulwesen in Uebereinstimmung mit dem Geiste der örtlichen Selbstverwaltung, wie dieser in England aufgefaßt wird, geregelt ist, ist der sogenannte „Schulbezirk" doch den übrigen Einrichtungen der Gemeinde nicht administrativ angegliedert, sondern wird von einer besondern Zentralbehörde, dem 1870 errichteten Unterrichtsministerium (Education Departement) überwacht. Erst durch ein Gesetz von genanntem Jahre übernahm der englische Staat überhaupt die Verantwortlichkeit dafür, daß die Kinder nicht ohne Unterweisung in der Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens aufwuchsen. Bis dahin war diese Angelegenheit der berühmten „Selbsthilfe" anheimgegeben — die es mit sich brachte, daß die ärmsten und rohesten Volksklassen die wertvolle bürgerliche Freiheit genossen, ihre Kinder in halbwildem Zustande heranwachsen zu lassen. Jetzt wird inzwischen ein gewisses Minimum von Schulbildung für alle englischen Kinder *verlangt*, und allen Eltern steht das Recht zu, ihre Kinder im Alter von (3)! bis zu 15 Jahren kostenlos unterrichten zu lassen.

Durch das Gesetz von 1870 wurde England in Schulbezirke nach dem wunderlichen Plane eingeteilt, daß jede Stadt und jede Landgemeinde einen solchen Bezirk bilden solle. Infolgedessen giebt es kleine Dörfer mit nur wenig hundert Einwohnern, die besondere Schulbezirke sind, während gleichzeitig eine Stadt wie London mit ihren vier oder fünf Millionen Einwohnern auch nur einen einzigen Schulbezirk bildet. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Verwaltungsschwierigkeiten der Volksschulbehörden, die auf dem Lande verschwindend erscheinen, in London Riesenverhältnisse annehmen. In jedem Volksschulbezirk wählen die ört-

lichen Steuerzahler einen Schulrat, dessen Kopfzahl sich nach der Volksmenge des Bezirks richtet. Wählbar sind Männer und Frauen, die das 21. Lebensjahr zurückgelegt haben. Unabhängig davon, auf welcher kommunalen Einheit sie beruhen, zerfallen die englischen Volksschulbezirke in zwei Gruppen: in die „Schulamtsbezirke", wo die Volksschulen größtenteils oder gänzlich vom Staate unterhalten werden, und die „Schulbesuchsausschußbezirke", wo solche hauptsächlich von privater, sektiererischer oder kommunaler Unternehmungslust leben. Der englische Staat nimmt es also eigentlich nur auf sich, nachzusehen, ob es in jeder Gemeinde niedre Schulen von gewisser Beschaffenheit hinreichend giebt, sowie aus den allgemeinen Steuern die Schulen zu unterstützen, die durch freiwillige oder Gemeindebeiträge nicht unterhalten werden oder den Anforderungen der Regierung nicht entsprechen könnten. Die staatliche Unterstützung besteht in der Hauptsache aus 10 shillings jährlich für jeden Schüler zwischen 3 und 15 Jahren, sowie aus besondern Beiträgen für Landkauf, Schulhausbau und dergl. Hieran ist die Vorschrift geknüpft, keinen andern religiösen Unterricht zu erteilen, als solchen, der für alle christlichen Religionsgesellschaften paßt. Doch nicht einmal dieser Religionsunterricht ist für die Staatsschüler samt und sonders obligatorisch. In den Privat- (freiwilligen) Schulen kann derselbe obligatorisch und so dogmatisch und sektiererisch sein wie er will. Diese, sowie viele andre Vorschriften des Elementary Education Code Englands schweben arg in der Luft, und der Staat betreibt selbst nicht ihre praktische Durchführung, sondern überläßt das den von den Gemeinden durch allgemeine Wahl bestellten Schulräten. Trotz des Unterstützungssystems, des Unterrichtsgesetzes und der ganzen Heerschar von Volksschulinspektoren der Regierung sind die englischen Staatsschulen doch nur eine Art freier Gemeindeschulen, da es in höchstem Maße von den pädagogischen Anschauungen der einzelnen Gemeinden abhängt, ob sie gesundheitfördernde, mit Lehrern und Unterrichtsmaterial gut ausgestattete oder überfüllte, schlecht gelüftete, schlecht heizbare und mit Material unzureichend versehene Volksschulen haben. Sogar in der Auf-

fassung und Anwendung des so wichtigen Religionsparagraphen kommen sehr wesentliche lokale Abweichungen vor — scheinbar ohne daß der Zentralvorstand eingreifen will oder kann, um die gesetzlichen Vorschriften streng durchgeführt zu sehen.

Die langwierigen und bittern Streitigkeiten, die bei jeder Neuwahl des Schulrats für den ungeheuern Schulbezirk Londons auflodern, beleuchten recht lehrreich die Interessen- und Meinungsverschiedenheiten, durch die die kommunalen Schulbehörden in England zersplittert sind — zersplittert zum größten Nachteil der Volksbildung. Als das neue Schulgesetz 1870 angenommen wurde, hatte London nur etwa 200 000 die Schule besuchende Kinder, was nach offizieller Schätzung bedeutete, daß mehr als 100 000 Kinder ohne Schulunterricht aufwuchsen. Dem Volksschulrat für den Londoner Bezirk stand also eine riesenhafte Aufgabe bevor. Dank einer beharrlichen und — wie natürlich — sehr kostspieligen Arbeit zählte London 1891 in Staatsschulen 450 000 und in freiwilligen (Privat-)Schulen gegen 200 000 Kinder. Trotz dieses schönen Erfolgs ist es dem Londoner Schulrat unmöglich, auf seinen Lorbeern auszuruhen, denn die schnelle Zunahme der Volksmenge der Stadt bedingt es, daß jährlich 10 bis 12 neue Schulen für je 1000 Kinder erbaut werden. Ungeachtet der Staatsbeiträge bringt es die unumgängliche Ausdehnung des Schulsystems natürlich mit sich, daß die Schulsteuern der Bewohner Londons beständig anschwellen — ein Nachteil, für den viele Bürger keineswegs ein Gegengewicht darin erkennen wollen, daß eine gewisse Schulbildung auch für „Gassenkinder" obligatorisch geworden und kostenlos für so viele ist, die ihr ganzes Leben hindurch mit der Not im Kampfe liegen. Hört man diesen Sparsamkeitseiferern zu, die rückwärts nach dem schönen freiheitlichen Zustande vor 1870 streben, so scheint es, als wäre London eins der allerärmsten Gemeinwesen der Erde — denn die Finanzen der Stadt werden durch ein Volksschulsystem „zugrunde gerichtet", das aus purer „Sparsamkeit", vor einigen Jahren nicht in der Lage war, 32 000 schulpflichtigen Kindern Plätze zu bieten und die Lehrer beständig zwingt, mit Klassen von je 80 bis 100 Kindern zu arbeiten.

Diese Partei der „freiwilligen Schulen", die Erzfeindin der Staatsschulen, schöpft jedoch ihre Stärke leider nicht nur aus dem Widerwillen des englischen Kleinbürgers gegen jede Bildung, die nicht „praktische" Fachbildung ist, und der Abgeneigtheit, für die Erziehung der Kinder andrer Menschen zu bezahlen, sondern auch aus der Frömmelei, die bei dem englischen Volksschulenwirrwarr eine gewisse Rolle spielt. Die „freiwilligen" Schulen haben ja das Recht, ganz nach Belieben sektiererisch zu sein, während die Staatsschulen keine kirchlichen Dogmen lehren, sondern bloß wahlfrei Bibellesen mit mehr ethischer als theologischer Erklärung bieten dürfen. Die betreffenden gesetzlichen Bestimmungen sind das Ergebnis einer unklaren Verständigung zwischen den Parteien der Staats- und der freiwilligen Schulen und ermöglichen es den Freunden der dogmatischen Theologie, die ganze Frage stets aufs neue dadurch aufzurollen, daß sie auf administrativem Wege die Bestimmungen umdeuteln und zwar in der Weise, daß der Religionsunterricht der Staatsschulen einen dogmatischen Anstrich annimmt, der keine einzige der zahlreichen Religionsgesellschaften befriedigt, mit Sicherheit aber die meisten in eine religiöse Kampfstellung hineindrängt.

Die für die zeitgemäße Entwickelung der Staatsschulen kämpfende, sogenannte „Fortschrittspartei" im Londoner Schulrat ist von demselben intellektuellen Schlage, wie die fortschrittsfreundliche Partei im Grafschaftsrate der Stadt, wo sie den glänzenden Beweis geliefert hat, daß eine gesunde und vorsichtige Sparsamkeit mit einem warmen Eifer für soziale Reformen zu vereinigen ist. Daß ungefähr dieselben Wahlmänner, die eine fortschrittliche, d. h. liberal-radikale Mehrheit für den Grafschaftsrat stellen, oft eine reaktionäre und klerikale Mehrheit für den Schulrat wählen, ist ein schlagender Beweis für den ansehnlichen Mangel der englischen Demokratie an Achtung vor Bildung und Wissen. Sie scheint anzunehmen, daß diese kein unmittelbares industrielles oder kommerzielles Ziel hätten. Der englische Kleinbürger — denn um diesen handelt es sich hier eigentlich — liebt es, den Menschen als ein Produktionswerkzeug zu betrachten. Produktionswert und

Menschenwert fließen in seiner Gedankenwelt zusammen. Ihn belästigt es deshalb nicht, wenn ein so wichtiger Faktor im Kulturfortschritt der Nation wie die Volksschule den Zankapfel zwischen kämpfenden Parteien bildet.

Das Hauptziel der Gemeindereform.

Die große Gemeindereform, von der wir hier reden, die nicht nur ein gewisses Zurückbleiben in der Organisation des englischen Gemeinwesens aufgehoben, sondern es gleichzeitig und mit einem Schlage zum Vorbild für andre demokratisch vorwärts strebende Staaten gemacht hat, ist zweifellos eine Reform mit bestimmtem praktischem Endziele. Letzteres braucht man nicht lange zu suchen. Die Reform ist vor allem „revolutionär" bezüglich der ländlichen Gemeindeverhältnisse und bezweckt offenbar die Ermöglichung besserer Lebensbedingungen für die Landarbeiter, um diese geneigt zu machen, daß sie in „der Väter Hütte" aushalten, statt in die Städte zu wandern und dadurch die untersten Arbeiterklassen derselben in unheilbare Entartung und Untauglichkeit zu drängen. Durch Demokratisierung der Gemeindeverwaltung in den Industriestädten soll gleichzeitig diese schicksalschwere körperliche und geistige Entartung in ihren Wurzeln bekämpft werden.

Auf die inhaltschwere Frage, wer eigentlich die 700 000 mehr oder weniger beständigen paupers Englands sind, scheint die wissenschaftliche Forschung die Antwort geben zu wollen, daß das mehr die Untauglichen als die Ueberflüssigen seien. Großenteils sind sie unzweifelhaft soziale Schmarotzer und unfähig zu jener Selbsthilfe, die darin besteht, etwas, was an Nützlichkeit dem Preise für den eignen gesunden und anständigen Lebensunterhalt entspricht, auf den offnen Markt zu bringen. Viele mögen gänzlich arbeitslos ohne eignes Verschulden sein, d. h. es mag ihnen jede Gelegenheit fehlen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen; doch viele sind auch außer stande, so viel zu erzeugen, daß sie auch unter den günstigsten Umständen davon gesund leben könnten. Sie bilden

die Opfer eines Entartungsvorgangs, dessen Herde die großen Industriestädte sind und dessen innerste Ursache ebensoviel physischer wie wirtschaftlicher Natur ist. Das allzu emsige und aufreibende, in gesundheitlicher Hinsicht noch zurückgebliebene und von gar zu vielen und wirtschaftlich verderblichen Schwankungen heimgesuchte Fabrikleben ist der Herd für diese körperlich-geistige Verschlechterung des Menschenmaterials der Großindustrien. Die Industriestädte werden in demselben Sinne „übervölkert", wie ein Urwald übervölkert ist, worin sich zwei Menschen aufhalten, deren moralische und physische Fasern von einer Fäulnis ergriffen sind, die sie, unter welchen Verhältnissen es auch sein mag, unfähig macht, sich einen menschenwürdigen Unterhalt zu erkämpfen.

In der Regel sind es nämlich nicht, wie man im ersten Augenblicke vielleicht glauben möchte, die zuziehenden Landarbeiter, die die große Lumpen- und Hungerarmee der Arbeitslosen, wirtschaftlich Ueberflüssigen und Wertlosen anschwellen machen; diese rekrutiert sich vielmehr hauptsächlich aus den Leuten, die schon im 3. oder 4. Gliede Stadtarbeiter sind und deren körperliche und sittliche Natur dadurch mit unheimlicher, ganz allgemeiner Notwendigkeit geschwächt worden ist. Die einwandernden Landarbeiter, ein verhältnismäßig noch jungfräulicher, naturgesunder Menschenschlag, verdrängen und ersetzen die körperlich und geistig herabgekommene Produzentenklasse in den Städten. Dank langen Elendsperioden infolge Arbeitsmangels und ihren verzweifelten Versuchen, auf dem Wege des Billigkeitswettkampfes in den niedrigsten Arbeitszweigen noch einen Halt zu gewinnen, wird die ältere Arbeitergeneration teilweise zu einer Klasse wenig leistungsfähiger, wirtschaftlich fast wertloser Individuen verwandelt. Gleichzeitig bringen es diese durch ihren Wettbewerb dahin, daß auch die andern niedrig stehenden Arbeiter zu demselben sozialen Bodensatz hinabsinken.

Hier tritt uns die unheimlichste Form der sozialen Krankheit der Zeit entgegen: das Anwachsen einer Klasse von Menschen, die durch lange dauernde Entartung für immer die Fähigkeit verloren haben, mit Muskeln, Nerven oder Gehirn wirtschaftliche

Werte zu schaffen. Wie man die Sache auch dreht und wendet, können diese Wertlosen nie etwas andres als Schmarotzer am Gesellschaftskörper sein. Die soziale Entwickelung, die ihr Aufkommen und Anwachsen befördert, die allzu schnelle Volksvermehrung der Industriestädte auf Kosten des flachen Landes und die allzu rasche Zunahme des Industrialismus auf Kosten der Landbauerwerbszweige müssen, soweit das möglich ist, gehemmt und sozusagen umgekehrt werden, wenn man auf baldige Heilung dieser Schädlichkeiten rechnen will. Die wirtschaftliche Aussichtslosigkeit und hoffnungslose soziale Erniedrigung des englischen Landarbeiters, so lange dieser an der lieben väterlichen Scholle haftet, muß einigermaßen durch hoffnungsreichere und würdigere Verhältnisse ersetzt werden. Die neuen Gemeindeordnungen suchen dem kraftvollen, aufwärts strebenden Landarbeiter eine kleine Möglichkeit zu bieten, seine wirtschaftliche und soziale Stellung auf andre, als die bisher einzig zugängliche Weise, nämlich dadurch zu verbessern, daß er auf dem Lande bleibt und ein Bodenteilstück pachtet, statt nach einer Stadt zu wandern und großindustrielle Lohnarbeiter zu werden.

Diese Absicht zeugt von wahrer staatsmännischer Weisheit.

Wie weit sie verwirklicht werden wird, ist freilich eine andre Frage. Die Aufgabe ist wohl zu verwickelt und in den herrschenden Zeitverhältnissen zu tief verwurzelt, als daß sie sich durch einen oder zwei vernünftige Lösungsversuche erledigen ließe.

Siebentes Kapitel.

Städtische Fortschritte.

Das zunehmende Uebergewicht der Stadtbevölkerung.

Die Gesundheitsgesetzgebung Englands teilt das Land in „ländliche“ und „städtische Gesundheitspflegebezirke“. Nach der Volkszählung vom 5. April 1891 hatten die ersten 8 200 000, die zweiten 20 8000 000 Bewohner. Die Bewohnerzahl der Stadtbezirke betrug 72 Prozent des ganzen Landes und hatte sich von 1881 bis 1891 um 15,3 Prozent vermehrt, während die Bevölkerung der Landbezirke nur eine Vermehrung um 3,4 Prozent erfahren hatte. Ein Drittel der Bevölkerung Englands wohnte in Städten mit über 100 000 Seelen, ein andres Drittel in solchen mit 10 000 bis 100 000 Seelen. In den letzten 20 Jahren war die Volksmenge in Städten mit 10 000 bis 250 000 Seelen im Jahrzehnt um 20 Prozent gestiegen. Wahrscheinlich sind also heute dreiviertel der Bevölkerung Englands Stadtbewohner. Von den 4 000 000 Bewohnern Schottlands waren 1891 2 631 300 Stadtbewohner — das Endergebnis der Thatsache, daß die Landbevölkerung Schottlands zwischen 1881 und 1891 um $5^1/_3$ und zwischen 1871 und 1881 um 4 Prozent abgenommen hatte, während sich die Stadtbevölkerung von 1871 bis 1881 um 18 und von da ab bis 1891 um 14 Prozent vermehrte.

Was die Festlandsstaaten angeht, sei hier vergleichsweise angeführt, daß die Volksmenge Deutschlands seit dem deutsch-französischen Kriege im Jahrzehnt um 20 Prozent anstieg und daß diese Vermehrung gänzlich den Städten zugute kam, während die Zahl

der Landbevölkerung unverändert blieb. In deutschen Städten mit über 100 000 Einwohnern befanden sich 1880 erst 7,24 Prozent der Gesamtbevölkerung, 1890 schon 12,1 und 1895 gegen 14 Prozent derselben. Ueber 40 Prozent der Volksmenge Deutschlands wohnen jetzt in Orten mit mehr als 5000 Seelen. — Das Verhältnis zwischen Stadt- und Landbevölkerung in Frankreich stellt sich auf 34 zu 66. Im letzten halben Jahrhundert hat daselbst die Landbevölkerung langsam abgenommen (sie zählt jetzt 25 Millionen Seelen), während sich die Stadtbevölkerung von 7 auf 13 Millionen vermehrte. — In Holland ist die Stadtbevölkerung zwischen 1868 und 1893 von einem Viertel zu einem Drittel der ganzen Volksmenge des Landes angestiegen. — In Belgien, Italien, Oesterreich und andern europäischen Staaten (von den Vereinigten Staaten Amerikas ganz zu schweigen) kann man ebenso wahrnehmen, daß sich ein stetig wachsender Teil der Gesamtbevölkerung zu Stadtbewohnern verwandelt.

„Infolgedessen," schreibt ein amerikanischer Nationalökonom,*) der die munizipalen Einrichtungen Amerikas, Englands und des europäischen Festlands zum Gegenstand sorgfältiger Untersuchungen gemacht hat, „muß das Stadtleben unter neuen und künstlichen Verhältnissen bald das Los der großen Mehrheit in verschiedenen großen Kulturländern werden." Allerdings; vorläufig steht England aber noch allein in der Welt als das Land da, wo die große Mehrheit der Nation sich bereits zu Stadtbewohnern verwandelt hat. In England wohnen über 66 Prozent der Bevölkerung in Städten mit mehr als 10 000 Seelen, während in dem nächst ihm am meisten mit Städten gesegneten Lande, in Deutschland, reichlich 40 Prozent in Städten mit mehr als 5000 Seelen wohnen. Das zeigt, welch gewaltigen Vorsprung England in dieser höchst zweifelhaften Form moderner Gesellschaftsentwickelung hat und wie diese in ihrer äußersten Gestaltung vorzugsweise ein englisches Problem bildet.

*) Albert Shaw. — Meine statistischen Angaben in diesem Kapitel stützen sich auf seine vortreffliche Arbeit Municipal Government in Great Britain (London, 1895).

England ist demnach durch seine einzig dastehenden Bevölkerungsverhältnisse verpflichtet, in der die Zukunft berücksichtigenden Behandlung der Großstadtfrage vor andern Nationen an der Spitze zu marschieren — dadurch nämlich, daß es der wachsenden Neigung der Landbewohner, sich zu Stadtbewohnern zu verwandeln, entgegenwirkt, und dadurch daß es das Stadtleben so umgestaltet, daß dieses seine jetzigen äußerst bedenklichen sanitären, moralischen und wirtschaftlichen Nachteile verliert, ohne gleichzeitig seiner unleugbaren Vorteile verlustig zu gehen. Wie wir im Vorhergehenden gesehen haben, hat England durch seine demokratische Reform der Lokalbehörden des flachen Landes einen höchst wichtigen Schritt in der Richtung der ersteren, der vorbeugenden Behandlungsmethode gethan. Was die andre Alternative betrifft, findet man zwar, daß England in der letzten Zeit auch manches Vorzügliche geleistet, sich aber keineswegs zum Führer in den Reformbestrebungen der Welt gemacht oder sich mit dem Problem überhaupt so eingehend befaßt hat, wie man von dem reichsten Volke und Lande der Erde mit den ältesten und schlimmsten Mißverhältnissen auf diesem Gebiete mit Recht erwarten sollte. Besonders zeigt sich London, dieses einzig dastehende Ungeheuer unter den Riesenstädten der Weltgeschichte, sehr wenig der Pflicht bewußt, die ihm gegen sich selbst als der Metropole eines Reichs, „über dessen Ländern die Sonne niemals untergeht", obliegt. Thatsächlich haben manche andre Kulturvölker in den letzten Jahrzehnten auf dem Felde der Gemeindeverwaltung größere Anstrengungen gemacht und teilweise größere Triumphe gefeiert, als die Engländer. Die großartigen Verbesserungen der Gesundheitsverhältnisse der Städte durch Sauberkeit, Beschaffung guten Wassers, frische Luft und freies Sonnenlicht, auch für das ärmere Volk; hinsichtlich ihrer Ausstattung mit schönen Promenadenplätzen, würdigen monumentalen Bauwerken, sowie der Errichtung von Museen und Bibliotheken und der Einführung besserer und billigerer Verkehrs- und Marktverhältnisse, wie sie Berlin, Paris und Wien, sowie unzählige kleinere Städte des Festlands erfahren haben, mögen ja nicht ohne ästhetische und finanzielle Schattenseiten sein, müssen

aber doch als unumgängliche Voraussetzungen für gesündere und edlere Lebensverhältnisse für Millionen von Individuen in zukünftigen Generationen betrachtet werden. Da wir einmal in einer Zeit leben, die die Nationen „urbanisiert", ist munizipaler Stillstand und Mangel an Opferwilligkeit für die Umgestaltung der Städte gewiß nachteiliger als ein Eifer, der zuweilen unnötiger Weise malerische Reste aus erinnerungswerter Vorzeit vom Boden wegfegt und sich unfähig zeigt, seine eigenen Neukonstruktionen ästhetisch befriedigend zu gestalten. Wir bekommen dadurch doch wenigstens bessere Gesundheitszustände, und eine weitgehende Sauberkeit und körperliche Frische sind auch schon eine Art Schönheit, die auf dem Wege der Verfeinerung der ästhetischen Vollkommenheit entgegengeht.

Der städtische Demokratismus.

Die auffallende Unregelmäßigkeit des städtischen Fortschritts in England, die zuweilen großartige und mustergiltige, zuweilen kläglich mutlose und geflickte Reformarbeit ist, findet zu wesentlichem Teile ihre Erklärung darin, daß die Munizipalverwaltung gänzlich auf dem Grundsatze der demokratischen Selbstthätigkeit aufgebaut ist, und daß ihr Thun und Lassen deshalb ein getreuer Ausdruck des Gemeinsinns und der Einsicht bei der Mehrzahl der wahlberechtigten Bürger sein muß. Die englischen Stadtgemeinden werden von einer eigentümlich zusammengesetzten Volksvertretung regiert, deren Befugnis, ohne Einschreiten der Zentralbehörden in Westminster gemeinnützige und dringend nötige Arbeiten zu unterlassen, noch größer ist, als ihre Freiheit, solche auszuführen. In letzterem Falle haben sie mit einer Menge durch das Parlament geschützter Privatinteressen (der Wasserleitungs-, Gas- und Straßenbahngesellschaften u. s. w.) zu rechnen, im ersteren dagegen können sie beliebig lange ihre „britische Unabhängigkeit" genießen, deren nicht am wenigsten geschätzter Bestandteil das Freisein von reglementierenden Dränglern und von unbequemer

offizieller Neuerungssucht ist. Je konsequenter der lokale Demokratismus, desto stärker die Verschiedenheit des Lokalgeistes und seiner Aeußerungen auf den Gebieten des öffentlichen Lebens.

Gemeindewahlberechtigt sind alle Männer und Frauen, die ein Wohnhaus oder eine Wohnstätte für mindestens 200 Mark jährlichen Mietzins besitzen oder bewohnen und ihre diesbezüglichen Verpflichtungen erfüllt haben (sowie nicht durch eine Menge recht verzwickter Ausnahmen oder andrer Gründe vom Wahlrecht ausgeschlossen sind). Dieses Wahlsystem wirkt in der Weise, daß z. B. Birmingham, eine Stadt mit 95 500 bewohnten Häusern,*) 92 700 gemeindewahlberechtigte Personen, darunter 11 600 Frauen, zählt. In Leeds, mit 78 000 Wohnhäusern, giebt es 67 500 Wahlberechtigte. Die städtischen Wahlkreise werden wards genannt. Die größern englischen Städte haben gewöhnlich 16 Wahlkreise, deren jeder 3 Mitglieder auf drei Jahre für den „Stadtrat" wählt. Dieser besteht außerdem (außer diesen 48 councillors oder „Ratsherrn") aus 16 „Altmännern" (aldermen, Senatoren), die vom Stadtrate selbst auf sechs Jahre gewählt werden. Der ganze Rat besteht also aus 64 Mitgliedern, die ihre Organisation durch Erwählung eines Vorsitzenden, des mayor (Bürgermeisters), vervollständigen. Ein Drittel der Ratsmitglieder scheidet alljährlich aus. Der Bürgermeister wird nur für 1 Jahr gewählt, seine Wiederwahl ist aber beliebig oft zulässig. Seine Stellung ist eine Auszeichnung, verleiht aber keine Macht und bringt keine besondre Arbeitslast mit sich. Ihm steht kein Recht des Widerspruchs (Vetos) im Stadtrate, auch darf er aus sich allein keine Aemter besetzen, sondern hat wie die übrigen Ratsmitglieder nur 1 Stimme (außer bei Stimmengleichheit, wo er über 2 Stimmen verfügt). Nach seinem Amtsjahre wirkt er oft als gewöhnlicher „Alderman" weiter, doch ist er während seines Amtsjahres und das Jahr danach von amtswegen Friedensrichter. Für seine Vertretungsunkosten bewilligt ihm der Rat eine billige Entschädigung, im übrigen erhält aber niemand irgendwelche Bezahlung. Die Kandidaten für den Stadt-

*) Die englischen Wohnhäuser sind, worauf wohl kaum hingewiesen zu werden braucht, in der Regel nur für eine Familie gebaut.

rat werden in freien Wahlversammlungen ernannt; je 10 Wahlmänner haben das Recht, einen solchen auf den Wahlzettel setzen zu lassen. Ein Wahlkampf ist eine Ausnahme, da die alten Ratsherrn vielfach wiedergewählt werden. In der letzten Zeit sind städtische Wahlkämpfe mit politischer Färbung jedoch häufiger gewesen. In der Regel sind es bekannte und hervorragende Geschäftsmänner, die mit dem Ehrenamte betraut werden, und nicht selten schon ziemlich bejahrte, die sich ganz oder teilweise vom Geschäftsleben zurückgezogen haben. Was die aldermen angeht, so werden diese so oft wiedergewählt, daß man solche mit 20 bis zu 30 Jahren Dienstleistung trifft.

Der Rat hat die unbeschränkte Machtvollkommenheit, städtische Beamte anzustellen und zu kontrollieren. Deren erster ist der juristisch gebildete „Stadtsekretär" (the town clerk), der als Vorstand des städtischen „Bureaus" waltet und als juristischer Berater und Zwischenhand des Rates dient. Außerdem verlangt das Gesetz (the Municipal Corporation Act) vom Rate, daß er einen Kassenverwalter ernennt, der nicht gleichzeitig Sekretär oder Ratsmitglied sein darf. Im übrigen hat der Rat vollständige Freiheit, je nach der Beschaffenheit und dem Umfange seiner Thätigkeit städtische Aemter zu errichten oder aufzuheben. Diese Thätigkeit ist natürlich in vielen Fällen sehr umfassend und infolgedessen auf eine Anzahl verschiedener „Departements" mit besoldeten Vorständen verteilt, die zu ihren Aemtern auf Grund hervorragender Sachkenntnis berufen werden. Hierzu gehören die Direktoren der städtischen Polizei, der Löschmannschaften, der Wasserleitungen, des Gesundheitswesens, der öffentlichen Parkanlagen, des Beleuchtungs- und Verkehrswesens, der öffentlichen Bibliotheken, Museen u. s. w. — Was die Polizeimacht angeht, so wird deren Disziplin und Tauglichkeit vom Ministerium des Innern kontrolliert, das die Hälfte zu den Kosten derselben beisteuert. Im übrigen muß die Regierung (durch den Local Governement Board) alle städtischen Unternehmungen, die die Aufnahme von Anleihen nötig machen, erst untersuchen und genehmigen, und an die Regierung in London muß jährlich oder halbjährlich über alle Einnahmen und Aus-

gaben, sowie über die Anwendung der Gesundheitsgesetze und andrer Teile der Munizipalgesetzgebung des Reiches schriftlich Bericht erstattet werden.

Einige Beispiele des Fortschritts. Manchester und Birmingham.

Als Muster für gemeindliche Fortschritte in England eignen sich am besten die ungeheuren Fabrikstädte Manchester und Birmingham. Der englische Fortschritt auf diesem Gebiete besteht nämlich hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, in der Durchführung eines vernünftigen Bebauungsplans und Beschaffung gemeinnütziger Anlagen in den zahlreichen Fabrikstädten, die im Laufe des Jahrhunderts mit fabelhafter Schnelligkeit aus sehr primitiven Verhältnissen aufgewachsen sind und deren öffentliche Anlagen aufs Geratewohl und ohne die nötige Rücksicht auf Dauer oder Schönheit, ja nicht einmal auf die Möglichkeit gesunder weiterer Zunahme entstanden sind. Besonders ist es dabei nötig geworden, früher Versäumtes in Bezug auf den materiellen und geistigen Lebensbedarf der zahlreichen Fabrikbevölkerung nachzuholen. Eine Fabrikstadt ist ja in erster Linie ein Arbeitergemeinwesen, und die englische Munizipalreform hatte vor allem die Schaffung besserer Arbeitsstätten im Auge. London, die größte Arbeiterstadt des Landes, steht infolge seiner höchst verwickelten Gemeindeverfassung und infolge des unbegreiflichen Mangels an Lokalpatriotismus bei seinen reichen Bewohnern fast ganz außerhalb dieser Strömung. Die Arbeiten, die London zu einer besseren Stadt für die Armen und zu einer angenehmeren Stadt für ästhetisch Feinfühlige machen sollen, schreiten mit einer Langsamkeit fort, die zuweilen als Stillstand oder gar als das Bestreben erscheint, den reaktionären Mächten das Uebergewicht zu gewähren. Was endlich die nicht industriellen Städte Englands betrifft, so sind diese meist klein und, mit Ausnahme einer Anzahl von Badeorten, damit zufrieden, so altmodisch wie möglich zu bleiben — nicht zum Nachteil für den Liebhaber malerischer Städtebilder.

Manchester liegt in einer außerordentlich dicht bevölkerten Gegend, denn in einem Kreise von 32 Kilometern Halbmesser vom Rathause aus leben über 3 Millionen Menschen. Die Stadt Manchester zählt 550 000 Einwohner, während das damit baulich verwachsene Salford weitere 200 000 hat. Der Stadtrat von Manchester besteht aus 78 Ratsherrn nebst 26 Stadtältesten und arbeitet in 16 „beständigen Haupt-Ausschüssen" und fast 100 gelegentlichen „Unter-Ausschüssen" — welcher Anordnung zufolge jedes Mitglied stets einen besonderen bestimmten Auftrag auszuführen hat. Die Haupt-Ausschüsse überwachen folgende 15 städtische Einrichtungen: die Kunstgalerie, die Bade- und Waschhäuser, die Reinhaltung der Straßen, das städtische Finanzwesen, das Gaswerk, die öffentlichen Gebäude, die Verkaufshallen und Märkte, die Parke und Friedhöfe, den Straßenbau, die freien Volksbibliotheken, das Schleusennetz, die Einrichtungen für Gesundheitspflege, die Polizei, die Wasserwerke und das Rathaus. Daneben giebt es noch einen Haupt-Ausschuß für den Seeschiffkanal zwischen Manchester und Liverpool, sowie einen für den technischen Unterricht.

Um Trinkwasser in ausreichender Menge zu haben, erbaute der Stadtrat von Manchester eine 150 km lange Leitung (vom Thirlmeresee in Cumberland her) mit einem Aufwande von etwa $67^1/_2$ Millionen Mark. Die alte Wasserleitung mit ihren 27 km von der Stadt entfernten Sammelbecken war mit der Zeit unzureichend geworden. Jetzt wird der Bezirk von Manchester täglich 375 Millionen Liter Wasser erhalten. Die für eine so volkreiche und von keinem größeren Flusse durchschnittene Gegend besonders schwierige Abwässerfrage ist durch ein Rieselsystem gelöst, das einen Dungstoff liefert, der mit verbrannten Knochen und der Asche aus den Verbrennungsöfen für Kehricht und sonstige trockene Abfälle vermengt wird. Der in dieser Weise nicht verwendbare trockene Abfall wird zur Auffüllung tiefer liegenden Bodens in den Umgebungen der Stadt benützt, wodurch dieser Boden zu Bauland verwandelt wird. Ungewöhnlich für England, hat die Gaserzeugung für Manchester von Anfang an (in diesem Falle seit

1807) in der Hand der Stadtverwaltung gelegen. Im Winter steigt der Gasverbrauch in 24 Stunden bis auf 722 Millionen Liter. Der Preis beträgt ungefähr $2^1/_2$ Mark für 1000 Kubikfuß (28,3 Hektoliter). Der Jahresgewinn aus diesem städtischen Betriebe übersteigt $1^1/_8$ Million Mark nach Abzug der Kapitalverzinsung und der Tilgungskosten, und dabei erhält die Stadt ihr Gas zum Selbstkostenpreise und liefert es ihren 81 000 Privatabnehmern verhältnismäßig billig. Seit 1893 besitzt Manchester auch große Elektrizitätswerke. Eine der neuesten städtischen Unternehmungen ist die Verteilung hydraulischer Kraft aus den Wasserwerken. Verkaufshallen, Märkte und Schlachthäuser, Straßenbahnen und Friedhöfe sind städtisch (in London dagegen meist in Privatbesitz). Die öffentlichen Parkanlagen umfaßten bisher nur 107 Hektar, die Stadt ist aber im Begriff, diesen Teil des städtischen Eigentums ansehnlich zu erweitern. Bäder und Turnhallen werden von der Stadt unterhalten und stehen den Einwohnern gegen billige Entschädigung zur Verfügung. Die freien Volksbibliotheken Manchesters gehören zu den ältesten und besten in England. Sie bestehen aus einer Zentralbibliothek mit etwa 100 000 und aus 15 Filialen mit je 15 bis 20 000 Bänden. Alle bleiben bis abends 10 Uhr geöffnet, damit sich auch die Arbeiter ihrer bedienen können. Sie enthalten sogar besondre Räume für junge Leute, wo diese sich Geschmack am Lesen erwerben können, ohne die älteren Personen zu stören. Endlich verdient erwähnt zu werden, daß die Stadt Manchester Gewerbeschulen unterhält, die man vor einigen Jahren errichtete, als man plötzlich entdeckte, daß England in der Sorge für die planmäßige Fachbildung seiner Industriearbeiter dem Festlande gegenüber sehr zurückgeblieben war.

In Birmingham, wie in den meisten englischen Städten, sind die Gemeindereformen erst von neuerem Datum. Die großen, öffentlichen Arbeiten, die Birmingham seiner Zeit aus einer gewöhnlichen, schmutzigen und allseitig abschreckenden „Industriehölle" zu einer der bestgeordneten Industriestädte des Landes umschaffen sollen, wurden erst 1873 begonnen, als der jetzt als

Staatsmann so viel erwähnte Joseph Chamberlain Bürgermeister geworden war (später ist er noch mehrere Jahre als Ratsherr und als Stadtältester thätig gewesen). Er begann mit der Uebernahme des Gaswerks durch die Stadt, was dieser bare $40^1/_2$ Millionen Mark kostete, und erwarb für sie gleich darauf das Wasserwerk für fast 26 Millionen. Letzteres mußte indes bald erweitert werden, und als auch das unthunlich wurde, ging man an die Herstellung einer Leitung, die aus einigen Flüssen und Seen in Wales Birmingham Wasser zuführen sollte. Diese gewaltige Anlage soll gegen 146 Millionen Mark kosten, ist aber auch berechnet, den Wasserbedarf einer sechsmal größeren Volksmenge als den der halben Million Birminghams zu decken. Eine andre der großartigen Unternehmungen Chamberlains bestand darin, den Umbau und die „Regulierung" Birminghams gemäß der Artisans' Dwelling Act von 1875 einzuleiten. Dies ist ein Gesetz, das den englischen Stadtverwaltungen das Recht verleiht, ungesunde Stadtteile umzubauen und zu verbessern, sowie die Grundbesitzer zu zwingen, daß sie ihre Grundstücke zu annehmbarem Preise verkaufen („compulsory sales", also unser Enteignungsverfahren). Dieser Eingriff in das Besitzrecht der Eigentümer ist ein Stück von „munizipalem Sozialismus" genannt worden. Der Teil, wo Chamberlain mit seiner „sozialistischen" Reform einsetzte, umfaßte 45 Hektar in der Mitte der Stadt. Darauf standen 4000, von etwa 20 000 Menschen bewohnte Häuser, die zu dem ungesundesten und verfallensten Teile Birminghams gehörten. Nach vielem Prozessieren wegen der maßlosen Forderungen der Hausbesitzer erwarb die Stadt den ganzen Bezirk für etwa 32 Millionen Mark, worauf alle die alten Häuser abgerissen und auf derselben Stelle von der Stadt selbst die vornehmste Straße Birminghams, die Corporation Street, angelegt und bebaut wurde. Nach einigen Jahrzehnten werden die Mietsverträge der Stadt voraussichtlich einen schönen Reingewinn von dem angelegten Kapitale abwerfen, und dann wird die Stadtverwaltung Birminghams eine der reichsten von England.

Als eine erfolgreiche gesundheitliche Maßnahme rühmt man

die Herstellung großer städtischer Badeeinrichtungen, die der Allgemeinheit, zunächst den armen Volksklassen und deren Kindern so billig zur Verfügung stehen, daß die Stadt trotz fleißiger Benützung doch noch jährlich gegen 20 000 Mark für deren Unterhaltung, abgesehen von den Zinsen des 1 420 000 Mark betragenden Anlagekapitals, zuschießt. Große Schwimmbäder in den Parken zur Benützung im Sommer gehören auch zum Badesysteme Birminghams. Oeffentliche Waschanstalten fehlen in Birmingham wie in Manchester — hauptsächlich wohl, weil die Arbeiterbevölkerung in kleinen Häusern mit Waschküche und Hofraum wohnt. Vortrefflich sind ferner Birminghams freie Volksbibliotheken mit 1 Zentralbibliothek nebst 8 Filialen mit zusammen 200 000 Bänden. Die Bücherentnahme übersteigt jährlich eine Million Bände. Diese Bibliotheken nebst der Unterhaltung eines Kunstmuseums kosten der Stadt jährlich 270 000 Mark. So wie in Manchester besitzt die Stadt alle Straßenbahnlinien und Markthallen. Die ersteren werden jedoch von Privatgesellschaften betrieben, die die Anlagen unter sehr ins einzelne gehenden, für die Gemeinde und das fahrende Publikum günstigen Bestimmungen von der Stadt erpachten. Die Stadtschulden Birminghams, hauptsächlich für die genannten, zum Teil recht einträglichen Anlagen, belaufen sich auf 162 Millionen Mark mit etwas über dreiprozentiger Verzinsung. Die städtischen Steuern sind aber trotzdem jetzt nicht höher, als im Jahre 1873, wo die großen Reformen ihren Anfang nahmen.

Andere englische Städte, wie Liverpool, Leeds, Nottingham, Sheffield, Leicester u. a., könnten uns für solche städtische Unternehmungslust in gesundem, fortschrittlichem Geiste weitere Beispiele liefern. Besonders durch die Verbesserung und Erweiterung ihrer Wasserleitungen haben die wichtigsten, englischen Stadtgemeinden — außer London! — ihren Blick für die Zukunft bewiesen. Man berechnet, daß englische und walisische Stadtgemeinden Anleihen im Betrage von 800 Millionen Mark, den größten Teil davon nach 1870, allein zu diesem Zwecke aufgenommen haben, und diese „Wasserreform" soll bald so weit durchgeführt sein, daß

jene Summe sich durch Tilgungen zu vermindern anfängt. Die wichtige Beschleusungsfrage erfordert jetzt ebenfalls noch wachsende Ausgaben und ist einer endgültigen Lösung noch nicht so nahe gekommen wie die Wasserfrage. Viele Städte außer Birmingham — Leicester, Wolverhampton, West Bromwich, Darlington, Leamington, Canterbury, Stratford u. a. m. — haben sich dem sewage-farm-(Rieselfeld-)System zugewendet.

Die städtischen Reformfragen Glasgows.

Unter Großbritanniens drei am höchsten entwickelten Stadtgemeinden — Manchester, Birmingham und Glasgow — ist die schottische Stadt nicht allein vom Gesichtspunkte des munizipalen Fortschritts aus die erste, sondern für Ausländer auch die interessanteste dadurch, daß ihre Bevölkerung, mindestens die ärmere, großenteils in Mietkasernen und nicht nach englischer Art in kleinen Häusern mit bloß zwei oder drei bis zu sechs oder sieben Zimmern wohnt. Die beiden Arten des Wohnens haben ihre eigentümlichen Nachteile und Vorteile und geben zu einer ganzen Menge verschiedener munizipaler Aufgaben Veranlassung, so daß Städte mit Mietkasernen von einander so manches zu lernen haben, was sie von Städten mit kleinen Wohnhäusern nicht lernen können. Während das in seiner Bauweise typisch englische London nur 125 Einwohner auf dem Hektar hat, zählt Glasgow deren gegen 230. In Glasgow finden sich große Stadtteile mit 750 Bewohnern und kleinere sogar mit über 2500 Seelen auf dem Hektar. Die Zusammendrängung von Menschen in manchen Arbeitervierteln ist geradezu entsetzlich. Daß fünf bis sieben Personen in einer einzigen, mittelgroßen Stube schlafen, ist nichts Ungewöhnliches, ja es kommt vor, daß man acht bis dreizehn Individuen ein einziges Zimmer bewohnend findet.

Glasgow ist die größte einheitlich organisierte Stadtgemeinde in Großbritannien, weil die einzige britische Stadt mit stärkerer Einwohnerzahl, London, in dieser Hinsicht zersplittert

ist. Gegenwärtig schätzt man die Einwohnerzahl Glasgows auf 750 000 und die der außerhalb der Stadtgrenze gelegnen Vororte auf weitere 150 000. Diese Zahlen sind die Folgen einer sehr schnellen Volksvermehrung und zum großen Teile auf die Einwandrung vom flachen Lande her sowie auf wiederholte Verschiebungen der Grenze des Stadtbezirks zurückzuführen. Der Flächeninhalt desselben wurde zwischen 1871 und 1881 um mehr als 41 Prozent vergrößert. Die 750 000 Bewohner der eigentlichen Stadt Glasgow sind jedoch auf noch nicht 6000 Hektar zusammengedrängt, und die ganze Stadt macht einen beengten, lärmenden, grauen, teilweise ärmlichen und wenig einladenden Eindruck. Man erkennt leicht, daß ein großer Hafen, eine gewaltige Schiffsbau- und Fabrikthätigkeit, sowie ein umfänglicher Grubenbetrieb hier seit langer Zeit ihren Mittelpunkt gehabt und zum Auftauchen sozialer Probleme der ernstesten Art Anlaß gegeben haben.

Im Zusammenhang mit der Gesundheitsfrage und um der ungesunden Zusammendrängung der Arbeiterbevölkerung in den mittlern Teilen der Stadt ein Ende zu machen, sah sich die Stadtverwaltung Glasgows genötigt, ganze Straßenquartiere aufzukaufen, um die alten Häuser niederreißen zu können. Anfänglich bestand dabei die Absicht, die Wiederbebauung unter strengen Vorschriften, deren Ueberwachung bezüglich der Gesundheit den städtischen Behörden obläge, der privaten Unternehmungslust zu überlassen. Teils um Vorbilder für gute Arbeiterwohnungen zu schaffen und teils aus rein finanziellen Gründen hat die Stadt indes selbst eine sehr große Zahl von Mietkasernen für Arbeiter errichtet — was zu manchem Lob und Tadel Veranlassung gab. Die Gebäude selbst hält man zwar für gut, beklagt aber, daß sie durch ihre Lage inmitten der Stadt dem heilsamen Bestreben, die Arbeiterwohnungen mehr nach den Grenzen der Stadt zu verschieben, entgegenwirken. Von minder zweifelhaftem Werte ist die Einrichtung städtischer Unterkunftstätten für Arbeiter. Diese gehören zu den besten ihrer Art in ganz Großbritannien und haben durch ihre Konkurrenz einen günstigen Einfluß auf die in der Stadt vorhandenen privaten Herbergen für Männer und Frauen der

ärmsten Klassen ausgeübt. Für ein sauberes Bett in besonderer Abteilung verlangt die Stadt in der Männerherberge für die Nacht $3^1/_2$ bis $4^1/_2$, in der Frauenherberge 3 pence. Außerdem haben die Gäste Zutritt zu einem gemeinsamen Saale und können einen großen offenen Herd benutzen, um sich ihre Speisen zuzubereiten. Diese Einrichtungen verzinsen sich für die Stadt mit 4 bis 5 Prozent. Ermuntert durch den Erfolg dieser Herbergen, hat die Stadtverwaltung Glasgows nun auch noch eine Familienherberge eingerichtet. Diese enthält 176 verschiedene Schlafräume für Witwen oder Witwer mit kleinen Kindern. Letztere können hier unter der Aufsicht des Hauspersonals zurückgelassen werden, während ihr Vater oder ihre Mutter tagüber auswärts auf Arbeit ist. Für die Kinder sind auch gemeinsame Räume als Spielplätze vorhanden. Diese zeitweiligen Zufluchtsorte für Witwen, Witwer, oder erwachsene Arbeiter und Arbeiterinnen mit kleinen, zu beaufsichtigenden Geschwistern, sind nicht darauf berechnet, wirtschaftlich selfsupporting zu werden; sie sollen nur dazu dienen, in gewissen Fällen das Hereinbrechen der schlimmsten Not und die weitere Erniedrigung der Aermsten zu verhindern.

Die Gesundheitsabteilung der Glasgower Stadtverwaltung besteht aus ungefähr 150 sachverständigen Personen, und die Stadt ist für Gesundheitszwecke in 7 Bezirke, jeder mit einem Oberinspektor, eingeteilt. Gegen 20 Inspektoren bekämpfen die öffentliche Unreinlichkeit in mehr als einem Sinne; weitere 10 sind ausschließlich beschäftigt, die Abflußrohre in den Wohnhäusern im Auge zu behalten, und 12 oder 13 beständig nur damit, jeden aufgefundenen Krankheitsherd zu desinfizieren. Um die Einwohner vor betrügerischen, verfälschten oder verdorbenen Nahrungsmitteln zu schützen, giebt es ein chemisches Laboratorium sowie 3 Fleisch-, 7 Milch- und 4 Inspektoren für andre Nahrungsmittel. Die Ueberwachung der Herbergen niedrer Art nahm noch vor einigen Jahren 5—6 Inspektoren in Anspruch; jetzt genügen, infolge der Verbesserungen dieser Einrichtungen, für denselben Zweck schon deren zwei. Sechs „Nachtinspektoren" beaufsichtigen nach Sonnenuntergang das Leben und Treiben in den

großen Mietkasernen der Arbeiterviertel, und 6 weibliche Inspektoren wachen in denselben Stadtteilen über gewisse Einzelheiten der häuslichen Sauberkeit. Ein Fabrikinspektor ist beständig in Bewegung, um zu kontrollieren, daß die Fabrik- und Werkstattgesetze bezüglich der Arbeitsordnung, der Umgitterung gefährlicher Maschinen, der Beschäftigung von Frauen und Kindern u. s. w. gewissenhaft befolgt werden. Ein umhergehender Impfarzt sorgt dafür, daß die Impfschutzgesetze keine toten Buchstaben bleiben.

Glasgow ist eine der bestbeleuchteten und mit gutem Trinkwasser reichlichst versorgten Städte in Großbritannien. Nicht allein Straßen und Gassen, sondern auch Hausfluren, Treppen und Höfe erhalten von der Stadt kostenlose Gasbeleuchtung. Durch Verwendung seiner Gaswerke zur Erzielung größtmöglichen sozialen Nutzens, ohne deren finanziellen Bestand dabei im geringsten zu gefährden, hat die Stadtverwaltung Glasgows die Arbeiterklasse zu einem größeren Gasverbraucher für private Zwecke gemacht, als das irgendeiner andern britischen Stadt gelungen ist. Das wäre sicherlich nicht erreicht worden, wenn das Gas von einer Privatgesellschaft erzeugt worden wäre, die in erster Linie danach gestrebt hätte, ihren Aktieninhabern die größtmögliche Dividende zu sichern. Die Erzeugung von Gütern für kommerzielle Zwecke und die für den eignen Verbrauch führen nicht allemal zu dem gleichen Ergebnisse für die Verbraucher. Da diese, wie es in einer Stadtgemeinde zutrifft, schon im voraus gemeinsam organisiert sind, werden sie ihre gemeinsamen Bedürfnisse dadurch, daß sie die Erzeugung selbst in die Hand nehmen, besser und billiger befriedigen können, als wenn sie die Erzeugnisse erst von einer privaten Industriegesellschaft kaufen, die ihre Preise entsprechend der kapitalistischen Gewinnberechnung, nicht aber mit Rücksicht auf den größtmöglichen Nutzen, den sämtliche Verbraucher aus der Ware erzielen können, bestimmen wird.

Daß die meisten englischen Industriestädte ihren Bewohnern jetzt eine oder die andre Parkanlage oder doch einen mit Bäumen bestandenen Promenadenplatz bieten, beruht großenteils auf dem munizipalen Fortschrittsgeist nach 1870, denn vor dieser Zeit

waren die volkreichen Mittelpunkte der englischen Großindustrie in allem vernachlässigt, was den Sklaven des grauen, einförmigen Fabriklebens Naturgenuß oder ästhetische Anregung hätte gewähren können. In Verbindung mit jenem Fortschritt steht zweifellos auch das neue, noch immer zunehmende Interesse für Sport und allerlei körperliche Uebungen, das das englische Volk in den letzten Jahrzehnten von den höchsten bis zu den niedrigsten Gesellschaftsklassen ergriffen hat. Daß der Körperzustand der meisten englischen Industriearbeiter einer Aufbesserung bedarf, wird auch von den Spitzen der großen Industriestädte zugegeben und viele davon betrachten deshalb alles, was ihn zu verbessern vermag, als wichtig für die zukünftige Kraft und das Gedeihen der Nation. Von jüngerem Datum ist dagegen das munizipale Interesse für die intellektuelle Ausbildung, vorzüglich für die technische Erziehung der Arbeiterklasse. In diesem wie in verschiedenen andern Fällen haben die Fortschritte des Festlandes, nicht zum mindesten dessen Wettbewerb in der Großindustrie, die Engländer zum Bewußtsein von der Notwendigkeit erweckt, mit dem alten, sorglosen Laissez aller-Systeme zu brechen. Verschiedene englische Stadtverwaltungen scheinen nun eingesehen zu haben, daß die Verbesserung des Menschenmaterials im Gemeinwesen auf die Länge der Zeit doch die gewinnreichste Verwendung der städtischen Geldmittel bildet, da nichts ein Gemeinwesen so schwach und ungesund macht, als eine zahlreiche Klasse schwacher und ungesunder Mitbürger. Geld und Arbeitsinstrument sind Hilfsmittel zu nationalem Wohlstande, aber der wahre Wert eines Gemeinwesens setzt sich doch allein aus dem Menschenwerte und dem Lebensglücke seiner Zugehörigen zusammen.

Der folgenstrenge gemeindliche Demokratismus, wie er sich in den größten und reichsten Städten Englands — immer mit Ausnahme Londons — zu bethätigen begonnen hat, ist schon dadurch ein großer Fortschritt, daß der Verbesserungseifer, nach dem Grundsatze demokratischer Selbsthilfe, sich zuletzt doch unmittelbar den verbesserungsbedürftigen Klassen zuwendet und deren Mitglieder anregt, sich auch selbst zu verbessern. Alle Gemeinwesen

sind an solchen Mitteln reicher, als man zu glauben pflegt, es gilt nur, dieselben aus ihrem fruchtlosen Sklavendienst in der Macht reicher Monopolisten und selbstsüchtiger Profitmacher zu befreien und wertvoll im höheren Sinne dadurch zu machen, daß man sie da verwendet, wo sie am kräftigsten beitragen, einen größeren Menschenwert zu schaffen — d. h. in erster Linie da, wo eine gewisse Verbesserung der Lebensverhältnisse sich als unumgängliche Bedingung für verbesserte Sitten und Intelligenz erweist.

Achtes Kapitel.

Die Gesellschaftspyramide.

Die soziale Stufen-Pyramide.

Englische Menschen sind in höherem Grade Gesellschaftsmenschen als die Bewohner des Festlands. Das kommt zum Teil daher, daß der englische Nationalcharakter dem Cliquenwesen und Klassengeist in ungewöhnlichem Maße zuneigt, und teils daher, daß die englische Gesellschaft weiter als jede andre in der bürgerlichen Klassenscheidung vorgeschritten ist, einer Scheidung, die in allen Ländern bevorsteht, wo der Großindustrialismus zur ausschlaggebenden wirtschaftlichen Macht wird. Im heutigen England ist die Mittelklasse eine Gesellschaft in der Gesellschaft, mit einer Ober-, Mittel- und einer Unterklasse, und an ihren beiden Seiten stehen die alten sozialen Extreme: die erbliche Aristokratie und das erbliche Proletariat oder der Geburtsadel und die Arbeiter. Auch diese zwei uralten sozialen Gruppen sind einer sie nochmals teilenden Entwickelung nicht entgangen. Innerhalb der des Adels giebt es drei oder vier Klassen der Vornehmheit, und in der Lohnarbeiterwelt ungefähr ebenso viele, deutlich getrennte Klassen und Lebenshaltungen.

Die englische Gesellschaft ist eine riesige Sortiermaschine, die die Menschen nach dem Betrage ihres Einkommens scheidet, sie mit der Eisenfessel des Konventionalismus zusammenbündelt und jedes Bündel mit den Schutzdecken des Snobtums umhüllt. Die zahlreichen, scharf abgegrenzten englischen Gesellschaftsklassen leben alle miteinander auf gutem Fuße und sind zuweilen in

weitgehendem Maße zu wichtigen gegenseitigen Freundschaftsdiensten bereit; dieses gute Verhältnis ist jedoch nicht das wie zwischen Brüdern, sondern wie zwischen Ueber- und Untergeordneten. Auf der langen sozialen Rangstufenleiter fühlt sich jeder gegenüber seinem Herrn als Knecht und umgekehrt, und jeder Einzelne wird in dem Verhalten zu seinem Mitmenschen unbedingt von diesem Klassenbewußtsein beherrscht. Sein größter Ehrgeiz besteht darin, wirklich oder scheinbar der nächsthöheren Klasse anzugehören, und seine größte Schande darin, wirklich oder scheinbar Mitglied der nächsttieferen Klasse zu werden. Man liebt seine eigne Klasse nur insoweit, als sie die Treppenstufe zu der nächsthöheren ist, man liebt aber die Klassenunterscheidung unter den Einzelpersonen und behandelt sie im täglichen Leben so feierlich wie möglich.

Der Klassenhaß fehlt, die Klassensnobberei aber blüht. Man ist höchst demokratisch und im höchsten Grade von demokratischem Cliquengeiste beherrscht. Sich in der Beschaffenheit des Wohnhauses, der Kleidung, der Speisen, sowie der ganzen Lebensweise von den sozial niedriger stehenden Mitbürgern zu *unterscheiden* und womöglich die höher stehenden nachzuäffen — das ist jedermanns Ideal. Dadurch, daß man die Gesellschaft demokratisch machte und für den Wettbewerb öffnete, hat man deren uralte Pyramidenform keineswegs umgestaltet oder umgestalten wollen, sondern man hat sie nur als gewaltige *Stufenpyramide* eingerichtet, deren Absätze die unschätzbare demokratische Bedeutung haben, ein Erklimmen zu gestatten — nicht *allen*, doch *jedem Beliebigen*.

England ist einer der am demokratischten eingerichteten Staaten Europas. Die englischen Gesetze und Anschauungsweisen bilden kein Hindernis dafür, daß der Sohn des Lohnarbeiters Premierminister oder Pair würde. Natürlich ist dies Kunststück nicht so leicht. Es erfordert außer einer kräftigen Mithilfe des Zufalls mancherlei große Talente, aber nicht Genie, am wenigsten die höheren Formen des Genies, die dem damit behafteten in England wie anderwärts zeit seines Lebens gewöhnlich mit Armut und

sozialer Nichtachtung gelohnt werden. Jene Talente müssen von ganz bestimmter, nicht notwendigerweise kulturell wertvoller Art sein; denn die Aufgabe, Englands soziale Stufenpyramide zu erklettern, ist ja gänzlich eine spezifische und keineswegs die höchste und schönste denkbare Aufgabe, wenn man nicht behaupten will, daß die hier in Frage kommende Terassenanlage das Kulturideal selbst sei. Es giebt hienieden mancherlei Kletterkünste von verschiedenem Werte — finanzielle, politische, philosophische, poetische u. s. w. Die große demokratische Redensart von „dem Ueberleben der Bestausgerüsteten" sagt ja ganz tautologisch nur, daß der, der zum Ueberleben am besten ausgerüstet ist oder auf dem gegebenen Lebenswege vom Glück begünstigt wird, seine Mitbewerber in der Regel auch überleben und der Erste gerade auf diesem Lebenswege werden wird. Da wir nun „die Besten" grade daran wieder erkennen, daß sie die Ueberlebenden oder die Günstlinge des Glückes gewesen sind, können auch wir nach der gleichen Regel für die Allgemeingültigkeit jenes „Gesetzes" eintreten. Natürlich gehören bezüglich gewisser (abschüssiger) Lebenswege die körperlich, geistig und seelisch Verwahrlosten zu den „Bestausgerüsteten" . . . d. h. eben für diese Lebenswege.

In England beobachtet man ein außerordentlich freies und intensives Wettklettern zwischen einander völlig offenstehenden Gesellschaftsklassen. Auch der Adel steht ja für eine Menge bürgerlicher Emporkömmlinge erreichbar. Gleichwohl bemerkt man in all diesem demokratisch freien Wettkampfe nur sehr wenig von höherer Idealität, ja oft bekommt man davon nichts anders als ihr Zerrbild zu sehen — eine das Leben vergiftende und ausdörrende soziale Scheinidealität, die in ihrem Mutterlande England die Bezeichnung „Snobbism" bekommen hat. Thackerays klassisches „Book of Snobs" erinnert daran, daß der Ausdruck Snob im Englischen eine sehr ernste, sozialpsychologische Bedeutung hat — obgleich die englische Snobberei seit der Zeit des großen Satirikers ihr Aussehen ja stark verändert hat.

Die englischen Mittelklassen sind natürlich — als die Durchgangsstationen bei dem großen sozialen Pyramidenklettern — die

vom Snobtum am schlimmsten heimgesuchten Gesellschaftsschichten. Am Fuße der Pyramide, wo wir die Lohnarbeiter antreffen, ist zwar der soziale Druck so groß, daß das löbliche Streben „emporzukommen" und die verzehrende Leidenschaft, scheinbar einer höheren sozialen Stufe anzugehören als der, worauf man wirklich steht, kaum eine hervorragende Rolle spielen kann; dennoch findet sich die Vorstellung von „Aristokraten" und „Plebejern" auch in der Arbeiterwelt. Ein mechanic blickt auf einen labourer herab in dem Bewußtsein, von diesem durch eine große soziale Kluft getrennt zu sein, und in einem kleinen, elenden englischen Dorfe kann der Unterschied von 10 Schillingen im Wochenverdienste es zwei Arbeiterfamilien schon ganz unmöglich machen, mit einander zu verkehren. Auf der Spitze der Pyramide verweilt man ja in verhältnismäßiger Ruhe, die die Erreichung des höchsten Zieles mit sich bringt; und man muß sich auf die einzig noch mögliche Snobberei beschränken, seine Gesellschaft Prinzen und Herzögen königlichen Geblüts aufzudrängen.

Ein wenig soziale Klassenstatistik. Will man in einem modernen Industriestaate wie England die gegenseitigen Zahlenverhältnisse der verschiedenen Gesellschaftsklassen kennen lernen, so gilt es in erster Linie die zwei sozialen Hauptgruppen: die körperlich und die nicht körperlich Arbeitenden zu unterscheiden, und dann zu beachten, wie diese sich wieder aus verschiedenen wirtschaftlichen Klassen, gewöhnlich aus einer Unter-, einer Mittel- und einer oder mehreren Oberklassen zusammensetzen. Hierdurch kann man möglicherweise über das höchstverwickelte Gesellschaftsgebäude einen Ueberblick gewinnen, ohne Gefahr zu laufen, daß man manche ihrer wichtigsten Einzelheiten übersähe.

Durch die Untersuchungen des ausgezeichneten Statistikers Charles Booth haben wir, wenigstens soweit es London angeht, die Mittel in die Hand bekommen, Beobachtungen der angedeuteten

Art anzustellen. London (in seinem Volksschulbereiche) hatte 1889 etwa 4 200 000 Einwohner und von dieser Volksmenge gehörten, nach Booth, 82 Prozent (3 450 000 Individuen) zur sozialen Gruppe der eigentlichen „Arbeiter", nur 18 Prozent (750 000) zu der andern Gruppe. Im großen betrachtet unterscheidet sich deren Lebenshaltung dadurch, daß die zweite Gruppe sich Dienstleute hält, die erste nicht. Das Einkommen der ersten Gruppe besteht aus Tage- oder Wochenlohn, während die zweite in der Regel Monats- oder Vierteljahrsgehalt bezieht oder von andern Einkünften als von Arbeitslohn: Land- oder Kapitalzinsen, Geschäftsgewinn u. s. w. lebt.

In der eigentlichen Arbeitergruppe unterscheiden sich wieder drei wirtschaftliche Hauptklassen. Nicht weniger als 350 000 ihrer Zugehörigen, d. h. 10 Prozent aller Arbeiter oder gegen 8,5 Prozent der Gesamtbevölkerung Londons leben ausschließlich von gelegentlicher Arbeit, von Hand zu Mund, und leiden fast dauernd Mangel oder Not. Das ist die untere Arbeiterklasse. Die mittlere Arbeiterklasse zählt 940 000 Seelen, d. h. 27 Prozent der Arbeitergruppe und gegen 22 Prozent von der ganzen Stadtbewohnerschaft. Sie besteht aus *den* „Armen", deren Verdienst infolge unregelmäßiger Arbeitsgelegenheiten oder niedriger Löhne nur klein ist, d. h. 21 Mark die Woche für eine Familie nicht übersteigt. In der höheren Arbeiterklasse giebt es 2 160 000 Individuen, also etwa 63 Prozent von der Arbeitergruppe und 51,5 Prozent von der ganzen Volksmenge. Hierzu gehören die relativ beständig beschäftigten und gut bezahlten Arbeiter, die in London eine Wocheneinnahme von 30 bis 50 Mark für eine Familie haben können.

Die 750 000 andern Bewohner Londons müssen zunächst in zwei soziale Untergruppen geteilt werden; in die Mittelklasse und den Adel. Letzterer nimmt, mit seinem höhern und niedern Adel, zwar infolge unerhörter Reichtümer und großer politischer und wirtschaftlicher Vorrechte wirtschaftlich und sozial eine bedeutungsvolle Stellung ein, die Zahl seiner Mitglieder ist aber zu gering, als daß wir sie hier von der Gesamtzahl der Mittelklasse abscheiden

könnten. Diese bliebe für London noch immer rund 750 000, wenn man auch alle 570 Pairsfamilien Großbritanniens davon abrechnete.

Dagegen ist es wichtig, drei verschiedene Vermögensklassen in der Mittelklasse zu unterscheiden. Die unterste davon umfaßt nach Charles Booth 250 000 von Londons 750 000 Mittelklaßexistenzen. Dagegen macht der genannte Forscher keinen Versuch, bei den übrigen 500 000 die mittlere Mittelklasse von der obersten zu unterscheiden, denn ihn interessiert die Abstufung der Armut, nicht die des Reichtums. Daß eine solche Grenzlinie mit ziemlich großer wissenschaftlicher Genauigkeit gezogen werden kann, geht aus Booth's Untersuchungen gleichwohl hervor. Diese stützen sich nämlich auf Beobachtungen von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Stadtteil zu Stadtteil. Bezüglich der Arbeiter war es dabei notwendig, so tief wie möglich auf die besondern Verhältnisse jeder Familie einzugehen, schon weil mehrere Familien, oft mit stark verschiedenen wirtschaftlichen Verhältnissen, gewöhnlich in einem kleinen, eigentlich nur für e i n e Familie bestimmten Hause zusammen wohnen. Eine Mittelklassenfamilie bewohnt dagegen ihr Haus für sich allein oder nimmt, in der untersten Mittelklasse, höchstens Pensionäre auf. Die Größe und der Mietwert des Hauses bilden demnach einen ganz zuverlässigen Maßstab zur Abschätzung der Vermögenslage der Familie.

Daß man, sobald die äußeren Umstände es gestatten, ein kleines Haus für sich allein bewohnt, ist einer der bezeichnendsten Züge der englischen Mittelklasse, der aufs engste mit ihren vielen auffallenden Eigentümlichkeiten zusammenhängt. In einem großen drei- oder vierstockigen Hause festländischer Großstädte trifft man oft alle möglichen Gesellschaftsklassen zusammen an. Handwerker und Arbeiter wohnen im Keller oder in Dachwohnungen, Kontoristen und Inhaber kleinerer Läden in den Obergeschossen, Großhändler und Bankiers in den prächtigen eine und zwei Treppen hoch gelegenen Räumen. Eine solche Mischung verschiedener Gesellschaftsklassen unter einem Dache ist in England gänzlich unbekannt und im höchsten Grade verletzend für das Gefühl für

„das, was sich schickt". Man erbaut ebensoviele ungleiche Muster von Wohnhäusern, wie es unter der Bevölkerung verschiedene Vermögensstufen giebt, und diese werden gleich massenweise in ganzen Stadtteilen auf einmal errichtet. Grundstücksjobber und Bauunternehmer „fabrizieren" auf Spekulation einen Stadtbezirk für die höchste Mittelklasse hier, für die höhere Mittelklasse dort, für die niedere Mittelklasse an einem dritten und für die niedrigste Mittelklasse an einer vierten Stelle. Wie im wild west Amerikas wachsen in der Umgebung Londons ganze Städte in einem Jahre in die Höhe. Sie werden „mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit" für „gegebene Kundenklassen" ausgestattet, ehe noch ein einziger Mensch nach den neuen Straßen und Plätzen übergesiedelt ist. Die Folge davon ist, daß man die vielen sozialen Rangklassen in Stadtgebiete, die eigens für sie ausgewählt und konstruiert waren, örtlich getrennt findet. In England giebt es deshalb zwischen Familien verschiedenen gesellschaftlichen Ranges keinerlei Berührung — höchstens eine philantropische der allerreichsten mit den allerärmsten. Was das Leben (zum Unterschied von der Arbeit) angeht, so bietet die bis ins kleinste reichende englische Klassenscheidung eine ganze Sammlung geschlossener Gesellschaften in der Gesellschaft, eine Reihe von Nationen innerhalb der Nation.

Soziale Einkommensverhältnisse.

Die typische Londoner Straße mit Wohnhäusern — die großen nur von Läden und Geschäftslokalen eingenommenen Geschäftsstraßen bilden natürlich eine Art für sich — weist zwei lange Zeilen einander sehr ähnlicher, oft vollkommen gleicher Häuser auf. Sind es kleine, viereckige, schmucklose Hütten, so befinden wir uns in einem Arbeiterviertel und können in jedem Hause gewöhnlich mehr als eine Familie antreffen. Etwas größere Gebäude mit vier bis fünf Zimmern und einigem „respektabel" aussehenden Schmuckwerk an Thür und

Fenstern deuten darauf hin, daß der Bezirk von der untern Mittelklasse bewohnt wird, und wir können sicher sein, daß der Mietspreis zwischen 400 und 500 Mark schwankt, 600 Mark nur sehr selten übersteigt und daß der Familienvater etwa 35 bis 60, höchstens 70 Mark Wocheneinnahme (als Kontorist, Ladengehilfe und dergl.) bezieht, sowie daß hier „Pensionäre" — gewöhnlich jüngere, unverheiratete Leute aus der eigenen Gesellschaftsklasse der Familie — Aufnahme finden. Die billigeren Häuser dieser Art werden, besonders wenn sie in einem großen Fabrikviertel liegen, oft von der höheren Arbeiterklasse bewohnt, deren Einkommen dem der unteren Mittelklasse fast gleichkommt, von der Lebensweise und dem sozialen Ansehen der letzteren aber stark abweicht.

Wenden wir uns nun nach den „respektablern" äußern Stadtteilen, wo die Häuser drei Geschosse mit acht bis zehn Zimmern haben, deren Mietzins zwischen 1000 und etwa 1600 Mark schwankt, so haben wir es mit der mittleren (der eigentlichen) Mittelklasse zu thun, deren jährliches Familieneinkommen sich zwischen etwa 8000 bis 16 000 Mark bewegt. Der Sprung zwischen dieser und der vorher genannten Klasse erscheint ja groß, und in Wirklichkeit giebt es natürlich eine Menge Uebergangsstufen zwischen allen „Klassen" und „Typen" des Soziologen. Die Kluft zwischen der untern und der mittlern Mittelklasse ist jedoch thatsächlich eine der größten und deutlichst sichtbaren in der sozialen Rangleiter — ein für England besonders bezeichnender Umstand. Nach festländischem Maßstabe sind die Lebensverhältnisse der untern englischen Mittelklasse — die materiellen ebenso wie die geistigen — im Vergleich zu der Höhe des Einkommens wunderbar dürftig. Mit einer Jahreseinnahme bis zu 3500 Mark schlägt man sich nach Handwerkerart durchs Leben und ist mit erhaltenem notdürftigem Schulunterricht vollkommen zufrieden. Die Größe der Einnahmen und Ausgaben nimmt in den höhern Klassen schnell zu. Bei etwa 11 000 Mark Jahreseinkommen genießt man in England im ganzen jedoch kaum mehr materiellen Komfort, als auf dem Festlande für 5- bis 6000 Mark, und das geistige Lebensniveau steht

im Verhältnis zum Einkommen noch niedriger. Ein nicht geringer Teil gediegenster Gelehrsamkeit und feinsten Kunstsinnes existiert auf dem Festlande schon bei jährlichen 6- bis 8000 Mark. In England dagegen gilt es als unbestrittener Glaubenssatz, daß Leute in derartiger Vermögenslage sich durch den völligen Mangel an Bildung und durch die Kulturinteressen des kleinen Handwerkers auszeichnen.

Ueber dieser, immerhin wohlgeborgenen Mittelklasse steht dann die höhere Mittelklasse vermögender und reicher Familien mit Einkünften von mindestens 25 000 bis über 200 000 Mark. Erst in dieser bürgerlichen Oberklasse, im gewöhnlichen Leben the gentry (zum Unterschied von the nobility) genannt, trifft man Bildung, Kenntnisse, entwickelten ästhetischen Geschmack ebenso an, wie man Verständnis für den Wert der Bildung fremder Völker, das Fehlen spießbürgerlicher Vorurteile u. s. w. — kurz, die Kennzeichen einer höheren Kultur vertreten findet. Schriftsteller, Gelehrte und Künstler streben eifrig danach, dieser Klasse anzugehören, denn erst hiermit werden sie im höhern Sinne „respektabel", d. h. unterscheiden sie sich deutlich von der „vulgären Masse", von trades people und von shopkeepers.

Es wäre natürlich von hohem Interesse, diesen einkommenstatistischen Ueberblick auf ganz England auszudehnen. Versuche in dieser Richtung fehlen zwar nicht, liefern jedoch weniger vollständige und zuverlässige Ergebnisse als Charles Booth's an Einzelheiten reiche Untersuchungen der Verhältnisse in London. Die Volkszählung von 1891 ergab, daß die Bevölkerung Großbritanniens und Irlands aus 27 Millionen Köpfen der Arbeiterklasse und aus 11 Millionen Köpfen der anderen Klassen bestand. Von dem, zu 1450 Millionen Pfund Sterling berechneten Jahreseinkommen der Nation entfallen höchstens 530 Millionen Pfund auf die erste Gruppe, so daß 920 Millionen auf die zweite kommen. Das ergäbe 20 Pfund Sterling jährlich auf den Kopf der körperlich arbeitenden Klassen (nach andern Beobachtungsmethoden ein viel zu hoher Durchschnitt) und nahezu 84 Pfund jährlich auf den Kopf der übrigen Klassen.

Die wirtschaftlich ungleiche Stellung dieser sozialen Hauptgruppen tritt noch schärfer hervor, wenn man bedenkt, daß die, die für ihren Unterhalt selbst arbeiten, nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zur ganzen Anzahl, in der eigentlichen Arbeitergruppe zahlreicher sind. Besonders ins Auge fallend erscheint dieses Verhältnis auf Seiten der Frauen, denn selbst da, wo Arbeiterinnen, Ehefrauen und Töchter, ausschließlich in ihrem Haushalte thätig sind, arbeiten sie natürlich unvergleichlich härter, als die Dienstboten haltenden Frauen der Mittelklassen. Wahrscheinlich sind in England 8 Millionen Männer und $4^1/_2$ Millionen Frauen (beide über 15 Jahre alt), sowie eine halbe Million Kinder (unter 15 Jahren) allein in der Arbeiterklasse mit selbständiger Erwerbsthätigkeit beschäftigt. Unter der nicht körperlich arbeitenden Gruppe zählen die in selbstständigem Erwerbe thätigen Männer etwa $3^1/_2$, die Frauen $^1/_2$ Million. Die wirtschaftlich Selbständigen und die Abhängigen sind sich in der arbeitenden Gruppe also an Zahl ziemlich gleich (es giebt über 48 Prozent Selbstständige); in den andern Gruppen dagegen bilden die wirtschaftlich Selbstständigen nur etwas mehr als ein Drittel (36,5 Prozent). Von der ganzen Nation sind 45 Prozent in selbstständiger Erwerbsarbeit thätig.

Das Bild, das wir auf diese Weise von dem sozialen England erhalten, zeigt verschiedene eigentümliche Züge. Wir haben es mit einem Staate zu thun, worin die Körperarbeiter 71 Prozent der Volkszahl erreichen und 36,5 Prozent vom Nationaleinkommen erhalten, während die nicht körperlich Thätigen 29 Prozent der Bevölkerung ausmachen und 63,5 Prozent vom Nationaleinkommen beziehen. Booth's Statistik hat uns überdies einen kleinen Einblick in die eigentümlich ungleiche Verteilung des Nationaleinkommens *innerhalb* dieser beiden sozialen Gruppen eröffnet. Von der Arbeiterklasse lebt ungefähr der dritte Teil in beständiger Armut dahin. In der nicht körperlich thätigen Gruppe finden wir ebenfalls ein Drittel in Lebenszuständen, die durch ihre Dürftigkeit gegen die Vermögensverhältnisse aller übrigen Klassenangehörigen grell abstechen. Diese Uebereinstimmung der Verhältniszahlen

zwischen den Unterklassen in jeder Gruppe ist sehr eigentümlich. Doch ist hierzu zu bemerken, daß die wirtschaftliche Kluft zwischen den untersten und den oberen Klassen bei der Gruppe der eigentlichen Arbeiter bedeutungsvoller ist als bei den andern. Die Unterklassenfrage in der Gruppe der eigentlichen Arbeiter gilt hauptsächlich der physischen und moralischen Beschaffenheit der Rasse, in der Gruppe der Intelligenzarbeiter dagegen mehr der Verfeinerung der leiblichen und geistigen Bedürfnisse und in gewissem Maße der Charakterrichtung.

Preis und Lohn der höheren Fachbildung.

Vielleicht giebt es noch kein Land, wo man gebildet sein muß, um reich werden zu können. Sicher ist, daß England das gerade Gegenteil davon in speziellster Entwickelung aufweist. Riesige Vermögen ohne andre Bildung als die eines Werkführers zu verdienen, ist seit Anfang dieses Jahrhunderts in England leichter und gewöhnlicher gewesen als anderswo (ausgenommen Amerika in den letzten Jahrzehnten); und nirgends ist es heute schwieriger, sich höhere wissenschaftliche, künstlerische und technische Bildung ohne sehr ansehnliche pekuniäre Hilfsmittel anzueignen, als gerade wieder in England. Es ist ein demokratisch eingerichtetes Land für die ökonomisch Talentvollen, nicht für andre. Der Gelderwerb steht allen frei, und glückt er in hohem Maße, d. h. führt er zu einem Einkommen von etwa 50 000 Pfund Sterling oder mehr — so wird er unfehlbar mit politischer Macht und hervorragender gesellschaftlicher Stellung, im besten Falle auch mit dem erblichen Adel belohnt. Dagegen ist es fast ein Monopol der Reichen — also u. a. für die Erben der wirtschaftlichen Emporkömmlinge, wenn sie dazu Lust haben — dem Vaterland als Intelligenzarbeiter mit höherer Fachbildung zu dienen. Man ist und wird nicht gentleman ohne Zugehörigkeit zu the moneyed classes.

Die Laufbahn als Arzt bildet hiervon die wichtigste Aus-

nahme. Wenn es auch gewiß teuer ist, dieselbe zu betreten, so ist es, im Verhältnis zu allem andern, doch vielleicht nicht kostspieliger als auf dem Festlande. Sie ist eben eine Ausnahme, die nur die Regel bestätigt, denn der ärztliche Beruf genießt in England das geringste soziale Ansehen unter allen höheren Fächern. Ueberhaupt sind es nur sehr wenig Aerzte, die ausgezeichnet durch sehr große Praxis in vornehmen Kreisen oder durch große Begabung und Gelehrtheit, eine hohe offizielle Stellung einnehmen und infolgedessen als richtige gentlemen betrachtet werden. Im übrigen sieht man den Arzt für eine Art tradesman an, etwa so wie einen halbwegs erfolgreichen Spezerei- oder Kurzwarenhändler. Obgleich die Engländer sich oft selbst ein „Volk von Krämern" nennen, gilt es doch als guter Ton, gegen Kleinhändler aller Arten und Grade den Vornehmen zu spielen. Unter den „Krämern" ist nur der Großhändler ein gentleman. Auch Fabrikanten können gentlemen sein. Bankiers und Fondsmäkler, Militärs, Beamte, Juristen, Geistliche, Universitätsangehörige und höhere Lehrer sind an sich selbst gentlemen. Dagegen sind Schriftsteller, Künstler und Bühnenkünstler, ebenso wie die Aerzte, nur ausnahmsweise als gentlemen anzusehen — nämlich wenn sie ihre intellektuelle oder ästhetische Ueberlegenheit über den gewöhnlichen Geldphilister verbergen oder ihm im Talent für das Zusammenscharren von Geld ähnlich sind und wie er ein kostspieliges konventionelles Leben führen.

Die englische Auffassung vom Wesen eines gentleman bildet eine eigentümliche, in Europa vermutlich alleinstehende Form von Aristokratismus. Als Regel gilt, daß man zum gentleman geboren und erzogen wird; sonst wird man es nie anders, als in der theewassersentimentalen, sozial völlig wertlosen Bedeutung eines edeln Mannes ohne eine in den Augen des demokratischen Snobfanatismus „respektable" Stellung.

Hat sich unser gentleman von reichen Eltern geboren werden lassen, so wandert er seiner Zeit nach einer der großen, alten höheren Schulen, die gleichzeitig Vollpensionate und Erziehungsanstalten eigens für gentlemen sind. Einen Sohn vom

achten bis zum sechzehnten Lebensjahre in Eton oder Harrow standesgemäß zu unterhalten, kostet den Eltern durchschnittlich jährlich nicht weniger als 3000 Mark, oft noch mehr. Eine Abgangsprüfung mit gleicher sozialer Bedeutung wie in Deutschland und Skandinavien kennt man in England nicht. Soll ein junger Mann von Eton Offizier werden, so verläßt er die Schule gewöhnlich mit sechzehn Jahren und studiert einige Jahre bei einem Privatlehrer, der weiter nichts thut, als Kandidaten für den Eintritt in die Militärschulen zu „fabrizieren". Jährliche Unkosten etwas über 4000 Mark. Zukünftige Artilleristen und Militäringenieure müssen zwei Jahre an der Schule in Woolwich, alle andern ein Jahr lang in Sandhurst studieren. Die Kosten übersteigen hier jährlich 3500 Mark. Mit der schließlichen Ausrüstung erfordert es in der Regel eine Gesamtausgabe von etwa 17 000 Mark, aus dem 16jährigen Schüler mit 20 Jahren einen Unterleutnant zu machen. Ein englischer Leutnant bezieht einen Jahressold von mindestens 2250 bis höchstens 4500 Mark. Die unumgänglichen Ausgaben — für den Dienst und gesellschaftliche Repräsentationspflichten — erfordern inzwischen durchschnittlich jährlich 3300 Mark Zuschuß von zu Hause, bis der Kapitänsgrad erreicht ist. Für diesen schwankt die Besoldung von 4500 bis zu 7800 Mark. Ein Major bezieht 4800 bis 10 100 Mark, ein Oberstleutnant 6750 bis 14 000, ein Oberst von 6750 bis 18 560, ein General von 17 000 bis 22 500 Mark. Die niedrigste Ziffer bedeutet hier allemal nur den niedrigsten baren Sold, die höchste dagegen diesen höchsten plus dem Werte der „gewöhnlichen Extravorteile" (Wohnung, Kohlen, Fourage, Bedienung, Licht u. s. w.). Das wirkliche Durchschnittseinkommen nähert sich deshalb stets dem höchsten Betrage. Das gewöhnliche Alter für Ernennung zum Hauptmann ist 30, für die Beförderung zum Major 37 und für die zum Obersten 45 Jahre.

Wenden wir uns zur Flotte, so beginnt der Knabe seine besondere Vorbereitung schon im Alter von 11 bis 12 Jahren, legt die Eintrittsprüfung mit 13 bis 14 Jahren ab und lebt dann zwei Jahre auf dem Schulschiffe Britannia, sowie weitere vier

Jahre zur See als Kadett (midshipman). Mit zwanzig Jahren wird er Unterleutnant und hat seine Eltern in den letzten acht Jahren seiner Ausbildung ungefähr 14 500 Mark gekostet. In dem genannten Range bezieht er wenig über 1900 Mark Sold, wovon er, so lange er zur See ist, ja leben kann. Flottenleutnants erhalten 3700 bis 4500 Mark, Kapitäne und Kommandeurkapitäne verschiedener Grade 9000 bis 20 250 oder 21 360 Mark. Der Barsold (ohne „Extrazulagen") eines Admirals beträgt etwa 39 870 Mark. Der Befehlshaber einer Flottenstation wie Portsmouth kann alles in allem ein Einkommen von 81 000 Mark und darüber haben. So hoch, wie diese Zahlen vermuten lassen, belaufen sich die Einkünfte aber keineswegs bei allen Seeoffizieren. Die Hälfte davon befindet sich nämlich stets am Lande und ist dann bis zur neuen Abkommandierung zum Dienst auf der See „Halbsold" gesetzt.

Um im englischen zivilen Staatsdienst hoch zu steigen, ist es nur nötig, im Alter von siebzehn bis achtzehn Jahren und nach Ablegung einer sehr elementaren Prüfung bei einer Behörde als Schreiber einzutreten. In dieser Prüfung hat der Betreffende mit andern Bewerbern zu konkurrieren, wie das in jedem englischen Staatsdienst der Fall ist. Ueberhaupt macht sich in England eine starke Neigung bemerkbar, die Universitätsbildung mehr zur Seite zu drängen und den jungen Mann dafür frühzeitig als *Lehrling* in den gewählten Beruf eintreten zu lassen. Der junge Schreiber in den Regierungsbureaus Englands beginnt mit ca. 2000 Mark Gehalt und steigt nach zehnjährigem Dienste auf ca. 7000 Mark. Von den 47 Unterbeamten im Finanzministerium haben 30 über 8000 Mark, die principal clerks aber 20 000 bis 22 000 Mark Gehalt. Im Ministerium des Innern und in den der Kolonien bezieht die Hälfte der Beamten über 8000 Mark und darunter mehrere über 20 000 Mark. Der höchste unter den hierzu gehörenden Staatsdienern mit dem Titel the permanent secretary to the treasury — erhält 40 000 Mark. Im Britischen Museum werden die unteren Bibliotheksgehilfen und Bibliothekare mit 2000 bis 9000 Mark bezahlt. — Im Zoll-, Telegraphen- und Postdienste

ist die Zahl der verhältnismäßig niedrig bezahlten Stellungen sehr groß. Ein Telegraphist z. B. kann es nie weiter als zu einem Gehalt von 4000 Mark bringen, und er fängt, noch ganz jung, mit 15 Mark Wochengehalt an.

Der ostindische Zivildienst ist vom englischen vollständig getrennt und bietet weit bessere wirtschaftliche Aussichten als der letztere. Wer sich hier zur Eintrittsprüfung meldet, muß zwischen 21 und 23 Jahre alt sein, und wenn er die Prüfung besteht, erhält er auf Kosten der indischen Steuerzahler ein Staatsstipendium von 4000 Mark, um an einer englischen Hochschule zwei Jahre lang ostindische Gesetze und Sprachen zu studieren. Ist das geschehen, so wird er auf Kosten des indischen Staates nach Indien befördert, fängt hier mit 8000 Mark Gehalt an und steigt bald auf 12 150 Mark. Bleibt er gesund, so kann er es schließlich zu einem Gehalt von 40 000 Mark bringen; außerdem hat er, für sich selbst wie für seine Familie, auf eine besonders reichliche Pension zu rechnen. Im allgemeinen melden sich fünf Bewerber um jede freie Stelle in diesem Zweige des Staatsdienstes. Im Dienste auf Ceylon, der wieder vom indischen Staatsdienst getrennt ist, fängt der neuangekommene junge Beamte mit 7000 Mark an und soll nach sechs Jahren 15 000 Mark erhalten, in den höheren Stellungen schwanken die Gehalte zwischen 22 000 und 36 000 Mark. Die Pension beträgt nach zehn Dienstjahren wenigstens den vierten Teil des Gehaltes. In den übrigen entlegneren Kolonien setzen die Gehalte mit 7000 Mark ein und steigen bis auf 20 000 Mark an. Findet die Vorbereitung des Kandidaten zum Dienste an Ort und Stelle statt, so erhält er dazu eine jährliche Staatsunterstützung von 4500 Mark. Jedes sechste Jahr hat der indische oder koloniale Beamte dienstfrei und bezieht für dasselbe den halben Jahresgehalt. Außerdem ist er berechtigt, jedes zweite Jahr drei Monate Urlaub zu nehmen, ohne daß der Gehalt deshalb gekürzt würde.

Vermutlich ist England das einzige Land, wo der Lehrerberuf (ausgenommen für ausländische Hilfskräfte! D. Uebers.) einträglich ist. Das beruht nicht allein darauf, daß der Unterricht

selbst recht gut bezahlt wird, sondern auch auf dem eigentümlichen Umstande, daß die Elementarschulen Englands gleichzeitig Vollpensionate sind und das Einkommen des Lehrers zum großen Teile aus dem Gewinn von der Aufnahme und Verpflegung der Schüler fließt. Nur der Direktor, the head master, der Schule in Eton bildet hiervon eine Ausnahme, da er nicht berechtigt ist, ein Pensionat zu halten; sein Gehalt soll aber 90 000 Mark betragen. Die übrigen Lehrer der Schule haben 7000 bis 11 000 Mark Gehalt, wenn sie kein Pensionat halten, und ein Bruttoeinkommen von mehr als 80 000 Mark, wenn sie ein solches betreiben. In Harrow unterhält der Direktor selbst ein Pensionat und seine jährliche Bruttoeinnahme wird auf 145 000 Mark angegeben, wovon 30 000 Mark Gehalt sind. Ein Lehrer in Harrow erhält, wenn er nur Unterricht giebt, 9000 bis 11 000 Mark; nimmt er Pensionäre auf, so wird sein Gehalt auf 2200 Mark herabgesetzt, sein Bruttoeinkommen steigt aber bis 65 000 Mark und mehr. An den übrigen großen Pensionatschulen — Rugby, Winchester, Charterhouse u. a. — liegen die Verhältnisse ziemlich ähnlich. Die großen „Tagesschulen", die unsern gewöhnlichen Gymnasien entsprechen, bezahlen etwas niedrigere Gehalte, haben aber auch kürzere Arbeitszeiten. Private vorbereitende Pensionatschulen für Knaben bis zu deren zwölften oder dreizehnten Jahre kann errichten, wer da will, und sie machen sich sehr gut bezahlt. Schon ein Dutzend Schüler reicht hin, einer Familie ein gutes Auskommen zu sichern, da die Eltern für jeden Schüler jährlich 1200 bis 2800 Mark zu bezahlen pflegen. Der Inhaber einer großen Privatschule, mit bis 150 Pfleglingen, kann es zu einem Reineinkommen von jährlich 75 000 Mark bringen. Er bezahlt dabei seine Lehrer mit jährlich 5600 bis 11 000 Mark.

Der lohnendste höhere Beruf für den, der darin vom Glück begünstigt wird, ist natürlich — in England wie anderswo — der des Rechtsanwalts. Die englische Rechtsprechung ist als unparteiisch, jedoch als kostspielig bekannt. Zu der ersten Eigenschaft tragen die stattlichen Gehalte des Richterstandes bei, zu der zweiten die eigentümlichen, mehr kostspieligen und verwickelten als ratio-

nellen Methoden, alle Advokatenarbeiten auf zwei verschiedene Hände zu verteilen. The solicitor sammelt alle Beweisschriften und Auskünfte von den Klienten ein und ordnet alle Papiere so, wie es die Gerichtsverhandlungen erfordern, hat aber in das Verfahren selbst, wenigstens vor den höheren Gerichten, nicht einzugreifen. The barrister dagegen hat das Recht, den Prozeß zu führen, hat mit den Parteien aber nicht unmittelbar zu thun, sondern muß sich dazu des solicitors als Zwischenhand bedienen. Beide Berufe sind höchst gewinnbringend — der erste, weil er so fleißig in Anspruch genommen wird, der zweite, weil er recht hohe Gebührensätze aufrecht zu erhalten versteht.

The solicitor wird in England allgemein außerordentlich häufig als homme d'affaires in Anspruch genommen, den man heranzieht, wenn es gilt, einen Kontrakt aufzusetzen, ein Testament zu errichten oder überhaupt einen wirtschaftlichen oder andren Schritt zu thun, der gesetzliche Verbindlichkeiten oder Folgen irgendwelcher Art mit sich bringt. Keine Familie mit größerem Geschäft oder Einkommen glaubt in Sicherheit leben zu können, ohne einen „Familien-solicitor" zu haben. Er wird für ebenso notwendig für das wirtschaftliche Gedeihen angesehen, wie der Hausarzt für die leibliche Gesundheit — und er verdient wegen seiner Unentbehrlichkeit mehr als der andere. Ein solicitor hat ungefähr dieselbe theoretische Ausbildung wie ein barrister, um aber in der Eigenschaft des letzteren praktizieren zu können, muß er erst called to the bar sein, und diese Berufung ist nur dann möglich, wenn der Bewerber eine gewisse Prüfung bestanden hat und in einem von Londons Inns of Court eingeschrieben war. Es sind das uralte Juristenvereine, die nicht als vollständige Bildungsanstalten für zukünftige Juristen gelten können, jedoch das Vorrecht genießen, dem Kandidaten einen sehr hohen „Zoll" aufzuerlegen. Die Vorbereitung des jungen Mannes besteht in der Regel darin, daß er an einer Universität einige Jahre Jura studiert — was ihm für jedes Universitätsjahr etwa 4000 Mark kostet. Die darauffolgende „Inskription" bei den Inns of Court kostet etwa 1200 Mark — eine Ausgabe, deren ungeachtet der englische Student der Rechte

keinen angemessenen Unterricht genießt, sondern weitere 2000 Mark jährlich für die Berechtigung, bei einem praktizierenden Sachwalter zu „lernen", bezahlen muß. Der Student erhält dafür das Recht, alle Schriftstücke einzusehen, die auf den Schreibtisch des Sachwalters kommen, und bekommt von diesem gegebenen Falls auch mündliche Belehrung. Mindestens zwei Jahre „Lehre" (Studium) sind notwendig, und da ein Junggeselle in London als gentleman kaum unter 5500 Mark im Jahre leben kann, macht dieser Teil der Vorbereitung nicht so unbedeutende Kosten. Ist unser Kandidat nun endlich „berufen" to the bar, d. h. hat er seinen Amtstitel erhalten, so muß er sich in einigen Zimmern des Londoner Juristenviertels, in der Nähe des Justizpalastes, etablieren. Die Miete für ein geeignetes Zimmer in Lincolns Inn beträgt jährlich gegen 2000 Mark. In dem Temple ist jedoch der halbe Teil eines Arbeitszimmers für 600 Mark jährlich zu haben.

Nun kann er anfangen, Geld zu verdienen, wenn er gute Verbindungen hat, die ihm Arbeit zuweisen. Ist das nicht der Fall, so kann er unentgeltlich für einen hervorragenden ältern und mit Aufträgen überhäuften Sachwalter thätig sein. Das bedeutet oft eine längere Zeit der Ausgaben ohne Einnahmen; eines schönen Tages kann sich ihm aber Gelegenheit bieten, sich besonders auszuzeichnen — und damit ist vielleicht sein Glück gemacht, denn ein englischer Sachwalter lebt davon, daß sein Name weithin genannt wird. Spricht erst alle Welt von ihm, so kann er sicher sein, vollauf Beschäftigung zu finden, andernfalls hat er die beste Aussicht, ganz ohne solche zu bleiben. In einer Riesengemeinde wie London hat die Allgemeinheit große Neigung, „wohlbekannten Firmen", deren Namen für gute Bedienung Gewähr leistet, zuzuströmen. Schon in den ersten Jahren einer erfolgreichen Laufbahn kann das Einkommen eines englischen Rechtsanwalts 100 000 Mark und darüber erreichen. Hat sich sein Ruf weiter vermehrt und ist er an Jahren weiter vorgeschritten, so daß ihm der Ehrentitel Queens Counsel verliehen wurde, so erhöhen sich seine Gebühren mehr denn je und sein jährliches Einkommen steigt bis über 200 000, ja in besonders glänzenden Ausnahmefällen

über 400 000 Mark. Außer mit diesen hohen Rechtsanwaltseinnahmen, lockt die englische Juristenlaufbahn noch mit einer Menge gut bezahlter Aemter, die nur den barristers zugänglich sind. Es giebt in England z. B. achtzig Magistratspersonen, die jährlich 30 000 Mark beziehen, und außerdem eine ansehnliche Zahl andrer juristischer Beamten mit eben so hohem Gehalt. Die 26 Richter im Supreme Court of Judicature und im High Court of Justice beziehen jeder 100 000 Mark Gehalt — außer the Lord Chief Justice, der 160 000 und the Master of the Rolls, der 120 000 Mark erhält. Die Staatsminister, die Juristen sein müssen — the Attorney General und the Solicitor General — beziehen Gehalte von 140 000 und 120 000 Mark. Das höchstbezahlte Staatsamt, das des Lordkanzlers mit seinen 202 500 Mark Jahresgehalt, kann nur von einem frühern barrister oder Richter bekleidet werden.

Die Einkommensverhältnisse der englischen Geistlichen zeigen ebenfalls ein eigentümliches, typisch englisches Muster von der engen Verknüpfung des beruflichen Erfolges und gesellschaftlichen Ranges mit ungeheuern Bareinkünften. England hat zwei Erzbischöfe und vierundzwanzig Bischöfe. Sie sind Kraft ihres Amts Mitglieder des hohen Adels und üben eine privilegierte politische Macht dadurch aus, daß ihnen im Hause der Pairs (dem Oberhause) ein Parlamentsitz zusteht. Man nennt sie die „territorialen Prälaten" der englischen Kirche, und das sind sie in halb feudalem Sinne, indem sie in großartigen, mittelalterlichen Burgen wohnen und ein fürstliches Einkommen genießen. Der Erzbischof von Canterbury bezieht jährlich 300 000 Mark und hat zwei oder drei Paläste zur Verfügung. Der Erzbischof von York und der Bischof von London haben jeder 200 000 Mark, der Bischof von Durham 160 000 und der von Winchester 140 000 Mark Jahresgehalt. Das Einkommen der übrigen neunzehn englischen Bischöfe schwankt zwischen 100 000 und etwa 60 000 Mark. Bloß einer von diesen, der Bischof auf der Insel Man, bildet eine Ausnahme, indem er „nur" 40 000 Mark von seinem verschwindend kleinen Stift bezieht.

*

Die nächstniedrigen kirchlichen Grade gehen auch nicht leer aus. Die Dompröbste beziehen in der Regel 22 000 Mark Gehalt, und die sogenannten Kanoniker, deren es an jeder Domkirche gewöhnlich vier giebt, erhalten ungefähr halb so viel. Was die Pfarrstellen betrifft, so wechselt deren Einträglichkeit natürlich sehr bedeutend. Zuweilen nähern sie sich dem Einkommen eines Dompropstes, übertreffen es sogar gelegentlich und werden von dem jüngern Sohne eines Marquis nicht verschmäht, denn der Priesterberuf ist in England, soweit er ein großes Einkommen gewährt, das Monopol des Adels und der höchsten Mittelklasse. Er bietet eine glänzende soziale Laufbahn und ist überdies wenig anstrengend; denn die eigentliche Arbeit in einem Pastorat wird in der Regel von Adjunkten verrichtet, die oft arm sind und erbärmlich bezahlt werden.

Eine Pfarrstelle zu bekommen ist oft ein reines Handelsgeschäft oder hängt von verwandtschaftlichem Einflusse oder der Gunst von Freunden ab, denn etwa die Hälfte der Pfarrämter Englands steht zur freien Verfügung der Bodenmagnaten und wird Söhnen, Verwandten oder Günstlingen übertragen oder einfach im offnen Markte an den Meistbietenden verkauft. Wer in England die Priesterlaufbahn einschlägt, ohne der betitelten oder bemittelten Oberklasse anzugehören, hat gute Aussichten, in der hart arbeitenden, mager belohnten kirchlichen Unterklasse der Adjunkten und Hilfsgeistlichen stecken zu bleiben. Diese gelten, wenn arm, kaum als richtige gentlemen, sondern werden häufig sogar von ihren vornehmen und reichen Vorgesetzten als eine Art unentbehrlicher tradesmen — Kleinhändler mit den göttlichen Gaben — behandelt.

Die englische Staatskirche mit ihrer mittelalterlich aristokratischen Organisation und dem hohen Range und der fürstlichen Lebensweise ihrer „territorialen" Prälaten bildet einen merkwürdigen Gegensatz zu der gewaltigen kirchlichen Demokratie, die in den 4800 congregational churches, 2900 Baptistenkirchen und 3800 Baptistenkapellen, 300 Presbyterianergemeinden und 250 Unitariergemeinden, sowie durch 467 000 Methodisten, 68 000 Quäker und . . . 6359 Swedenborgianer und manche andere

Absonderlichkeiten ihre Vertretung findet. Hier zeigt sich, vielleicht mit größerer Kraft und Konsequenz als auf jedem andern Gebiete, der demokratische Instinkt der höhern Arbeiter- und der untern Mittelklasse. „Regierung des Volkes durch das Volk für das Volk" — wenigstens in den ewigen Angelegenheiten der Seelen! Eine solche religiöse Freiheitsliebe gewährleistet, daß auf den untern Stufen der Gesellschaftspyramide noch unvertilgbare Fonds von demokratischer Ausdehnungs- und Neubildungskraft bewahrt werden — bereit, sich bei jeder Krisis des Gesellschaftskörpers Bahn zu brechen und sozialwirtschaftliche und politische Gestalt anzunehmen.

Ende des ersten Teils.

Die diesem Bande voraufgegangenen Schriften des Verfassers sind:

I. Aus dem modernen England.

Eine Auswahl Bilder und Eindrücke. Zweite Auflage 1896. Umfang 440 Seiten. Mit 145 Abbildungen. Preis ungebunden 7 Mk., in Ganzleinwand gebunden 9 Mk., feinst gebunden mit Goldschnitt 10 Mk.

I. **Bilder und Eindrücke aus der Weltmetropole an der Themse.** London und Paris, einige Gegensätze. — Straßenbilder. — Das malerische London. — Die großen Verkaufsläden im Westend. — London als Zentrum des Welthandels. — Das London der Armen. — Soziale Wolkenbildungen. — II. **John Bull zu Hause.** Eindrücke aus der Häuslichkeit. — Augenblicksbilder aus Londons Umgegend und eine Skizze des Landlebens in England. — Bilder aus dem englischen Gesellschaftsleben — Die Töchter Albions. — London, das sich belustigt. — Der Sport. — III. **Aus der politischen Welt.** Der Westminsterpalast und die parlamentarischen Zeremonien. — Gladstone und Salisbury. — Lord Rosebery und die politische Lage nach Gladstones Rücktritt. — Einige politische Silhouetten. — Das Haus der Pairs und die irländische Brigade. — IV. **Die Presse und das geistige Leben.** Die Zeitungen und die Revuen. — Das freie Denken im Lande Darwins und Spencers. — Englische Exzentricitäten. — V. **Die Kunst, die Literatur und die Bohême.** Einige Künstlertypen aus dem modernen England. — Theaterleben an der Themse. — Die schöne und die unschöne Literatur. — Das Restaurantleben und die Klubs in London.

Von diesem Bande giebt es auch eine etwas verkürzte Ausgabe in kleinerem Format, ohne Abbbbildungen, mit dem Titel:

In der Fünfmillionenstadt. Kulturbilder

aus dem heutigen England. 1895. Umfang 390 Seiten. Ungebunden 2 Mk., hübsch gebunden 3 Mk.

II. Streifzüge durch Großbritannien.

Schilderungen und Betrachtungen aus Stadt und Land. 1896. Umfang 400 Seiten. Mit 80 Abbildungen. Preis ungebunden 7 Mk., in Ganzleinwand gebunden 9 Mk.

I. **Zwischen Kathedralen und Eisenwerken.** Wie eine lang geplante Entdeckungsreise endlich zustande kam. — Zwischen Newcastle und Durham. — Armstrongsche Kanonen. — Middleboroughs Eisenwerkgebiet. — Die Kathedrale in Lincoln. — II. **Nordenglisches Grubenleben.** Ein Arbeiterfest im Kohlengebiet. — Das Leben in den Grubenortschaften Northumberlands. — In eine Kohlengrube hinunter. — III. **Im Lande der Textil-Industrien.** Shoddy und industrieller Idealismus (Leeds und Huddersfield). — In den Baumwollfabriken in Lancashire. — Die Börse in Manchester. — Der Kanalweg zwischen Liverpool und Manchester. — IV. **„Auf schwarzer Erde."** Der allgemeine Charakter des industriellen Englands. — Die Metropolen der Metallveredlung (Birmingham, Wolverhampton, Stoke upon-Trent und Sheffield). — Die Wunderwerke der Maschinentechnik (Nottingham und Leicester). — V. **Im Lande Shakespeares und der mittelalterlichen Erinnerungen.** Stratford-upon-Avon. — Die Feudalburgen in Warwick und Kenilworth und das uralte Chester. — Oxford, „das stimmungsvolle". — Haddon Hall und Chatsworth House. — In der Gegend von Landsend. — VI. **Die moderne Agrarfrage in England.** Das großindustrielle Exportregime und die englische Landwirtschaft. — Ein Besuch auf den normannischen Inseln. — VII. **Ausflüge nach Schottland.** Edinburger Eindrücke mit Londoner Hintergrund. — Die Kapelle in Roßlyn und die Brücke über den Forth. — Ein nordisches Wüstenland. — Ueber die Grampianberge nach Balmoral. — Wie schottische Wüsten von Menschenhand geschaffen wurden. — VIII. **Irländische Eindrücke.** Dublin und Cork. — Zu Fuß durch keltische Landschaften. — Kelten und Germanen.

Englische Kultur.

Can rulers or tutors educate
The semigod whom we await?
He must be musical,
Tremulous, impressional,
Alive to gentle influence
Of landscape and of sky,
And tender to the spirit-touch
Of man's or maiden's eye:
But, to his native centre fast,
Shall into Future fuse the Past,
And the world's flowing fates in his own mould recast.

Emerson.

Erstes Kapitel.

Englische Hausgötter.

Ueber Hausgötter im allgemeinen. Es ist ein eigentümliches Ding um die Hausgötter eines Volkes. Ihrer Macht über Gutes und Böses im Geschick des Menschen und ihrer unglaublichen Bedeutung für jedweden, der die dunkeln Tiefen im Nationalcharakter peilen will, entspricht kein materieller Glanz und keine Rolle, die sie etwa in der schönen Litteratur, in der Philosophie oder überhaupt im höheren geistigen Leben spielen. Die Gottheiten, die am häuslichen Herde verehrt werden, sind alles dürftig ausgestattete, ja zuweilen tief verachtete Wesen. Sie entpuppen sich für das Auge als Küchenherde und verzierte Feuerstätten von jeder Bauart, als Fenster, die mehr oder weniger leicht und weit geöffnet und, nach verschiedenen Systemen, mehr oder weniger zugfrei geschlossen werden können, als Speisen und Getränke von verschiedener Auswahl und Zubereitung, als Lagerstätten, Waschtische und Schlafräume, die verschiedenen Vorstellungen von Wohlbefinden, Schicklichkeit und gesundheitlicher Vorsorge angepaßt sind, als gestickte Schutzdeckchen und Porzellannippsachen im Vorzimmer u. s. w. — in endloser Reihe bis hinunter zu den unentbehrlichen privaten „Sanitätseinrichtungen", nach deren Beschaffenheit ein weitgereister Beobachter ohne weiteres den wirklichen „Zivilisationsgrad" eines Volkes beurteilen zu können geglaubt hat.

Diese alltäglichen, grobmateriellen Offenbarungsformen der

übermäßig ehrwürdigen und unergründlich mächtigen Hausgötter verleiten Einheimische und Ausländer oft, von ihnen mit weit weniger Andacht und Empfindung zu sprechen, als sie thatsächlich verdienen. Die Einheimischen ahnen nicht immer, daß es ihr allerinnerstes „Selbst", die unbewußte und unerklärliche Wurzel und Quelle ihrer Antriebe ist, das am Altare dieser plumpen, nicht selten höchst grotesken Gottheiten kniet und sie täglich, ja stündlich mit übereifriger Hingabe anbetet. Und die reisenden Ausländer bilden sich bei ihrer flüchtigen Beobachtung ein, daß ein Momentphotogramm auf ihrer Netzhaut von diesen ihnen fremden Götzenbildern der Kenntnis von deren mystischem Wesen und erschreckendem Machtbereich gleichkomme. Ein mehrwöchiger oder mehrmonatiger Aufenthalt auf der Insel Albion kann zwar hinreichen, dem wißbegierigen Festlandmenschen eine Vorstellung davon zu geben, in wieweit die seltsamen Hausgötter des merkwürdigen Landes von denen seiner Heimat äußerlich abweichen, aber es erfordert für ihn viele Jahre emsiger Studien — und zwar nicht Buch-, sondern Lebensstudien — die innern Unterschiede zu erkennen, die sich unter der dunkeln Symbolik der äußern Form verbergen.

„Nun, wozu hat man denn die Sprache? Und kann man entgegenkommende Einheimische nicht um Belehrung bitten?" wirft hier der Leser vielleicht etwas ungeduldig ein. — Das kann man allerdings; es ist aber ziemlich sicher, daß der „intelligente Ausländer" zehn Jahre lang bei dieser Erforschungsweise beharren kann, ohne im geringsten klüger zu werden. „Es ist leichter, Celsiusgrade in Fahrenheitgrade zu verwandeln, als die sozialen Ausdrücke eines Franzosen denen eines Engländers entsprechend zu gestalten," äußerte unlängst eine der geistvollsten Schriftstellerinnen Englands. Und sie setzte erläuternd hinzu: „denn es ist unmöglich, übereinstimmende Ausdrücke zu finden für Dinge, die selbst nicht miteinander übereinstimmen." Die Völker können wohl mit leichter Mühe lernen, die gegenseitigen Sprachen ihrem Wortschatze und den Sprachgesetzen nach zu verstehen, das ist aber nur eine bescheidene Vorarbeit für die unendlich schwierigere Aufgabe, die *Abweich-*

ungen zwischen den Vorstellungen oder Urteilen oder Lebenswerten, die in zwei Sprachen mit sich sonst deckenden Ausdrücken bezeichnet werden, richtig aufzufassen — besonders wenn man es mit dem scheinbar so gewöhnlichen und leichtfaßlichen, im Grunde aber stark an die „Philosophie des Unbewußten" erinnernden Ritual in der uralten, doch keineswegs unveränderlichen Verehrung der Hausgötter zu thun hat.

Comfort und Komfort.

Nehme man beispielsweise einen einschlägigen englischen Ausdruck, das Wort comfort, wie es von der Heimstätte gebraucht wird. Es ist ja sehr leicht in modernes Deutsch zu übersetzen, wo es „Komfort" heißt. Nur der Tonfall und allenfalls auch die Schreibweise weichen von einander ab. Will man sehr genau sein, so kann man es mit „häuslicher Bequemlichkeit" übersetzen. Die englische Mehrzahl comforts entspricht etwa unsern „Häuslichen Bequemlichkeiten" (d. h. Dingen, die uns eine gewisse Behaglichkeit gewähren).

Fragt man nun die biedern Albionskinder aus, was comfort bedeute, so wird man sich nach endlosen Weitläufigkeiten darüber klar werden, daß es die Zusammenfassung aller ihrer Hausgötter bezeichnet — für diesen Zweig der Mythologie also ungefähr dasselbe, was „Olympos" in der offiziellen Götterlehre der alten Griechen vorstellt. Das wußte man vorher und hat sich also vergeblich bemüht. Sucht man nun mit einer letzten Anstrengung gesprächsweise mehr als man schon durch die lexikalischen Studien in der Schule gelernt hat, darüber zu erfahren, in welchem Verhältnisse der Komfort Englands zu dem andrer Länder stehe, so wird die Antwort unfehlbar lauten, daß er besser, daß der englische comfort der komfortabelste Komfort auf Erden sei. Auch das wußte oder hätte man wenigstens schon wissen sollen. Der Engländer, wie jedes andre vernünftige Wesen, verehrt seine Hausgötter, weil er sie aus tiefster Seele liebt, hochachtet und sich bessere nicht vorstellen kann. Sonst würde er sie zerschmettern

und zu Asche verwandeln — wie es der Wilde thut, der mit seinem Fetisch unzufrieden ist. Wie wenig belehrend es auch sein mag, so hat unser Engländer doch völlig recht, wenn er sagt, daß seine Hausgötter, seine comforts die besten seien. Es ist sonderbar mit dem bestellt, der nicht das innerste Eigne — auch wenn es nur mit dem Alltagsleben in Beziehung steht — nicht höher zu achten vermag, als die entsprechenden Dinge bei andern.

In diese Lage, sollte man meinen, müßte doch mancher festländische Kenner Englands durch dessen Litteratur gesetzt sein, wenn von englischem Komfort die Rede ist. Es giebt in Skandinavien und Rußland, ja sogar in Deutschland und Frankreich gewisse Kreise, in denen man die Auffassung der Engländer von ihren Hausgöttern teilt und den englischen Komfort zu dem Range, der Ehre und Würde des absoluten Komforts, sozusagen des Weltkomforts, erhebt. Diese lächerliche Sinnesverfassung pflegt man Anglomanie zu nennen, — eine Seuche mit zur Zeit starker Neigung zu weiterer Ausbreitung. Doch ist es mit der hausmythologischen Selbständigkeit unsrer festländischen Anglomanen nicht immer so schlecht bestellt, wie es aussieht. Weil der Engländer so häufig auf dem Festlande verweilt, hat man hier vielfache Gelegenheit, seine Anschauungen über sich selbst und das ihm teure alte England kennen zu lernen. Dagegen kommen von den Festlandsleuten nur wenige nach England und ermangeln also oft der Gelegenheit, den Wert der in Rede oder Schrift ausgedrückten englischen Auffassung zu kontrollieren. Dieser stimmt man zuweilen aus keinem ernsthafteren Grunde bei, als weil man einzelne englische Industrieerzeugnisse, vorzüglich solche, die das Reisen mit Eisenbahn oder Dampfschiff behaglicher machen sollen, schätzen gelernt hat, obwohl diese, der Wahrheit die Ehre geben, jetzt in Deutschland und auch in andern, einsichtsvolle Fabrikanten aufweisenden Ländern schon meistens besser hergestellt werden.

Kurz, in der Frage des Komforts, wie in mancher andern, die den Wert englischer Charakterzüge und Einrichtungen berühren, hat der Festlandsbewohner ganz bescheiden und kritiklos die eingefleischte, durch eine grenzenlose Verachtung der Eigenschaften und

Zustände andrer Völker gegen jeden unbequemen Zweifel geschützte Selbstbewunderung des sich selbst schildernden und rühmenden Engländers für bare Münze genommen. Man übersah dabei, daß man es hier mit einem der relativsten aller Begriffe zu thun hat, daß Komfort durch die innigste Uebereinstimmung zwischen den geheimsten Lebensbedürfnissen des Einzelnen und den klimatischen und kulturellen Verhältnissen seiner Umgebung entsteht, sowie daß weder die Eigenschaften des einzelnen Menschen noch die des Klimas und der Kultur auf dem Festlande die gleichen wie in England sind, daß demnach auch die Ansprüche an den Komfort selbst in Kleinigkeiten stark von einander abweichen müssen, wenn man diese geographischen Gebiete zum Vergleich heranzieht. Das Beste, was man von den Bequemlichkeiten, die ein Land bietet, sagen kann, ist wohl, daß sie dem Einheimischen auf billigste, gesündeste und kulturförderlichste Weise grade *den* Schutz gegen die Unbill des Klimas und die Nachteile des zivilisierten Lebens, sowie *die* häusliche Behaglichkeit gewähren, *die das Naturell des betreffenden Einheimischen erfordert*. So mancher theoretische Bewunderer des englischen Komforts wird nach einigem Aufenthalte in England, vorzüglich im Winter, zu seiner Ueberraschung erkennen, daß die englischen Hausgötter nicht einmal von jenem ganz berechtigt scheinenden Standpunkte aus betrachtet, vollkommene Wesen sind, denn viele davon ziehen sich beständig das eigne hohe Mißfallen der Engländer zu und müssen von sachverständiger Seite regelmäßig ganze Sturzwellen ungünstiger Kritik über sich ergehen lassen. Daß der Ausländer sich dabei meist erst recht nicht wohlbefindet, sei als zur Sache nicht gehörig hier übergangen, denn jene häuslichen Einrichtungen sind ja nicht nach seinem Bedarfe zugeschnitten. Ist er damit, was das alte Albion bietet, nicht zufrieden, so mag er sich fortscheren, — am besten dahin, wo er hergekommen ist.

Da nun der Verfasser mit Familie und eigenem Haushalt zehn Jahre lang gleich einem Eingeborenen in England gelebt und einen Teil seiner Aufmerksamkeit der heiklen Aufgabe zugewendet hat, den Zusammenhang von englischen Vorstellungen mit eng-

lischem Charakter und den englischen Natur- und Kulturverhältnissen zu durchschauen, glaubt er einige Aufklärung über den Gesichtspunkt geben zu können, von dem aus die Eingebornen der Insel ihre Hausgötter betrachten. Dabei wird es sich zeigen, daß die Mehrheit der Engländer und Engländerinnen von ihren home comforts keineswegs wirklichen Komfort verlangt, und daß erstere absichtlich darauf eingerichtet sind, auch manche andre bezeichnende Eigenschaft, als die, komfortabel zu sein, aufzuweisen. Englischer comfort ist in gewissen großen Gesellschaftsklassen der unkomfortabelste der Welt, auch der am wenigsten echte, dafür aber gleißendste und unsolideste.

In den weitaus meisten Fällen sind englische Wohnhäuser nämlich gar nicht darauf berechnet, den Begriffen eines menschlichen Wesens von Komfort zu entsprechen, sondern darauf, ihren Bewohnern den von deren Standpunkte weit wichtigeren Genuß zu gewähren, daß sie dem Anscheine nach auf höherer Gesellschaftsstufe stehen, als sie bisher wirklich zu erklimmen vermocht haben. Um dem Leser diese einfache Wahrheit und ihre außerordentliche Bedeutung für das gesellschaftliche Leben in England klar zu machen, habe ich einige Betrachtungen und Belehrungen über die gegenseitigen Verhältnisse der englischen Gesellschaftsklassen vom Gesichtspunkte des freien sozialen Wettbewerbs vorausgeschickt. Dabei zeigte es sich, daß mindestens dreiviertel der Bevölkerung den höheren Arbeiter- und niederen Mittelklassen angehören, in deren Lebensauffassung, wenigstens in England, das soziale Emporsteigen eine völlig herrschende Rolle spielt. In vollkommenster Weise das zu *sein*, was sie sind, bildet deren gesellschaftlichen Stolz nicht, wohl aber zu werden und inzwischen zu *scheinen*, was sie noch *nicht* sind. Die meisten Stufen der Gesellschaftspyramide Englands werden darum ziemlich mißachtet von denen, die darauf stehen, aber offen verachtet von denen, die sich darüber emporgehoben, und hochgeachtet nur von denen, die sich darunter befinden. In einem so gearteten Gemeinwesen ist es nicht überraschend, daß das Verlangen nach Komfort weit schwächer hervortritt als das nach weiterem Emporkommen. In einem,

gesellschaftlich mehr konservativen, oder besser, quietistischen Gemeinwesen wie dem französischen, wo für die breiten Schichten des Volks der soziale Stolz gerade in der Hochachtung des eigenen sozialen Ranges besteht, wird das gerade Gegenteil der Fall sein, nämlich, daß man mehr Wert darauf legt, auf der sozialen Stufe, die man eben einnimmt, komfortabel dazustehen, als nach Beförderung auf die nächst höhere zu lechzen.

Nicht allein in den überseeischen Kolonien führen die Engländer das unkomfortable, aber auf Gewinnung der Mittel zur Erringung höheren gesellschaftlichen Ranges, energisch hinstrebende Leben des Neuangesiedelten und Kolonisten — auch daheim im alten England beobachtet man, daß die meisten, vor allem die kraftvollen und unternehmenden Engländer, ein Leben führen, das seiner innersten Natur, wenn auch nicht seiner äußern Schale nach, nur eine Art vorläufigen Kolonistenlebens ist. Jedermann „kampiert" nur in der Klasse, in der er sich eben befindet und sehnt sich nach Beförderung zur nächsten. Die rastlose, nie rückwärtsschauende, im wesentlichen materialistische Kolonistennatur liegt dem merkwürdigen Händler- und Fabrikantenvolke einmal tief im Blute. Die gebildeten und denkenden Engländer, welche Rundreisen durch Neuseeland, Australien, Südafrika und sonstige englische Kolonialgebiete gemacht haben, betonen auch in ihren Schilderungen regelmäßig die verblüffende Uebereinstimmung der Wohnstätten, Trachten, Lebensgewohnheiten und gesellschaftlichen Umgangsformen da draußen mit denen daheim in England. Nur daß der ursprüngliche Grundcharakter des Rassentypus auf der andern Seite des Weltmeeres zu einer mehr auf die Spitze getriebenen Entwickelung kommt, da der ererbte Reichtum an Kultur und die Jahrhunderte hindurch aufgehäufte Ueberlieferung einer höheren geistigen Bildung hier noch keine Rolle als Gegengewicht spielen kann.

Der Engländer empfindet einen stärkeren Genuß vom Streben als von der Ruhe. Thätigkeit ist ihm angeboren, und es ist eine Art Selbsttäuschung, wenn er sich einredet, daß er strebe, nur um Schätze und Ehren zu erringen, die er noch nicht besitzt. Diese

sind ihm nur insoweit wertvoll, als sie ihm einen größeren Wirkungskreis, ein weiteres Ziel des Strebens eröffnen. Reicht seine Phantasie, wie das oft der Fall ist, nicht aus, um neue Arbeitsziele zu ersinnen, so wirft er sich unfehlbar auf ein System kostspieliger Zerstreuungen, die eine Art Wettbewerb mit Arbeit vereinigen — er reitet und jagt, ergiebt sich dem Reisesport nach dem Pol und dem Aequator, hält Rennpferde, Rennhunde und Wettsegeljachten, spielt Hazard, trinkt Whisky wie ein Wahnsinniger und unterhält Maitressen gleichzeitig in Ostende, Paris, Nizza, Rom und Neapel — natürlich mit „anständiger" Heimlichkeit.

Das Wohnstättenideal. Reisende Ausländer geben oft ihrer Verwunderung Ausdruck über die gleichförmige Bauweise und Einrichtung, ja Möblierung der englischen Wohnhäuser, mögen diese nun klein oder groß sein, und armen oder reichen Leuten gehören. Dieses Geheimnis findet seine Erklärung darin, daß das Haus des Reichen das Vorbild für alle liefert — und daß folglich alle mit Ausnahme des Letzteren mehr oder minder ungeeignet sind, das Behagen zu gewähren, das sie sonst leicht zu bieten vermöchten. Nirgends in Europa sieht man die zahlreichen armen Klassen in Wohnungen leben, die so lächerlich ärmlich-vornehme Nachäffungen des Hauses eines vermögenden Mannes sind. Mit halsstarriger Konsequenz verschließt der Engländer die Augen vor der selbstverständlichen Wahrheit, daß die vier bis sechs Räume umfassende Wohnstätte einer minder bemittelten Familie nach ganz anderem Plane angelegt werden muß, als die mit zwanzig Zimmern ausgestattete Villa des Reichen. Die Wohnung einer Mittelklassenfamilie des Festlands, das Bauernhäuschen daselbst oder die Mietwohnung eines nicht gar zu schlecht dastehenden festländischen Fabrikarbeiters sind trotz ihrer vielen offenkundigen Nachteile oft Muster von Zweckmäßigkeit im Vergleich mit dem läppischen Miniaturhause des

englischen Arbeiters oder Kleinbürgers. Daß englische „kleine Leute" in einem beschränkteren Hause zu nur höchstens zwei oder drei Familien unter demselben Dache wohnen, hat große gesundheitliche Vorteile, die der Mietkaserne abgehen. Es wäre deshalb auch für den unbemittelten Engländer bei einem so glücklichen Wohnungstypus nicht schwierig, ein gediegenes Komfort-Ideal zu verwirklichen. Statt dessen macht er sein Heim zu einer prahlerischen, lügenhaften Ausstellung unhaltbarer und erbärmlicher Nachahmungen von Luxusmöbeln der Reichen und entbehrt willig den Komfort solider Bedarfsgegenstände, ja er läßt sein Haus so unzweckmäßig wie möglich bauen, damit die lächerliche Nachahmung so „täuschend" wie möglich ausfalle.

Vermögende Engländer lieben es, in ihrem Hause eine recht große Zahl von Zimmern ohne unmittelbare Verbindung unter einander einrichten zu lassen. Sie haben gewöhnlich zwei oder drei große Zimmer, Vorzimmer, Rauch- und Speisezimmer im Erdgeschoß, und ein paar große Schlafzimmer eine Treppe hoch. Im übrigen besteht das Haus aus lauter Nebenräumen, die jedoch — wenn das Haus selbst groß ist — für ihre Zwecke nicht etwa klein zu sein brauchen. Diese Anordnung hat ihre Vorteile und Nachteile. Da es nur ausnahmsweise eine Thür zwischen zwei Zimmern giebt, so spielen Korridore und Vorräume eine sehr wichtige Rolle. Zwar nehmen sie vielen Raum in Anspruch und die Korridore sind fast stets häßlich und unbehaglich, dagegen ist es eine leichte und dankbare Aufgabe, aus der Vorhalle (Hausflur), wenn diese groß genug ist, einen schönen und einladenden Raum zu machen. Morgenländische Teppiche und Vorhänge, reichgeschnitzte Bänke und Stühle, riesige chinesische Vasen und hohe japanische bronzene Räuchergefässe nehmen sich im Halbdunkel des Treppenhauses gar prächtig aus. An einem rauhen, stürmischen Wintertage auf langhaarigem, afrikanischem Löwenfelle vor dem lodernden, von schwerem, glänzendem Porphyrrahmen eingefaßten Kamin zu rauchen und *diese* Hausgötter anzubeten, ist einer der feinsten Genüsse, die ein Heim Altenglands bieten kann. Hier liegt ein Komfort vor, der seines Namens würdig ist — eine so gediegene

und verfeinerte häusliche Bequemlichkeit, daß man sich von ihrem Genusse selbst „gebildeter fühlt".

Eine solche Einrichtung ist gut und schön in einer Villa, deren Besitzer jährlich seine 3000 Pfd. Sterling zu verzehren hat. Was soll man aber dazu sagen, daß man ganz dieselbe Ausstattung in den Wohnungen der niederen Gesellschaftsklassen, ja sogar in dem vier Räume umfassenden Hüttchen des wöchentlich mit 2 Pfd. Sterling gelöhnten Handwerkers wiederfindet? Liegt denn Sinn und Verstand darin, die Hütte zu einer Kopie der Villa zu machen, statt sie schlecht und recht zum Ideal eines anheimelnden, in all seiner Dürftigkeit bequemen und malerischen Häuschens zu gestalten? Zwar sieht man in England nicht grade wenige, diese Forderung erfüllende Arbeiterhäuser — draußen auf dem Lande, da und dort in Dörfern bei den Musterfarmen großer Landgüter, die von reichen Grundbesitzern unter Mitwirkung ästhetisch gebildeter Architekten errichtet wurden. Diese bilden jedoch eine Ausnahme und stehen in enger Verbindung mit den streng aristokratischen Verhältnissen der ländlichen englischen Bezirke. Englands Grund und Boden ist aber zu drei Vierteln mehr städtischer Art, und in der Regel werden Bau und innere Einrichtung der Wohnhäuser ganz demokratisch nach den wohlbekannten Wünschen der zu erwartenden Abmieter ausgeführt — nach „Angebot und Nachfrage", wie es in den nationalökonomischen Lehrbüchern zu lesen ist — und dabei gewinnt das Snob-Ideal unfehlbar die Oberhand über das Komfort-Ideal. Die beliebte freie Selbsthilfe der Demokratie zeitigt nicht immer die philosophisch wünschenswertesten und ästhetisch ansprechendsten Früchte.

Warum sollten Arbeiter und Kleinbürger nicht ebenso gut sein wie Großbürger? Ja wahrlich, warum das nicht? Warum müssen sie dann aber im Eifer, ihren „gleich hohen" Menschenwert zu beweisen, den geraden Gegensatz davon dadurch zeigen, daß sie von wirklicher Selbstbestimmung bei der möglichst bequemen Einrichtung ihrer Heimstätten absehen, um die Form der Selbstbestimmung, die der Großbürger aus berechtigten Gründen der Bequemlichkeit bei Errichtung seiner Villa mit zwanzig Zimmern

an den Tag legt, nur sklavisch nachzuäffen? Die Antwort darauf ist im Vorhergehenden schon gegeben: vor allem wünscht jede niedere Gesellschaftsklasse äußerlich so viel wie möglich der nächst höheren Klasse gleich zu scheinen. Hinter diesem Wunsche verbirgt sich unzweifelhaft der richtige, wenngleich nicht gerade vornehme Instinkt, der da sagt, daß die, die auf dem Wege des Wettbewerbs eine höhere Sprosse der sozialen Rangleiter ersteigen wollen, damit beginnen müssen, bei ihren Mitbürgern den Schein zu erwecken, als ob die ersehnte Rangerhöhung schon erreicht wäre. Diese Täuschung zu erregen, ist schon an sich selbst ein Hochgenuß und ein Gewinn für den richtigen englischen Demokraten — denn die Vorstellungen seiner Mitbürger über ihn sind ihm ja wichtiger als seine eigenen über sich selbst und bilden die leitende Richtschnur für sein Leben. Etwas zu scheinen, ohne etwas zu sein — das betrachtet er überdies als einen guten Extravorteil, als eine willkommene Erhöhung der normalen Rentabilität seiner gesellschaftlichen Stellung. Er ist zwar Demokrat, will aber die gesellschaftliche Rangleiter auf keinen Fall abgeschafft wissen; er will nur vollständige Freiheit haben, auf derselben emporzuklettern. „Freiheit" — ganz gewiß; „Brüderlichkeit" — vielleicht in gewissem, eigentümlichem, klassen-snobbigem Sinne; — „Gleichheit" — auf keinen Fall — höchstens unter Klassengenossen.

Das Ideal der ärmeren englischen Volksklassen auf dem hier erörterten Gebiete ist, wie gesagt, die Sehnsucht, dem reichen Manne zu gleichen, d. h. in einem Hause mit möglichst vielen Einzelräumen, die nicht unter sich zusammenhängen, zu wohnen, und worin recht viel Raum durch Hausflur, Treppen und Vorsäle weggenommen wird. Ein für 20 oder 25 Pfd. jährlich vermietetes Haus in einem der Handwerker- oder Ladendienerviertel der Vorstädte Londons hat ungefähr folgende Beschaffenheit: Die nach der Straße zugewendete Seite ist vier Meter breit und sieben bis acht Meter hoch. Im Erdgeschoß hat sie nur eine schmale Hausthür und ein breites Fenster. Die erstere führt auf eine genau einen Meter breite Hausflur oder Vorhalle, in deren Verlängerung sich die auch einen Meter breite Treppe zeigt, die

nach der Vorhalle des Obergeschosses führt. Das Erdgeschoß enthält zwei Zimmer — beide fast genau Gevierte mit drei bis vier Meter Seitenlänge — sowie in einem Anbau an der Rückseite eine quadratische, etwas über zwei Meter breite Küche. Im Obergeschoß finden wir ein nahezu vier Meter breites und drei Meter tiefes Zimmer nach der Straße, sowie ein quadratisches, etwa zwei Meter breites Stübchen nach dem Hofe zu. Ein solches Wohnhaus ist ja an sich keineswegs zu klein, um einer Arbeiterfamilie einen schon recht hohen Grad von Komfort zu bieten. Es wäre nur nötig, die beiden zellenähnlichen Erdgeschoßzimmer zu einem großen, luftigen Raume zu vereinigen und die Küche auf Kosten des Vorsaals zu erweitern, sowie auch das eine Zimmer im Obergeschoß auf gleiche Weise zu vergrößern. Damit opferte man freilich die Nachahmung der unteren und obern Vorhalle des reichen Mannes und gäbe den tragikomischen Versuch auf, gleich ihm mit einem „Vor-" und einem „Speisezimmer" zu prunken, erhielte aber als Ersatz dafür ein geräumiges Wohnzimmer und eine brauchbare Küche.

Aber von Thüren zwischen seinen Zigarrenkisten ähnlichen Stübchen will der englische Arbeiter und Kleinbürger nichts wissen, denn das wäre nicht „respectable". Warum nicht? Nun einfach, weil der Großbürger solche nicht hat. Ist denn dessen Muster von „respectability" das einzig anerkannte? — Ja ... unbedingt! Sonst wäre ja das große Lebensideal des freien sozialen Wettkletterns nicht zu verwirklichen. Gäbe es wirklich selbständige Arbeiter- und Kleinbürgerideale, so würde das Individuum vielleicht versucht werden, auf einer gewissen gesellschaftlichen Stufe zu beharren und alle seine Seelenanlagen innerhalb des sozialen Rahmens, die die erreichte Stufe bietet, frei zu entwickeln. Das ist aber gar nicht die Absicht. Man verhält sich zum eignen Leben wie der „rekordbrechende" Radfahrer zur umgebenden Landschaft. Man muß weiter, so schnell als möglich weiter, und gönnt sich darum weder die Ruhe, noch die Unabhängigkeit von der Sklaverei der Wettstreitsvorstellung und der Wettstreitsbedingungen, die unentbehrlich wären, um die Umgebung vertiefend, verschönernd,

oder auf sonst eine Weise veredelnd auf die Seele einwirken zu lassen. Ist der Wettlauf des Lebens beendet, dann hat man sich in nichts anderm als im Wettlaufen geübt. Ein gesellschaftlicher Scheinrang und eine verwüstete Seele sind oft der einzige Rückstand von all dem Mühen und Hasten.

Frische Luft.

Ein unverheirateter Landsmann des Verfassers, der schon seit Jahrzehnten in England wohnt, pflegte, besonders an kalten Herbst- und Wintertagen, allen Ernstes zu versichern, daß es in jedem englischen Wohnzimmer „sieben Sorten Zugluft" gäbe. In den ersten Jahren meines eignen Aufenthaltes in Großbritannien lächelte ich ein bißchen ungläubig über diesen etwas phantastisch klingenden Ausdruck. Aber allmählich wurde ich eines Bessern belehrt und zweifle nun nicht mehr im geringsten, daß es sehr viele englische Wohn- und Schlafzimmer mit sogar acht bis neun Sorten Zugluft giebt, die für den luftwissenschaftlich geübten Beobachter leicht genug zu unterscheiden sind. Um den Leser nicht mit unnötigen Haarspaltereien zu belästigen, seien hier nur folgende Hauptarten angeführt: Zugluft zwischen Thür und Feuerstätte; Zug zwischen der Thür und Fenstern, Zug zwischen diesen und der Feuerstätte, Fußbodenzug, Zug zwischen Spalten im Deckensims, Zug von Sprüngen in den Wänden, namentlich von den Ecken, der Holzverkleidung und der Kaminverkleidung her.

Die Hauptverantwortlichkeit für diesen Zustand, oder richtiger Mißstand der Dinge trägt die höchst primitive Einrichtung der Feuerstätten. Diese, eigentlich weiter nichts als offene Roste mit einem viereckigen Schlot von der Weite, daß man durch ihn bequem einen Ballonaufstieg unternehmen könnte, haben zwei Hauptaufgaben: die vom Kohlenfeuer erwärmte Luft möglichst schnell nach dem Weltraume abzuführen und zur Winterszeit in unleidlicher Weise ein ganzes Eismeer feuchtkalter Nachtluft auf die schlummernden Insassen der Schlafstuben herabfluten zu lassen.

Was Fenster, Thüren, Wände, Fußböden und Decken angeht, sind diese, dank ihrer rohen und billigen Herstellungsweise, allseitig geeignet, von allen Ecken und Winkeln her die Luftströmungen, die im Schornstein kreisen, herein- oder hinauszulassen.

Das englische System der kleinen, nur für je eine Familie bestimmten Wohnhäuser hat den unschätzbaren gesundheitlichen Vorzug, der freien Luft in jeden Raum leichter Eintritt zu gewähren, als das bei den Mietkasernen des Festlandes der Fall ist. Ihr Nachteil besteht aber darin, daß ihre liederliche, unsolide Bauart weit stärkeren Luftzutritt, als die Gesundheitspflege verlangt, ermöglicht und im Winter den häuslichen Komfort durch Zug und Kälte in fast unleidlicher Weise schädigt.

„Verstehen wir uns wirklich auf Komfort?" schrieb unlängst bei Anfang des Winters ein vom Festlande heimgekehrter Engländer an eine große Londoner Zeitung. „Die Franzosen," fuhr er fort, „klammern sich mit Uebereifer an den frommen Glaubenssatz: les anglais aiment bien le comfortable. Das liegt gewiß aber nur daran, daß sie hübsch bei sich zu Hause bleiben. Wer das Leben in England kennt, für den ist es eine volle Ungereimtheit, es mit Komfort auf dieselbe Stufe zu stellen. Die Engländer verabscheuen den Komfort. Dafür dient zum Beweise, daß sie einen puritanischen Genuß daran finden, alles so unbequem wie möglich zu haben."

Ich möchte die Uebertreibungen in diesem unpatriotischen Herzenserguß nicht unterschreiben, ist doch darin übersehen, daß reiche Leute es überall auf Erden, sogar in England, komfortabel haben. Ich will mich aber auf die Autorität dieses Engländers stützen, insofern er in seiner Zuschrift weiter auf Einzelheiten eingeht und die durchschnittliche Mittelklassen-„Villa" in England einer vernichtenden Kritik unterzieht. Er behauptet, eine indische Lehmhütte sei besser geeignet, im Sommer die Sonnenhitze abund die Heizungswärme im Winter zurückzuhalten, — vielleicht ist er ein in Ruhestand lebender Anglo-Indier und weiß, was er ausspricht. Die englischen Wohnhäuser mit weniger als fünfzehn bis zwanzig Zimmern haben unbegreiflich dünne und poröse Außen-

wände — bloß einen Backstein dick und ohne äußern Bewurf. Der Wind bläst unbehindert hindurch, und da sie in der Regel ohne Grundmauer und Unterkellerung auf dem stets feuchten englischen Erdboden ruhen, saugen sie Wasser in großer Menge auf und bedecken sich leicht von unten bis oben mit Algen und Schwamm. Der Fußboden der Erdgeschoßräume liegt auf der aufrecht gestellten Langseite von Planken, kaum einige Dezimeter über der nackten feuchten Erde, durch die nicht selten noch das undichte Kloakenrohr geführt ist. Gemauerte Zwischenwände hat man nur soviel, als schlecht und recht notwendig erscheinen, um den Fußboden des Obergeschosses zu tragen, im übrigen begnügt man sich mit daumendicken Holzwänden, die mit Mörtel überdeckt werden. Der Versuch, einen tüchtigen Haken in eine solche Wand einzuschlagen, hat eine so merkwürdige Wirkung, daß man ihn nicht bald wiederholt.

Es ist demnach bestens dafür gesorgt, daß die Luft in den kleineren englischen Wohnungen infolge der Haarröhrchenverbindung der Wände mit dem Grundwasser mit Feuchtigkeit gesättigt bleibt, und daß der kalte, rauhe Wind, der zur Frühling-, Herbst- und Winterzeit durch die Hausthür herein und durch die ihr grade gegenüberliegende Hofthür hinausweht, durch die Binnenwände möglichst freien Zutritt findet. Und als wenn das noch nicht genügte, den Bedarf der Bewohner an rauher Luft, die nicht etwa mit „frischer" Luft zu verwechseln ist — zu decken, haben alle Thüren und Fenster fingerbreite Sprünge — eine Folge erbärmlicher, fabrikmäßiger Tischlerarbeit. Es fehlt in der That nicht viel daran, daß eine geschmeidige junge Katze unter einer englischen Zimmerthür hindurch kriechen könnte. Thürschwellen sind nämlich unbekannt. Die Fenster sind ausschließlich nach der vorsintflutlichen Art der Schiebeluken — die alle andern zivilisierten und unzivilisierten Völker aufgegeben haben — eingerichtet, damit sie auf keinen Fall zugdicht gehalten werden können. Patriotische Engländer stellen zuweilen die Behauptung auf, daß ihre Guillotinefenster zum Zwecke des Lüftens die besten wären — obwohl sie thatsächlich den Fehler haben, daß man auf einmal nur

je die Hälfte der Fensternische öffnen kann. Fenster zu haben, die locker an Schnur und Rolle aufgehängt sind, so daß sie beim geringsten Lufthauch klappern und klirren, ist ein ausschließlich englischer Begriff vom Komfort.

Es giebt Menschen, die sich so eifrig als „Frischeluftapostel" aufspielen, daß sie jede Bemerkung über Zug in einem Zimmer mit einem Hinweis auf die notwendige frische Luft abfertigen, als ob diese beiden ganz dasselbe wären. Die Engländer leiden in dieser Beziehung an einer kleinen Schwäche, offenbar weil sie nicht erfinderisch genug waren, sich neben guter Auslüftung ihrer Wohnungen gleichzeitig vor Zugluft zu schützen. Sie betonen Ausländern gegenüber stets sehr stark, daß sie die frische Luft lieben, und doch haben sie in ihren Wohnungen mehr Zug, als daß diese gründlich gelüftet würden. Man ist auch nicht jederzeitig gewillt, die Fenster ordentlich offen zu halten, sondern beschränkt sich gern darauf, sie oben und unten je einen Zoll weit zu öffnen, und läßt dann die Rouleaux nieder, damit der bleichsüchtige Sonnenschein nicht ins Zimmer dringen und die feinen Möbel verderben kann. Daß unmittelbares Sonnenlicht ein ganz unentbehrliches Desinfektionsmittel für unsre Wohnung darstellt, haben die biedern Engländer noch nicht begriffen. Unter dem sonnenarmen Himmel Englands werden die Fenster oft gleichzeitig mit dichten Wollgardinen, Spitzenvorhängen, Kretonnejalousien und Rouleaux verbarrikadiert, welch letztere, wie gesagt, meist zur Hälfte oder zu zwei Dritteln vor allen Fenstern herabgelassen sind — vermutlich in der Meinung, daß das Haus dadurch von außen einen feineren Anblick gewähre, ein Umstand, auf den man ja besondern Wert zu legen pflegt.

Die Engländer sind stolz auf ihre ungeheizten, zu keinem andern Zwecke benutzten Schlafzimmer, weil diese beweisen sollen, daß man reine Luft zum Schlafen liebe und nicht verweichlicht sei. Obgleich der Mangel an Heizung im feuchten Winterklima Englands zuweilen zur gesundheitwidrigen Selbstquälerei wird, ist das System an sich jedem andern unzweifelhaft vorzuziehen — besonders weil es eine Ausstattungsweise begünstigt, die auf ein-

sache und gesunde Art den Anforderungen an einen Schlafraum entspricht. Englische Eisenbettstellen, Roßhaarmatratzen, Friesdecken und Douchegeräte sind so ausnehmend vorzügliche Erfindungen, daß man fast alle andern Formen von Anglomanie auf Erden entschuldigen möchte, wenn sich nur diese Hausgötter, mehr als es jetzt der Fall ist, eine noch allgemeinere Verehrung erringen. Es zeugt nicht wenig von der gesunden, kraftvollen Lebensfähigkeit der Engländer, daß sie das nahezu allgemein menschliche Ideal von Schlafzimmereinrichtungen erfunden haben — nämlich: nichts anderes als das Notwendigste und das von einfachster Art.

Gerade weil die beste Art von Komfort auf diesem Gebiete eine kraftherhaltende Einfachheit ist, hat das nationale Ideal der Engländer, das stets ein Thätigkeitsideal war, eine mehr als nationale Bedeutung gewonnen.

Das soziale Möblierungsideal.

Die Ausstattung eines minder bemittelten englischen Hauses gehört zu den vielen Dingen in Albion, die den Fremdling anfänglich stark in Erstaunen setzen und sich seiner Zeit doch als ein Stückchen erbärmlichen Humbugs entpuppen. Der erste Eindruck von der Wohnung eines gut bezahlten englischen Handwerkers oder weniger vermögenden Landmannes, eines Kontoristen, Kleinhändlers oder andern Kleinbürgers ist oft eine Ueberraschung. Man wird da zunächst in ein merkwürdig „feines", offenbar wenig benutztes Vorzimmer geführt. „Sieh da," ruft dabei der in John Bull's häusliche Geheimnisse uneingeweihte Fremde, „da haben wir eine gediegene Probe von englischem Komfort. Diese Leute haben nur fünf kleine Zimmer, wovon sie eins an einen ledigen Herrn vermieten, und dennoch verfügen sie über ein Vorzimmer, das zwar nicht groß und luftig, doch aber mit den nettesten Möbeln angefüllt ist. Mengen von Luxusgegenständen

aus Porzellan, Messing und farbigem Musselin auf Tischen und Wandbrettern; ein Piano schmückt die eine Wand und eine Chaiselongue, vorzüglich gepolstert, mit zierlichen Füßen und einer Einfassung von Mahagoni ähnlichem Holze, steht schräg vor dem Kamine mit dessen feinpolierten messingenen Feuerzangen und Schaufeln." Eine getreuere Nachahmung eines mit Möbeln und mehr oder weniger kostbaren Kleinigkeiten überfüllten Salons des reichen Engländers, freilich in verkleinertem Maße und mit Hilfe von Surrogaten, kann man sich allerdings kaum vorstellen. Dank dem Großindustrialismus ist diese Nachahmung sehr billig und für ein weniger geübtes Auge fast täuschend. Komfortabel ist jedoch die ganze Sache nicht — und im Grunde liegt es den Gedanken der Bewohner sehr fern, etwas Aehnliches von dieser kleinen Puppenstube zu verlangen, die sie aus ganz anderer Ursache als der der Befriedigung des Komfortbedarfs wertschätzen.

Diese Möbel sind so wunderbar fein, daß sie nicht einmal den blassen englischen Sonnenstrahl vertragen, ohne ihr schönen Farben und ihren Glanz zu verlieren; auch dauert es nicht lange, bis sie von selbst in ihre Einzelbestandteile zerfallen, obwohl man sich selten oder nie auf sie setzt. Die schön glänzenden Feuerzangen würden vor Aerger unabänderlich schwarz werden, wenn man sie mit etwas anderm als mit Putzpomade zu berühren wagte. Nichts in diesem Zimmer — mit Einschluß des Pianos, auf dem niemand etwas andres als Choräle zu spielen vermag — kann oder soll den Bewohnern einen Komfort gewähren, da diese schon damit zufrieden sind, in ihrem Vorzimmer wie in der ganzen Einrichtung des Wohnhauses und in der häuslichen Lebensordnung ein Wahrzeichen für das zu besitzen, was sie als ein höheres oder „feineres" Lebensideal, als dasjenige ansehen, das sie mit ihrem Einkommen thatsächlich verwirklichen können. Es ist ein Sonntagnachmittagszimmer, ein den häuslichen Sonntagnachmittagsgottheiten geweihter Tempel, dessen Gardinen im übrigen Teile der Woche doppelt vorgezogen und dessen Thür doppelt verschlossen ist. Das Vorzimmer des englischen Kleinbürgers wird sicherlich wenig benutzt, der darin betriebene Kultus des Lebensideals der

nächst höhern Klassen liefert uns aber den Schlüssel zum Charakter des häuslichen Lebens und besonders der Hausfrau in den Gesellschaftsschichten, mit denen wir uns beschäftigen.

Bei den englischen Handwerkern und Kleinbürgern ist es nämlich nicht allein das Vorzimmer, sondern — so unglaublich das klingen mag — auch die Küche, die den Schein verbreitet, vornehmer zu sein, als sie es ist. Die Küche scheint, ganz wie das Vorzimmer, auf Großbürgerart eingerichtet, doch haben wir es, was die Kochapparate angeht, hier mit einer wirklich gediegenen Nachahmung zu thun. Ein mächtiger, Steinkohlen verschlingender, blankpolierter Eisenherd mit Backofen und Warmwasserbehälter thront da in besonderer Mauernische — das ist aber nur ein Stück show, ein Paradestück, das überhaupt selten oder höchstens zur Bereitung der Sonntagsmahlzeit benutzt wird. Die viel Brennstoff verbrauchende, schwer zu behandelnde und leicht schmutzende Einrichtung ist in einem kleinen, ärmlichen Haushalt wirtschaftlich unmöglich — vorhanden sein muß sie aber doch. It looks respectable, you know! Daß es vernünftiger wäre, eine Kocheinrichtung zu besitzen, die eigens den kleineren und einfacheren Bedürfnissen ärmerer Leute angepaßt wäre, einen Herd, auf dem man vielleicht keine ungeheuern Fleischstücke rösten, dafür aber bequem eine einfache, billige und gute Kost herstellen könnte — das fällt niemandem ein, denn man zieht es vor, eine „respektable" Kochmaschine statt einer anständig bereiteten Nahrung zu haben.

Man verzehrt mit guter Miene Fleisch, Fische, Gemüse, Eingemachtes und sogar Milch, die in großen Fabriken zu „Konserven" verwandelt und in Blechdosen in den Handel gebracht werden. Statt der Eier zum Pudding verwendet man „Eierpulver", ebenfalls aus Blechbüchsen. Will man eine Suppe haben, so kauft man „Suppenpulver" oder „Suppenextrakt", wiederum in Blechgefäßen. Als Ergänzung der prunkenden Paradekochmaschine tritt die widerliche Konservenblechbüchse ein. Diese Haushaltungsweise ist zwar gar nicht „fein", sie gehört aber zu den Privatsachen, von denen niemand etwas zu wissen braucht. —

Vorzimmer und Kochmaschine dagegen, sowie die Größe des Hauses und die Oberkleidung der Familie liegen vor den Augen der Welt offen da und haben deshalb ihre hohe soziale Bedeutung.

Kleinbürgerliche Frauenideale.

Die englische Hausfrau in niederer gesellschaftlicher Stellung spielt in der Küche meist deshalb eine so klägliche Rolle, weil sie sich weit mehr für ihr Vorzimmer interessiert. Sie erklärt die Zubereitung von Speisen für zu beschwerlich (too much trouble, you know!), und ist völlig zufrieden, in den elementarsten Grundsätzen dieser kulturwichtigen Kunst notdürftig unterrichtet zu sein; ohne ihr Vorzimmer würde sie aber kaum zu leben glauben und würde sich selbst beschuldigen, eine ganz schlechte Hausfrau zu sein, wenn sie im parlour nicht jeden Morgen eine Stunde mit Abstäuben und Putzen zubrächte.

Wie der Leser empfinden wird, befinden wir uns hier auf einem sehr heikeln Gebiete des an sich heikeln Themas. Es gilt also, vorsichtig zu sein. Die Frau des englischen Arbeiters und die der Mittelklasse verachtet gewisse wichtige Zweige des realen häuslichen Lebens (z. B. der Küche), um sich mit verstärkter Kraft einem sozialen Idealismus zu widmen, der uns etwas hohl und stark snobbig erscheint, und sie kann darum nach *unserem* Maßstabe nicht als das Musterbild einer Hausfrau gelten. Uns erscheint es so, als ob englische Mittelklassenfrauen, die sich nicht viele Diener halten können, ihren Haushalt nur in flüchtiger und gleißnerischer, mehr snobbiger als gediegener Weise besorgten. Es giebt auch viele Engländerinnen und Engländer, die dem festländischen Beobachter hierin nachdrücklich zustimmen, und ihre Zahl ist gegenwärtig sogar im raschen Zunehmen. Nichtsdestoweniger ist es wahrscheinlich, daß der soziale Idealismus der englischen Kleinbürgerin der richtige für das englische Volk ist, das im großen und ganzen etwas anderes *will*, als die Völker des Festlands. Diese Frage ist jedoch sehr verwickelt und verdient von verschiedenen Seiten her beleuchtet zu werden.

Ein französischer Landwirtschaftskundiger (de Mandat-Grancey) reiste unlängst bei englischen Pächtern umher, um eine Untersuchung über die Ursachen anzustellen, die den englischen Landbau unfähig machen, den Eigenbedarf des Landes an Meiereierzeugnissen: an Eiern, Gemüsen, Federvieh und dergl. zu decken. Es ist ja gewiß unappetitlich, andere als ganz frische Eier zu essen, und daß das englische Volk — das überhaupt die stärkste Eiereinfuhr hat — Hunderte von Millionen Eier verzehrt, die schon mehrere Wochen alt sind und nach dumpfigem Stroh und noch schlimmeren Dingen schmecken, ist gerade keine Form nationaler Reinlichkeit, sondern vielmehr ein Armutszeugnis, das vielleicht als typisch für ein „reiches" Industrieland mit im Verfall begriffener Landwirtschaft anzusehen ist. Man kann ja behaupten, wenn auch nicht beweisen, daß England außer stande sei, das für seine jetzige Volksmenge erforderliche Getreide zu bauen; es ist aber eine offenbare Ungereimtheit, zu sagen, daß nicht genug Land vorhanden wäre, eine ausreichende Menge Eier, Gemüse, Butter und Käse zu gewinnen. Bezüglich dieser Nahrungsmittel handelt es sich nicht um die Beschränktheit des Grundes und Bodens, sondern um den guten Willen oder um den Mangel an Fähigkeit bei den Menschen.

Der genannte französische Landwirt erkennt wohl an, daß die schwankenden Verhältnisse des Weltmarkts auf das Zurückbleiben der englischen Ackerbauer in der Getreide- und Fleischerzeugung von Einfluß gewesen sind. „Dennoch," schreibt er, „könnte der englische Landmann mit seinem Hühnerhof unzweifelhaft mehr verdienen, als es jetzt der Fall ist. In Frankreich ist die Hühnerzucht für jedes Landgut von größter Bedeutung. In vielen Gegenden setzt man voraus, daß die Frau des Bauern den ganzen Haushalt einzig aus dem Gewinn von Hühnern und Eiern bestreiten werde. In England verzehrt man von diesen Waren ungemein viel, bezieht deren größten Teil aber vom Auslande, besonders aus Frankreich." Der französische Beobachter berichtet weiter, daß England den französischen Landbauern 1893 allein für Eier vier Millionen Pfd. Sterling bezahlt habe. „Die Engländer sind wirklich höchst liebens-

würdig," fährt er fort, „daß sie bei uns kaufen, was sie leicht genug im eignen Lande erzeugen könnten. . . . Um einen Hühnerhof einträglich zu machen, wäre es nur nötig, daß die englischen Bauernfrauen sich herabließen, es ebenso zu machen, wie die französischen, die ihre Hühnerhöfe selbst besorgen. Als ich Amerika besuchte, verwunderte ich mich immer über die Trägheit der amerikanischen Bauernfrauen. Dagegen muß ich anerkennen, daß die Frauen der englischen Landleute sich wenigstens herablassen, für ihre Männer das Essen zu bereiten — das ist aber auch nahezu alles. Betrete ich ein französisches Bauerngehöft und will ich mit der Hausfrau sprechen, so befindet sie sich stets in der Meierei oder auf dem Hühnerhof. In England habe ich vielleicht kein Glück gehabt, muß aber wahrheitgemäß erklären, daß ich nur ein einzigesmal eine Bauernfrau in ihrer Meierei angetroffen habe. In der Nähe der Stadt Gloucester war's, wo ich dieses Wunder entdeckte. An allen andern Orten wurde ich in einem hübschen, mit Blumen und einem Piano geschmückten Vorzimmer empfangen. Ich will mich indes hüten, diese Sitten zu tadeln, denn ich bin Eigentümer mehrerer Bauerngüter in der Normandie, und meine Pächter versenden eine große Menge Hühner und Eier nach England. Ich würde also weit weniger Pachtzins erhalten, wenn die englischen Bauernfrauen sich ihren Hühnerhöfen eifriger widmeten."

An andrer Stelle sagt der Franzose über die Stuben der englischen Landleute: „Die Engländer vergleichen oft die Sauberkeit und Zierlichkeit in ihren eignen ländlichen Wohnungen unter den Arbeitern und der niederen Mittelklasse mit dem weit mehr vernachlässigten Aussehen der französischen Bauernstuben. Damit haben sie auch völlig recht, denn jedesmal ist mir dieser Unterschied aufgefallen, wenn ich die netten englischen Stuben betrat und da Blumen auf dem Tische sah. Daneben ist es mir aber auch nicht entgangen, daß die Kleidung des Hausvaters zerrissen war, und da dachte ich denn, wenn die Hausmutter, statt zu Hause zu sitzen und ihre Möbel zu polieren, der französischen darin gliche, daß sie mit hinausginge, um bei der Ernte zu helfen, so würde

die Sparbüchse nicht leer bleiben und sie selbst würde noch Zeit erübrigen, um ihrem Manne ein besseres Essen zu bereiten, als sie es jetzt thut. Stets ist mir in England besonders aufgefallen — combien le paysan est mal nourri! Ueberall in den einfacheren Häusern Englands scheint die Vorstellung zu herrschen, das Essen müsse ungefähr in demselben Zustande aufgetragen werden, in dem die Nahrungsmittel in die Küche gekommen waren: das Fleisch fast ganz roh und die Gemüse nur in Wasser abgebrüht. Das ist ja für Frauen, die dann wenig damit zu thun haben, recht bequem. Und doch sind die Ausgaben des englischen Landbewohners größer als die des französischen, denn bei dieser Art der Speisenbereitung ist es unmöglich, andre als die feinsten Rohwaren zu verwenden, die natürlich in höherem Preise stehen. Ich bin überzeugt, daß die Haupturſache dieser Verhältnisse in dem Widerwillen der Frauen, sich den Einzelheiten ihres Hauswesens zu widmen, liegt. Für sie giebt es kein anderes Fleisch als solches, das schnellstens zu Beefsteak verwandelt werden kann."

De Mandat-Grancey bemerkt in Betreff der wenigen Beispiele von intensiver Kleinkultur nach festländischem Muster, daß eine solche alle diejenigen nur zu Grunde richten könne, die sie in England versuchen, „so lange die Gepflogenheiten der Frauen die nämlichen wie heute bleiben." Der Verfasser berichtet weiter, daß die Frau des ein eignes Gut besitzenden Kleinbauern ebensoviel zu Hause ist, wie die Frauen andrer englischer Landleute, und daß auch sie „Blumen auf dem Tische" hat. „Ich bemerkte aber," fährt er fort, „daß die Kleidung ihres Mannes notwendig einer ausbessernden Hand bedurfte und daß sein Mittagessen aus einer Schnitte trockenen Brotes und einem Stück Käse bestand; und sofort dachte ich an den Besenstiel, mit dem ein burgundischer oder normännischer Bauer seine Frau zurechtweisen würde, wenn sie ihm eine solche Mahlzeit — gewürzt mit Blumen — vorzusetzen wagte. Ich fragte Frau X., ob sie wohl auch mit auf dem Felde arbeitete. Da sah sie höchst verwundert drein. Ich fragte weiter, ob sie sich vielleicht um die Ferkel bekümmere, und erhielt zur Antwort, das wäre Sache ihres Mannes. Ich erkundigte mich, ob

sie einen Hühnerhof habe, und sie antwortete, ein solcher mache zu viele Arbeit."

Diese Charakteristik der englischen „Bauern"-frauen paßt im allgemeinen auch auf die Frauen der englischen Handwerker und Handelsgehilfen. In England giebt es keine wirklichen Bauern, sondern nur eine niedere Mittel- (und Arbeiter-)Klasse mit agrarischem Berufe, ganz wie in den Städten eine niedere Mittel- (und Arbeiter-)Klasse mit industriellem oder kommerziellem Berufe. Die bezeichnenden Ideale der Mittelklasse haben farmers ebenso wie tradesmen, und beide versuchen in ihrer Lebensweise soviel wie möglich die Unterschiede auszugleichen, die ihre Thätigkeit etwa im Gefolge haben könnte. Landleben und Landschaft sind in England in hohem Grade „verstädtert". Wenn die englische Bauernfrau es unterläßt, außer dem Hause mit Hand anzulegen, wenn sie ihre Thätigkeit innerhalb des Hauses auf Kosten eines wirklichen Komforts aufs äußerste einschränkt und dafür ihr Vorzimmer mit Piano vergöttert, so zeigt sie nur, wie stark sie innerlich „verstädtert" ist. Für die Poesie des Landlebens hat sie keinen Sinn, desto mehr aber für das große englische Mittelklassenideal: gieb dir den Anschein, als ob du „fein" lebtest, wäre es auch auf Kosten der Ernährung und des Komforts.

Die Bemerkungen des genannten französischen Beobachters über die zerlumpte Arbeitskleidung des englischen „Bauern" erklären sich aus dem schroffen Gegensatze zwischen der Art des englischen und der des französischen Arbeiters, in der sie auf ihr Aeußeres Wert legen. Die in England gebräuchlichen Arbeitskleider der Taglöhner und Handarbeiter sehen in der Regel wie „abgelegte bessere Manneskleider" aus und sind auch thatsächlich oft nichts anderes als schmutzige, schlecht sitzende Bekleidungsstücke, die Männer aus der Mittelklasse, für die sie ursprünglich zugeschnitten und angefertigt waren, schon völlig abgetragen hatten. Die Folge davon ist, daß die Werktagstracht des englischen Arbeiters fast stets schmutzig und unzweckmäßig erscheint, sowie selten oder nie das Charakteristische der Gestalt hervorhebt. Ja die Tracht vermag nicht einmal — was Kleider, und nicht zum

mindestens Arbeitskleider doch sollen — den Eindruck genügender Selbstachtung dessen, der sie trägt, hervorzubringen. Ganz im Gegensatz hierzu stehen bei den französischen Arbeitern deren für verschiedene Berufszweige besonders berechnete Arbeitstrachten, die, wie deutliche Spuren der Benutzung sie auch tragen mögen, in der Regel ganz und reinlich sind, ja oft durch Schnitt, Farbe und Stoff in bestechender Weise für ihre Zweckmäßigkeit zeugen. Bei den französischen Handwerkern und gewöhnlichen Arbeitern sieht man oft ideale Arbeitstrachten, die jedes einsichtige und ästhetisch geweckte Individuum sich zulegen sollte, wenn es die Art von Arbeit, wofür sie bestimmt sind, zu verrichten hat. Die schwedischen Künstler — Staffelei- und Dekorationsmaler, Bildhauer, Kupferstecher, Holzschneider und Graveure — tragen im Atelier oft die Bluse des französischen Arbeiters und auch seine weiten, schützenden Beinkleider aus weißem Leinen oder blauem Baumwollstoffe. Das Künstlerbarett aus Tuch oder Sammet ist ebenfalls französischen Ursprungs. Den um die Taille gewundenen roten Gürtel sieht man in Frankreich häufiger als in Italien. Sogar die schweren Holzschuhe des französischen Bauern sind noch malerisch. Die ganze Tracht ist angenehm zu sehen und flößt Achtung vor ihrem Träger und dessen Berufsthätigkeit ein. Der französische Arbeiter läßt seine Arbeitskleider allwöchentlich waschen, was ungemein dazu beiträgt, sein Auftreten anziehend und Achtung gebietend zu machen. Die Werktagskleider des englischen Arbeiters strömen dagegen gar oft einen widrigen Geruch aus, da sie fast niemals gereinigt werden, und so trägt er sie fast ununterbrochen, bis sie in Fetzen zerfallen und für den Lumpensammler reif sind. Der Engländer wird nie eher reinlich, als bis er in unbedingt gute wirtschaftliche Verhältnisse kommt. Das gleichzeitig tadellos einfache und peinlich saubere Alltagskostüm der französischen Arbeiterin mit der sehr großen schwarzen oder blauen Baumwollschürze macht einen ganz andern, Achtung einflößenden Eindruck, als die verschossenen, von einer Person der Oberklasse stammenden Lumpen, die die englische Arbeiterin für sich als gut genug betrachtet, wenn sie in ihrem Berufe beschäftigt ist. Nicht

selten trifft man ein englisches Arbeitsmädchen bei seiner Arbeit in einem abgelegten, fleckigen und verschlissenen, mit Spitzen besetzten schweren Samtkleide, das sie bei jeder Bewegung hindert. Am auffälligsten bemerkt man es vielleicht an den Frauen, wie gleichzeitig wirklich praktisch und wirklich ästhetisch die Art der französischen Arbeiterschaft ist, sich für die Arbeit zu kleiden und bei dieser aufzutreten, wenn man die entsprechenden englischen Sitten damit vergleicht. In England sucht jede Handwerkersfrau, jedes Dienstmädchen des Sonntags genau nach gleichem Schnitt und gleicher Mode wie die Bankiersfrau oder Gräfin gekleidet zu sein — eine klägliche Maskerade, bei der der Menschenwert und die Ehre der Arbeit geschmackloser Prahlerei und sklavischer Anbetung eines albernen Luxus zum Opfer gebracht wird. Bei der französischen Arbeiterbevölkerung beobachtet man Höflichkeit im Verkehr mit Fremden ebenso wie bei der gebildeten französischen Mittelklasse. Die Umgangsweise der englischen Arbeiterklasse verrät dagegen nur eine mehr ursprüngliche Form der plumpen Grobheit, die den Zugehörigen der englischen Mittelklasse gegen jedermann auszeichnet, der noch nicht die Ehre hatte, förmlich „eingeführt" zu sein.

Die Badewanne. Wenden wir uns nun ab von den arbeitenden Klassen und der durch ihre Lebensweise mit dieser nahe verwandten untersten Mittelklasse, so treffen wir auf die große mittlere Mittelklasse, die in England mit etwa 8000 Mark Jahreseinkommen anfängt und mit 25 000 Mark schließt.

Erst in dieser Klasse genießt man täglich ein ordentlich zubereitetes Essen und kleidet sich standesgemäß, d. h. „gentil" nach der herrschenden Mode, doch nicht mit lächerlicher Nachäffung einer höheren Klasse. Man legt viel Wert auf ein fein möbliertes, möglichst anspruchsvoll eingerichtetes Wohnhaus, aber man lebt auch alle Tage in seinen „feinen" Zimmern. An Snobtum

fehlt es freilich auch in dieser Klasse nicht, es zeigt sich aber nicht in Gestalt der Anbetung von Surrogaten, sondern mehr in einem erkünstelten Abscheu, etwas zu essen, zu trinken, zu gebrauchen oder zu äußern, was als „vulgär" angesehen werden könnte. Unter „vulgär" versteht man in der Regel nicht, daß eine Sache an sich eine rohe, allgemein menschlich niedrige wäre, sondern daß sie von den unteren Klassen angewendet wird, daß sie niedrig im sozialen Sinne ist. Der snobbige Eifer, gleich der nächst höheren Gesellschaftsklasse zu erscheinen, ist hier durch die snobbige Angst, der nächst niedrigen zu gleichen, ersetzt.

Die Diät in dieser „hochrespektablen" Gesellschaftsklasse ist wohl gesund und nahrhaft, jedoch höchst einförmig. Das hat seinen Grund nicht allein in der nationalen Geschmacksrichtung — Geschmack im buchstäblichen Sinne — sondern in der hier, ebenso wie bei den Handwerker- und Arbeiterfrauen vorhandenen Unfähigkeit, eine Küche zu besorgen. Die besser dastehende englische Hausfrau ist nicht, was wir eine echte „Hausmutter" nennen würden. Sie kennt in ihrem Hause nur eine Art von Speisen und Speisenbereitung — nämlich Braten, abgekochte Gemüse und Milch- oder Nierentalgpuddings — Tag für Tag, ihr ganzes Leben lang. In ihrer Küche steht zwar die mächtige eiserne Kochmaschine mit Ringfeuereinrichtung, polierten Thüren, Bratofen und Warmwasserbehälter. Dieses glitzernde, gleißende, blankpolierte Wunder steht bei den einsichtigeren Engländerinnen aber im Rufe, zur unheiligen Schar falscher Hausgötter zu gehören. Diese Einrichtung verschlingt Steinkohlen wie die schlechteste Dampfmaschine und verlangt zur Sauberhaltung von der Köchin einen unablässigen Tempeldienst, der ihr kaum Zeit läßt, an etwas anderes, z. B. an die Zurichtung der Speisen, zu denken. In einer großen englischen Zeitung kam es zwischen Hausfrauen einmal zu einem Meinungsaustausch über englische Küche und Speisenbereitung, und das schließliche Ergebnis ging dahin, daß es bezüglich der letzteren bei der urwüchsigen und teuern Pudding- und Bratenherstellung zu bleiben habe, weil die Kochmaschine einmal dazu eingerichtet sei, den Kohlenhändler zu bereichern und

den großen Wasserbehälter für die Aufwaschküche, das Waschhaus und das Badezimmer zu erhitzen, nicht aber um eine mehr verfeinerte und billigere Kochkunst zu ermöglichen.

Es ist gleichwohl sehr möglich, daß diese Beurteilung thöricht und die englische Kochmaschine im Grunde einer der größten zivilisatorischen Fortschritte ist — denn sie erwärmt das Wasser für die Badewanne . . . eine herrliche, eine gar nicht genug zu schätzende Sache! Die jeder Zeit zur Benützung bereite Badewanne ist unleugbar eine der angenehmsten Erfindungen des zivilisierten Lebens, und es bildet einen der größten volksgesundheitlichen Fortschritte, daß — wie es sich seit den letzten Jahren in England zu gestalten beginnt — jede Wohnung von fünf, sechs oder mehr Zimmern ein Badezimmer mit bequemer Beschaffung warmen Wassers hat. Die Badewanne ist vielleicht der verehrungswürdigste aller Hausgötter Englands. Ehre der Badwanne in allen Ländern — besonders in den nördlichen, wo die Neigung zu schmutzigen, Sonne, Licht und Wasser ausschließenden Lebensgewohnheiten eine stehende Gefahr für alle, besonders für minderbemittelte Stadtbewohner bildet. Das von Rauchwolken und Großindustrie beschmutzte England thäte wohl daran, sich noch Hunderttausende Badewannen mehr zu beschaffen, als es jetzt schon besitzt, damit auch die Massen der Großindustriearbeiter die wahrhaft zivilisierende Wirkung eines warmen oder kalten Hausbades genießen könnten.

Zweites Kapitel.

Volksaufklärung.

Die Selbsthilfe und die Volksschule.

Liebe zum Wissen um dessen selbst willen liegt nicht im englischen Charakter. Die englische Demokratie ist deshalb auch träge, sich andre als unmittelbar „praktische" Vorteile fürs Leben versprechende Kenntnisse anzueignen, soweit ihr diese nicht zufällig in besonders erregender, Aufsehen erzwingender Form, in homöopathischer Dosis und ohne Plan und Zusammenhang geboten werden. Nicht einmal von den englischen Staatsmännern wird die Sache wesentlich anders angesehen; manche davon glauben aber zu wissen, daß Volksaufklärung ein billiges Mittel sei, kostspielige Volkslaster einzudämmen und daß sie sich in einem Staate, wo noch keineswegs alles nach Gebühr geordnet ist, schließlich gut bezahlt mache.

In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts gab es in England sehr viele und für die Nation kostspielige Volkslaster — was z. B. die Reform der alten Armenpflegegesetze in den Jahren 1834 bis 1835 an den Tag brachte — und die Volksaufklärung, die zur Zeit des Mittelalters in England auf verhältnismäßig hoher Stufe stand, war seit Jahrhunderten in Verfall geraten und durch die industriellen Umwälzungen der spätern Zeit tiefer gesunken als je. Eine Ahnung davon, daß der einzige Staatsbeitrag für Volksbelehrung, der die erstaunliche Höhe von 17266 Pfd. Sterling erreichte, doch wohl dem Bedarf nicht völlig entspreche und daß England durch die völlig der Selbsthilfe anheimgegebene Ueber-

lassung der geistigen Ausbildung des niedern Volkes gegen gewisse andre europäische Länder um ein gutes Stück zurückgeblieben sein möge — diese Ahnung bewog 1833 Sir Robert Peel, Gladstone und andre Politiker, eine parlamentarische Untersuchung anzuregen, „um die beste Art und Weise zu ermitteln, wie den Kindern der ärmeren Volksklassen in den großen Städten Englands ein nutzbringender Unterricht erteilt werden könne.“ Dabei zeigte es sich, daß in den siebzehn größten Städten des Landes je ein Kind unter zwölfen einigen Unterricht erhielt. In der Fabrikstadt Leeds lernte nur ein Kind unter 41 lesen, in Birmingham 1 unter 38, in Manchester 1 unter 35 und in London 1 unter 27 Kindern. Alte Seeleute und Heeresinvaliden, sowie arbeitsunfähige alte Frauen bildeten den gewöhnlichen Lehrerstab der Volksschulen, die bei dem Mangel staatlichen Zwanges und staatlicher Beihilfe freiwillig von Bürgern errichtet worden waren.

Gleich Staatsschulen einzurichten, wäre eine zu gewaltsame Umwälzung gewesen. Der Staat erhöhte aber seine Unterstützung der privaten Unternehmungen, so daß diese 1860 auf 798 167 Pfd. Sterling angestiegen war, beanspruchte nun aber das Recht, die in dieser Weise unterstützten Schulen zu überwachen. Trotzdem hielt man eigensinnig fest an der Theorie, daß „der freie Unternehmungsgeist“ den Bedarf decken solle. Wenn die Angehörigen des Staates sich ohne dessen Unterstützung mit Stiefeln in ausreichender Menge und befriedigender Güte versorgen konnten, warum dann nicht auch mit ausreichendem Volksunterricht? Die englischen Staatsmänner waren von jeher, und sind zum Teil noch heute, nicht imstande, die Volksbildung als etwas andres denn einen Handelsartikel zu betrachten und einzusehen, warum derselbe bei freiem Wettbewerb nicht . . . ebenso wie Stiefel beschafft werden könnte. Dennoch wollten sich die Thatsachen dieser Laissez aller-Theorie nicht fügen, und 1870 wurde es für den Staat unabweisbar, die Verantwortung dafür zu übernehmen, daß kein Kind ohne einen gewissen Schulunterricht bliebe. Das geschah durch Einführung des Schulzwangs und dadurch, daß man nun aus dem Staatsschatz ergänzte, was die private Unternehmungslust

für diesen Zweck nicht opfern wollte. Als Hauptgrundsatz wurde indes festgehalten, daß der private Unternehmungsgeist nicht durch das Eingreifen des Staates verdrängt würde, vielmehr mußte letzterer dem Grundsatze treu bleiben, lieber so wenig wie möglich zu leisten, als seine Kräfte aufs äußerste anzuspannen. Die Zahl der Volksschulen, die 1870 erst 12 061 mit 1 878 584 Plätzen betrug, wuchs bis 1896 auf 19 897 mit 6 098 669 Plätzen. Die Zahl der aufgenommenen Kinder hob sich gleichzeitig von 1 693 059 auf 5 443 904. Bis 1891 mußten die Eltern dem Schulvorsteher für jedes Kind, das sie zur Schule zu schicken verpflichtet waren, wöchentlich einige Pence bezahlen. Jetzt (1896) genießen 4 661 842 Kinder völlig unentgeltlichen Unterricht; 761 147 Kinder werden von ihren Eltern noch freiwillig in private, doch oft staatlich unterstützte Schulen geschickt, wo das Schulgeld noch von den Schülern entrichtet werden muß.

Die Volksbibliotheken. Während der englische Staat eine merkwürdige Angst zeigte, für die Volksschule *zuviel* zu thun, schlug er einen andern Weg zur Förderung der Volksbildung ein, der dazu beitrug, England seinerzeit die führende Stellung unter denjenigen Ländern zu sichern, die „ihren Herrn, das Volk", dadurch „zu erziehen" suchen, daß sie ihm guten Lesestoff und verlockende Gelegenheit zum Lesen in „freien Volksbibliotheken" bieten. Auch in diesem Falle hatte der Fortschritt seine Ursache in der Wahrnehmung der Rückständigkeit der Nation.

Bis zur Mitte unsers Jahrhunderts war das öffentliche Bibliothekswesen Englands nur sehr dürftig entwickelt. Im 17. Jahrhundert schrieb ein englischer Bücherfreund, daß Paris allein mehr Bibliotheken habe als England, Schottland und Irland zusammen. Sogar nach der 1759 erfolgten Gründung der Bibliothek im Britischen Museum mußte der große Geschichtsschreiber Gibbon noch erklären, daß „die größte Stadt der Welt einer gut öffent-

lichen Bibliothek entbehre", und er sah sich für seine Untersuchungen der Geschichte der römischen Kaiserzeit genötigt, große öffentliche Büchersammlungen des Festlandes in Anspruch zu nehmen. Zum gleichen Auswege mußten sich auch englische Litteraturforscher regelmäßig entschließen, bis das Parlamentsmitglied William Ewart 1849 das litterarische Gewissen seiner gebildeten Landsleute dadurch weckte, daß er einem Parlamentsausschuß eine internationale Bibliotheksstatistik vorlegte, die da zeigte, daß von den westeuropäischen Ländern die deutschen Kleinstaaten am besten und die britischen Länder am schlechtesten mit der Allgemeinheit frei zugänglichen Büchern versehen waren. Dänemark besaß 412, Bayern 339, Preußen 200, Oesterreich 167 und Frankreich 129, Großbritannien aber nur 53 Bücher auf je 100 Einwohner. Das Britische Museum bildete damals die vierte in der Reihe der größten Bibliotheken Europas. Nun begann England in Verbindung mit einem plötzlich erwachenden Eifer sein ganzes öffentliches Bibliothekswesen zugänglicher zu gestalten, und durch Errichtung über das ganze Land verstreuter Volksbibliotheken zu vervollständigen — durch Büchereien, in denen der Arbeiter den für seinen Bildungsbedarf erforderlichen Lesestoff finden könnte. Das Britische Museum, die Londoner Universitätsbibliotheken für Rechtswissenschaft, Theologie, Naturwissenschaften, Medizin, Kunst- und Kunstindustrie, sowie für orientalische Studien u. s. w. sollten ausschließlich der höhern Fachausbildung und wissenschaftlichen Spezialstudien dienen — eine Arbeitsteilung, die auch für kleinere Gemeinwesen als London empfehlenswert erscheint.

Seit 1850 hat das englische Parlament an einer besondern Volksbibliothekgesetzgebung gearbeitet und sie Schritt für Schritt durchgeführt. Sie gehört zu der vielseitigen „permissiven" Gesetzgebung Englands, kraft deren die Gemeinden zu gewissen Steuer- und andern Zwangsmaßnahmen bevollmächtigt sind, sie verlangt solche aber nicht, sondern überläßt es der Entscheidung der Gemeinden, inwieweit etwas wirklich „unter dem Schutze und Drucke des Gesetzes" unternommen werden soll. Die erste einschlägige Parlamentsakte wurde „the Ewart Act" genannt, weil die An-

regung dazu und ihre Durchführung großenteils William Ewart zufällt, einem aufklärungsfreundlichen Patrioten, nach welchem der später so berühmte William Ewart Gladstone seine beiden Vornamen bekam. Das betr. Gesetz zeugt für die übertriebene, fast komische Vorsicht, womit das englische Parlament stets zuwege geht, wenn es sich um Verausgabung von Geldern der Steuerzahler, speziell zum Besten der niederen Volksklassen handelt. Man erteilte nur Städten mit 10 000 und mehr Einwohnern die Erlaubnis, jährlich höchstens $^1/_2$ Penny auf 1 Pfd. Sterling, d. h. $4^1/_8$ Pfennige auf je 20 Mark, des gesamten Steuertrags zur Errichtung eines Gebäudes für eine frei zugängliche Bibliothek und zu deren Unterhaltung aufzuwenden — für Anschaffung von Büchern sollte aber kein Pfennig ausgegeben werden! In seiner salomonischen Weisheit setzte das Parlament voraus, daß sich Bücher schon „freiwillig" einfinden würden. Das war, mit Erlaubnis zu sagen, ein Schnitzer, und schon 1855 begann man auf das Bibliotheksgesetz das bei den englischen Gesetzgebern so beliebte, für den ausländischen Beobachter aber so verwirrende Ausflick-, Erweiterungs-, Verbesserungs- und Liberalisierungsverfahren anzuwenden. Infolgedessen giebt es nun Public Libraries Amendment Acts von 1866, 1871, 1877, 1884, 1887, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893 und von einigen späteren Jahren.

Wie die Sache jetzt liegt, haben die Obrigkeiten aller Stadt- und Landgemeinden das Recht, und, wenn 10 Steuerzahler darum einkommen, die Verpflichtung, in der Gemeinde eine Abstimmung mittels gedruckter Stimmzettel über die Frage herbeizuführen, ob die Gemeinde von den Bibliotheksgesetzen Gebrauch machen und sich eine freie Bibliothek oder ein Museum beschaffen solle. Die Steuerauflage für diesen Zweck darf 1 penny vom Pfund Sterling des Einschätzungsbetrags nicht übersteigen. Gewinnt der Vorschlag bei den abstimmenden Steuerzahlern die Mehrheit, so haben die Stadt- oder Bezirksbehörden die Bibliothek oder das Museum einzurichten und zu verwalten. Ist es eine Kirchengemeinde, also nicht eine Stadt oder ein „Bezirk", die sich eine Bibliothek zulegt, so muß diese von einem besondern Ausschuß

mit mindestens drei, höchstens neun Mitgliedern aus den Reihen der Steuerzahler, nicht aber von dem Gemeinderate, verwaltet werden, dagegen ist dieser zu hören, wenn es sich um die Aufnahme von Darlehen handelt. Meist werden für diese Gemeindebibliotheken und -Museen besondre Gebäude errichtet, ohne daß das ein gesetzlicher Zwang ist. Erklärt sich die Mehrzahl der Steuerträger gegen den Vorschlag zur Anwendung des Bibliotheksgesetzes in der Gemeinde, so darf eine neue Abstimmung vor Ablauf eines Jahres nicht stattfinden.

Die Bibliotheksgesetze brachte zuerst — schon 1852 — die Stadt Manchester in Anwendung. Der Einweihung der neuen Stadtbibliothek wohnten viele Berühmtheiten bei, u. a. Charles Dickens, Thackeray, der Graf von Shaftesbury und John Bright. Der Bürgermeister und der Bischof der Stadt waren dabei die Redner. Bis 1886 hatten sich jedoch erst 123 Bezirke des dichtbevölkerten, reichen Landes die Bibliotheksgesetze zu nutze gemacht und grade die drei Hauptstädte des Königreichs sich in dieser Beziehung sehr unthätig erwiesen. Dublin errichtete 1884 zwei Volksbibliotheken, ohne auf das betr. Gesetz zurückzugreifen, und Edinburg konnte erst 1886 durch ein Angebot von 50 000 Pfd. Sterling durch den amerikanischen Millionär Carnegie zur Benützung des Gesetzes bestimmt werden. London hatte bis 1885 sogar nur in einer einzigen seiner 67 Kirchengemeinden von dieser, für die Volksbelehrung so wichtigen Gesetzgebung Gebrauch gemacht. Dieses, sowie so viele andre Gebiete des geistigen Lebens in England haben in den späteren Jahren aber eine auffallende Veränderung erfahren. Seit 1886 sind über 100 Volksbibliotheken, davon 30 in London allein, errichtet worden.

Als Vorbild einer englischen Volksbibliothek kann diejenige Richmonds — einer bez. ihrer Verwaltung selbständigen Stadtgemeinde an der Südwestseite Londons — dienen. Richmond hat nur 25 000 Einwohner; die städtischen Abgaben betragen 6 shilling auf das Pfund Sterling nach der Einschätzung — ein sogar für England hoher Prozentsatz — und hiervon wird je ein penny vom Pfund für Unterhaltung der 1881 eröffneten

Volksbibliothek verwendet. Diese enthält etwa 18 000 Bände, etwas mehr als die Hälfte davon gehört zur „Verleihabteilung", der Rest zur sogenannten „Auskunftsabteilung". Die Bücherschätze der ersten werden unentgeltlich an alle Steuerzahler in Richmond, sowie an jede in Richmond wohnende Person über 14 Jahre, wenn diese einen Bürgen stellen kann, ausgeliehen. Auf einmal darf nur je ein Band verliehen werden und muß, wenn die Entleihung nicht erneuert wird, binnen 7 Tagen zurückgegeben werden. Ein Bücherumtausch kann täglich nur einmal erfolgen. Dagegen besteht ein strenges Verbot, Bücher zurückzusenden, wenn in der Wohnung des Entleihers eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Die Verleihabteilung, ebenso wie die Auskunfts- und Zeitungsabteilung, ist, außer des Sonntags, täglich von 10 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends ununterbrochen geöffnet. In der Verleihabteilung sind die Bücher in folgende Gruppen geteilt: Theologie und Philosophie; Biographie und Briefwechsel; Geschichte, Topographie und Reisewerke; Rechtswissenschaft, Politik und Sozialökonomie; Künste und Wissenschaften; Romane, Gedichte, Dramen und Klassiker; Vermischtes, Zeitschriften und Rundschauen; Jugendschriften; ausländische Litteratur. Die Auswahl der Verfasser ist eine ganz unparteiische und aufklärungsfreundliche. Unter den Sprachforschern befindet sich Max Müller, unter den Philosophen Herbert Spencer, unter den Biographen Vasari, unter den Geschichtsschreibern Gegensätze wie Gibbon, Macaulay und Bischof Stubbs, unter den Reiseschilderern Humboldt und Wallace, unter den soziologischen Juristen Henry Maine, unter den Politikern Mazzini, unter den Sozialökonomen Marx und Jevons, unter den Naturforschern Darwin, Mivart, Huxley, Romanes u. s. w. Unter den Romanen fehlt nicht Björnson's „In Gods Way" (Auf Gottes Wege) oder Zola's Le Rêve; unter den Klassikern finden sich alle großen dramatischen, epischen und philosophischen Meisterwerke der Griechen und Römer in mustergültigen Uebersetzungen. Englands reiche und wertvolle Zeitschriftenlitteratur ist dutzendweise in vollständigen Jahrgängen vertreten. Hier giebt es nicht nur geistige Nahrung für das aufwachsende

Arbeitergeschlecht und für Handwerker und Handlungsbeflissene, sondern auch für wissenschaftliche Leser eine ganze Menge wertvoller Sachen. Wer die frühere soziale Geschichte Englands studiert, muß Stubb's Constitutional History of England und dessen Select Charters, illustrative of English Constitutional History zurate ziehen. — Kompilationen eines fleißigen Quellenforschers, die den standard works der neueren englischen Geschichtsschreibung zugezählt werden und in der unansehnlichen Volksbibliothek des kleinen, ländlichen Richmond zugänglich sind! Die Verleihabteilung wird jährlich von über 3000 Personen in Anspruch genommen, die täglich etwa 450 Bände entnehmen. Zur Unterhaltung und Pflege der Bibliothek sind fünf Beamte angestellt. Die gesamten Jahreskosten betragen 900 Pfd. Sterling, (18 000 Mark), wovon gegen 700 Pfd. dem Steuersäckel entnommen werden; der Rest kommt durch freiwillige Beiträge ein. Seit ihrer Gründung hat die Bibliothek Geschenke — Bücher, Karten, Kupferstiche, Büsten u. s. w. — im Werte von 41 500 Mark erhalten.

Von englischen Gegnern der Volksbibliotheken ist tadelnd bemerkt worden, daß diese fast ausschließlich als Roman- und Unterhaltungsbibliotheken benutzt werden würden. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die Roman- und die Jugendschriftenabteilungen bisher am stärksten in Anspruch genommen wurden. In Richmond gehörten 70 Prozent der entliehenen Bücher zu diesen Gruppen und in ganz England wechselt deren Prozentsatz zwischen 35 und 85. — Es giebt jedoch schon Anzeichen, daß solche „Fehltritte" nur zu den Kinderkrankheiten der Volksbibliotheken gehören, denn der Romananteil zeigt schon Neigung zur Abnahme — offenbar weil die Allgemeinheit durch die Benutzung dieser Einrichtungen allmählich gelernt hat, davon den richtigen Gebrauch zu machen. In Newcastle am Tyne, einem typischen Industriegemeinwesen, betrugen die entliehenen Romane 1883 bis 66 Prozent, 1884 63, 1885 noch 62, 1886 aber 55 und 1890 nur noch 52 Prozent. Uebrigens werden ja Romane weit schneller als andre Litteratur durchlesen; die angegebenen Zahlen sind also keineswegs so unvorteilhaft für ernstere Studien, wie man auf den

ersten Blick glauben könnte. Geschichtliche und kunstindustrielle, sowie technische und naturwissenschaftliche Litteratur steht nächst den Romanen und Reisebeschreibungen in stärkster Nachfrage. Jedenfalls beruht das Uebergewicht der Romanverleihungen zuweilen auch darauf, daß die Gemeindebibliotheksvorstände zuviel für den Ankauf von Romanen angelegt haben . . . um mit den Frauen der niedern Mittelklasse auf gutem Fuße zu bleiben. Die shopkeepers der englischen Kleinstädte bilden eine der zahlreichsten und kommunal einflußmächtigsten Klassen. Im übrigen ist ja mäßiges Romanlesen eine anregende und bildende Zerstreuung nicht bloß für die „vornehme Welt".

Gewöhnlich findet man die englischen Volksbibliotheken in besondern, recht malerischen Gebäuden von englischem Renaissance-Villenstil. Die Thüren stehen vom Morgen bis zum Abend für jeden offen, der das 16. Lebensjahr vollendet und einigermaßen saubere Hände hat (eine nicht allzu streng beobachtete Vorschrift), und der keinen Hund oder keine brennende Zigarre oder Tabakspfeife mitbringt Das vollständige Fehlen aller Förmlichkeiten, Einschreibungen, Einlaßkarten oder Schließungsstunden im Laufe des Tages, sowie jeder andern bureaukratischen Kleinigkeitskrämerei ist gewiß einer der besten Züge der englischen Volksbibliotheken. Die größtmögliche Freiheit und Erleichterung in der Zugänglichkeit der Bibliotheken ist von größter Bedeutung für deren Nutzen für die niedern Gesellschaftsklassen. Jedermann ist ja träge und scheu, etwas zu unternehmen, was er bisher nicht gethan hatte, und es geht meist langsam, eine neue höhere Gewohnheit anzunehmen. Der dürftig gekleidete Arbeiter mit seinen groben Händen und seiner wenig geübten Lesekunst läßt sich nur zu leicht durch Kleinigkeiten abhalten, seiner erwachenden Lust zum Lesen genug zu thun. Je freier und ungehemmter er sich bei seinen Besuchen der Volksbibliothek fühlt, ein desto regelmäßigerer Gast wird er daselbst werden. Dieses Fehlen jeder bureaukratischen Nörgelei und Wichtigthuerei in öffentlichen Einrichtungen ist eine allgemeine englische Erscheinung. Gewiß kann diese Tugend zuweilen zur schädlichen Nachlässigkeit ausarten; doch besser diese, als ein be-

ständiger Kriegszustand zwischen den öffentlichen Angestellten und der Allgemeinheit infolge davon, daß jene nicht begreifen wollen, daß sie die Diener der letzteren sind.

Ein andrer demokratischer Zug in der Organisation der englischen Volksbibliotheken liegt darin, daß sie von allen hervorragenden politischen Zeitungen des Landes, ohne Unterschied der Parteifarbe, die laufende Tagesnummer auflegen — eine Gepflogenheit, die innerhalb der „untersten Schichten" besonders beliebt ist. Vielleicht lockt grade das Vergnügen, allerlei Zeitungen einsehen zu können, so manchen erst in die Bibliotheken hinein; ist es einmal zur Gewohnheit geworden, dahin zu gehen, so wird wohl bald auch solidere Litteratur gelesen. Einen Schritt thut jemand schon in dieser Richtung, wenn er an einem der geräumigen Tische, worauf alle englischen Monats- und Vierteljahrsrevuen, sowie viele illustrierte Zeitschriften ausliegen, Platz nimmt. Dicht daneben findet man dann, ohne das Personal zu belästigen, eine Auswahl Nachschlagewerke, Kalender, Wörterbücher und Sammelwerke. Das Ganze ist, wie gesagt, darauf zugeschnitten, daß die Besucher sich völlig zwanglos fühlen. Man geht dahin auf fünf Minuten oder auf eine halbe Stunde, um eine Zeitung zu durchfliegen oder einen Aufsatz im Nineteenth Century zu lesen, oder man läßt sich auch stundenlang in einem der ruhigsten Winkel nieder, um ein Kapitel in einem der prächtigen, naturwissenschaftlichen oder geschichtlichen Werke zu studieren . . . alles nach Lust und Belieben.

Pennybücher. Eigentlich drängt sich die Aufgabe der Volksaufklärung in die Frage zusammen, auf welche Weise vermöge der in den Volksschulen erworbenen Kenntnisse im Lesen und Schreiben und der Fähigkeit, mit geistigem Nutzen einem Vortrage zu lauschen, in den niedern Gesellschaftsschichten die naturwissenschaftlichen, humanistischen und sozialökonomischen Kenntnisse verbreitet werden können, die in den neu-

zeitlichen Gemeinwesen eine unumgängliche Bedingung für freie und tüchtige Mitbürgerschaft und zunehmende Seelenverfeinerung bilden. Volksbildung durch Volksaufklärung!

Frei zugängliche Büchersammlungen anzulegen, ist die eine Weise. Gute Bücher zu einem Preise herzustellen, der diese auch der Kaufkraft des Tagelöhners erreichbar macht, ist eine zweite, und Vorlesungen zu veranstalten, die dem gewählten Orte, dem Preise, der Behandlungsart und dem Thema nach für gewöhnliche Arbeiter passend sind, eine dritte Weise.

Was die genannte zweite Weise angeht, muß es jedem in England lebenden Fremden in die Augen fallen, daß dieses Land gegenwärtig an Penny-Druckerzeugnissen mit verschiedenstem, zuweilen recht gediegenem Inhalt überaus reich ist, daß es aber bezüglich der Entstehung und Verbreitung dieser Büchlein eines einheitlichen, von Parteipropaganda und Geschäftsinteressen freien Grundsatzes ermangelt. Große Mengen von Penny-Heften „für das Volk" sind im letzten Jahrzehnt im Zusammenhang mit der schnellen Entwickelung einer billigen periodischen Litteratur mit wechselndem Inhalt entstanden. Die binnen wenigen Jahren zu reichen Leuten gewordenen Eigentümer gewisser volkstümlichen Wochen- und Monatsschriften entdeckten gar bald, daß die Penny-Litteratur sich nicht nur in periodischer Form, sondern überhaupt in jeder beliebigen Ausgabeform recht gut bezahlt macht. Man merkte, daß der richtige Augenblick zur Gründung einer neuen Großindustrie gekommen war: die Beschaffung von Penny-Lesestoff für die in der Volksschule unterrichtete Millionendemokratie. Die billigen Zeitungen versorgen diese mit Neuigkeiten; jetzt galt es auch die andre Art von Leselust zu befriedigen.

Die Art und Weise, wie die Penny-Wochenschriften den nichtjournalistischen Lesebedarf des gemeinen Mannes decken, ist höchst eigentümlich und wenig erbaulich. Diese Schriften sind nämlich aus zusammenhanglosen kleinen Stücken jedweder Art zusammengesetzt: Plaudereien — wenn nicht Klatsch — über bekannte Persönlichkeiten, naturwissenschaftliche Kleinigkeiten, geschichtliche Anekdoten aus älterer und neuerer Zeit, technische Mit-

teilungen, Reiseabenteuer in verkürzter Form, Sportnachrichten, aufregende Novelletten, allerlei alltägliche oder seltsame Erfahrungen und Winke bezüglich des modernen Großstadt-, Industrie- und Handelslebens u. s. w. in Unendlichkeit. Alles ist in kleine, mundgerechte Bissen zerlegt, die auch der Ungeübteste und mindest Gebildete genießen und verdauen kann. Durch angenehmen Wechsel zwischen Alltäglichem und Wunderbarem, zwischen Praktischem und Romantischem weiß man das Interesse der Menge immer wach zu erhalten. Fragt man überhaupt bei diesem Mischmasch nach einem Zweck und Ziele, so scheint das nur der zu sein, zu zeigen, auf wie unendlich vielseitige, seltsame Weise sich dem strebsamen jungen Manne in einer modernen Gesellschaft Gelegenheit bietet, Geld zu verdienen und „emporzukommen".

Eine solche Weise ist die Teilnahme an den „Preisbewerbungen" derartiger Wochenschriften — einer notdürftig maskierten Form von ungesetzlicher Lotterie, bei der es sich jede Woche wohl um einige tausend Mark handelt. Trotz aller zweifelhaften Züge haben diese ungeheuer verbreiteten Wochenschriften doch zwei Vorteile gezeitigt. Sie haben Hunderttausende junger Arbeiter, Kontoristen und Ladendiener daran gewöhnt, wöchentlich einige Pence für einen Lesestoff zu opfern, der eigentlich keine Zeitungslektüre darstellt, und sie haben das System der Verbreitung periodischer Veröffentlichungen zu dem Grade von Vollendung gebracht, der erst die Lebensmöglichkeit der Penny-Bücher sicherte. Bei der jetzigen Papierfabrikation und den heutigen Druckpreisen sind es nämlich nicht die Herstellungskosten, die dem noch Nutzen abwerfenden Verkauf eines Oktavbändchens mit etwa 60 engbedruckten Seiten für 6 bis 12 Pfennige Hindernisse in den Weg legen — vorausgesetzt, daß die Auflage mehrere Zehntausend Exemplare umfaßt — sondern nur die Kosten der Verbreitung, die sich leicht zu hoch stellen. Handelt es sich um Litteratur für die große Menge, so darf man nicht darauf rechnen, daß diese sich um die Bücher bemüht, sondern die Bücher selbst müssen auf dem einen oder andern Wege ihr Publikum zu finden wissen. Gewöhnliche Arbeiter pflegen keine Buchhandlungen zu besuchen, und diese

würden unter keinerlei Umständen beim Verkauf von Penny-Litteratur for the million ihre Rechnung finden. Die Verleger solcher Schriftchen müssen sie auf möglichst einfache Weise unmittelbar in die Hände des richtigen Publikums zu bringen verstehen. Diese Aufgabe hat durch das englische System der Zeitungs- und Zeitschriftenvertreibung ihre Lösung gefunden, und zwar in dem Grundsatze, wonach das Publikum auf seinem täglichen Gange nach und von den Arbeitsstätten derartige Litteraturfrüchte an geeigneten Stellen zur Besichtigung und zum Kaufe finden müsse.

In der Regel abonniert der Engländer nicht auf seine Zeitung, sondern kauft deren laufende Nummer, wo sie ihm gerade angeboten wird. Die Post hat in England also mit dem Zeitungsvertrieb wenig zu thun, dagegen wird dieser wichtige Industriezweig hauptsächlich von den Eisenbahngesellschaften und zwei großen Kolportagefirmen, nebst deren über das ganze Land verstreuten Agenten gepflegt. Die Bahnstationen spielen dabei die Hauptrolle. Jene beiden Firmen haben jede ihren Zeitungsstand in allen einigermaßen belebten Bahnhöfen des ganzen Staates. In diesen oft nur von Knaben besorgten Ständen liegen, außer Zeitungen und Zeitschriften, stets lange Reihen billiger Romane, Novellen, sowie ganze Stöße von Penny-Schriften für das Volk aus. In London und den großen englischen Industriestädten sind die Bahnzüge des Morgens und des Abends von Arbeitern, Ladengehilfen, Kontoristen und ähnlichen Zugehörigen der „breiten Schichten" sehr stark besetzt, und in den Minuten, die gewöhnlich bei Abwartung der Ankunft des Zuges vergehen, bildet der bunte Zeitungsstand mit den zur Ansicht gestellten Illustrationsproben der Wochenschriften und den sensationell ausgeführten Inhaltsangaben der politischen Zeitungen einen Ruhepunkt für die umherirrenden Blicke. Diese fallen dabei auch auf die aufgestapelten „Penny-Dichter", „Penny-Romane", „Penny-Klassiker" und auf die Bände von „Cassel's Nationalbibliothek", deren schon über 200 erschienen sind und die für drei Pence Musterstücke der englischen und festländischen modernen und klassischen Litteratur ent-

halten. Jedermann steht es frei, in Ruhe diese billige Litteratur zu durchblättern, die einen im besten Sinne des Wortes verlockenden Ersatz für die bescheidene Ausgabe von $8^1/_2$ Pfennig für das Bändchen bietet. Unter dem vom Redakteur W. T. Stead herausgegebenen „Penny-Dichtern" finden sich Bändchen, die jedes ein vollständiges Schauspiel von Shakspeare oder eine Auswahl aus Dichtungen von Milton, Byron, Keats, Wordsworth, Shelley, Longfellow, Burns u. a. enthalten. Jeder englische Arbeiter, der in seiner Schulzeit einzelne dieser Namen gehört oder vielleicht einige Verse aus einem oder dem andern ihrer Meisterwerke auswendig gelernt hat, kann sich jetzt im Handumdrehen in einigen ledigen Minuten für einen Penny — weniger als den Preis für ein Glas Bier — ein kleines, sauber gedrucktes und hübsch ausgestattetes Oktavheft von etwa 60 zweispaltigen Seiten mit einigen der besten Werke jener Meister erwerben. Hat er eine Frau, die gute Romane liebt, so kann er ihr für die gleiche, so mäßige Ausgabe z. B. Charles Kingsley's „Hypatia", Mrs. Gaskell's „Mary Barton", Charlotte Brontë's „Jane Eyre" oder Hawthorne's „Scarlet Letter" mit heimbringen — zwar in Gestalt einer Reihe längerer Auszüge, doch aber „Kostebissen" von besseren Sachen, als die für Dienstmädchen und Laufburschen eigens berechneten Sensationsnovelletten. Ja Herr Stead hat in seinem rühmlichen Eifer, das englische Volk mit einer vielseitigen Penny-Litteratur zu versorgen, nicht einmal die Kinderstube vergessen. Unter seinen künstlerisch-illustrierten kleinen Kinderschriften finden sich Aesop's Fabeln, Teile aus Grimm's Märchen, lustige englische Kinderstubenverschen und ähnliche klassische Kinderlitteratur, die bisher außerhalb der vermögenden und gebildeten Klassen kaum bekannt war. Daß wir modernen Menschen uns besser als unsre Vorfahren auf Kinder verstehen, geht schon aus unsrer bildenden Kunst und Erziehungslitteratur hervor, und es ist ein keineswegs unwichtiges Ding, daß die niedern Gesellschaftsklassen an diesem schönen Kulturfortschritt Anteil erhalten.

Ohne dieses wahrhaft demokratische Verkaufssystem würden die englischen Penny-Bücher den Weg zu ihren Käufern sicherlich

nicht finden und folglich überhaupt nicht hergestellt werden können. Daß sie ihren Verlegern noch Gewinn bringen, hat jedoch auch andre mitwirkende, für ein waschechtes Handelsvolk recht bezeichnende Ursachen. Nicht die unwichtigste unter diesen ist die Tendenz des Ankündigungswesens, die Herstellungskosten aller auf Massenverbreitung berechneten Druckerzeugnisse herabzusetzen. Die großen Morgenzeitungen Londons erzielen ja ihren ungeheuern Verdienst hauptsächlich durch die Tausende gut bezahlter Anzeigen in jeder Nummer.

In England verwenden Fabrikanten und Kaufleute jährlich erstaunliche Summen auf Zeitungsanzeigen aller Art, und sicherlich entfällt der größte Teil der vielen Millionen Mark, die in London Jahr für Jahr für diesen Zweck geopfert werden, auf die Bezahlung gedruckter Anzeigen in Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften sowie in Broschüren und Büchern — besonders natürlich in Broschüren und Büchern, die „for the million" berechnet sind. Die niedrigen Herstellungskosten dieser Druckwerke werden folglich zum großen Teil oder gänzlich durch die Erträgnisse der auf den Umschlag gedruckten oder bündelweise vor oder nach dem Texte eingehefteten Annoncen bestritten. Schlägt man ein Heft von Stead's „Penny-Dichtern" auf, so sieht man, daß Fabrikanten von Seife, Kakao, Stärke, Regenröcken, Abführmitteln, Brillen, Kindernährmitteln u. s. w. die Gelegenheit, darin zu annoncieren, benutzt haben. Es giebt große Fabrikanten, die sogar ihre eigenen „Penny-Klassiker für das Volk" nur zu dem Zwecke, Annoncen ihrer Waren auf dem Umschlag anzubringen, herausgeben — eine Art Reklame, die man nicht umsonst zu bieten braucht, denn das Publikum ist gutmütig genug, dafür noch zu bezahlen. Eine Menge Kurzwarenhändler in London locken die Leute in ihre Läden nur dadurch, daß sie für wenige Pence saubere Abdrücke guter älterer Romane liefern, die natürlich an der Innenseite des Einbands mehrere besondre Blätter mit den Annoncen der Firma enthalten.

Propagandalitteratur. Die bisher erwähnte englische Volkslitteratur hat, wie so viele andre Litteratur, den Zweck, kommerziell gewinnbringend zu sein. Die betreffenden Schriften sind im allgemeinen nicht erst besonders verfaßt, sondern den älteren Litteraturschätzen der Nation entnommen und können deshalb zwar in hohem Grade allgemein bildend sein, sind aber doch nicht geeignet, geordnete Elementarkenntnisse auf einem besondern Wissensgebiete zu vermitteln oder die politische und allgemein soziale Aufklärung des modernen Mitbürgers zu fördern. Den Bedarf an einer solchen hat man auf gewöhnlichem Buchhandlungswege durch eine Menge meisterhafte, von englischen Gelehrten und Technikern bearbeitete volkstümliche Handbücher zu decken gesucht. Diese sind oft der Band für einen Schilling käuflich, und bei den fortlaufend erscheinenden Serien begegnet man auch noch niedrigeren Preisen — so z. B. eine vortreffliche populär-wissenschaftliche Serie, deren sauber gebundene, reich illustrierte Bände in Kleinoktav und von etwa 200 Seiten nur neun Pence (75 Pfennig) kosten. Wie billig diese Bücher im Verhältnis zu ihrem Inhalt und ihrer guten Ausstattung auch sein mögen, so kosten sie doch zuviel, als daß sie unter den eigentlichen Arbeitern eine wirkliche Massenverbreitung erlangen könnten.

Handelt es sich in England darum, den Volksmassen bestimmte klare Kenntnisse auf dem Gebiete des politischen und sozialen Lebens beizubringen, so sind es stets Organisationen mit besondern Parteiinteressen und Lehrsätzen, die die Sache in Gang bringen und gegebenen Falles Geld und Kräfte für diesen Zweck opfern. Ein Bestreben, dem englischen Volke völlig unparteiische und rein theoretische Einsicht in seine politischen Rechte und Pflichten, sowie in den Aufbau des Gemeinwesens und die sozialen Lebensbedingungen seiner Zugehörigen durch Penny-Litteratur zu vermitteln, entdeckt man nur hier und da, und dann stets als Ausnahmeerscheinung in der Parteilitteratur selbst. Die Engländer sind politisch und sozialökonomisch zu vollblütige und praktische Menschen, um eine platonische Vorliebe für sog. politische und

soziale „Wahrheiten" zu hegen. Was für den konservativen Bodenfürsten und seine sozialen Parasiten bis zum fünften und sechsten Gliede eine politische Wahrheit ist, das ist eine politische Lüge für den liberal-radikalen mechanischen Arbeiter, der sich als Bodensozialist den Bodenfürsten und als trades unionist dem Großkapitalisten — einfach aus wohlverstandenem Parteiinteresse — gegenüberstellt. Der sozialökonomische Klassenkampf ist jetzt zwar sehr gesitteter und im gesetzlichen Sinne friedlicher Art — es fehlt aber gleichwohl daran nicht.

Die großen konservativen und liberalen Parteiverbände haben ihre „Litteraturabteilungen" mit Hunderten von Flugblättern und Broschüren, die bei jeder Wahlgelegenheit unentgeltlich verteilt werden. Sie lassen auch eine Menge gediegener Sachen drucken — wie Anleitungen zum Gebrauch der bürgerlichen Rechte unter neuen Gesetzen, z. B. The Local Government Act — die für einen Penny oder wenig darüber verkauft werden. Die Verteilung dieser Litteratur erfolgt natürlich teils durch Wahlagenten und die thatkräftigeren Mitglieder der politischen Verbände, und teils bei Wahlversammlungen und überhaupt bei politischen Zusammenkünften jeder Art. Die so häufige Veranstaltung solcher in England ermöglicht es, daß derartige Litteratur den Lesern, für die sie bestimmt ist, in die Hand kommt. Verteiler und Verkäufer sind stets an den Thüren der Versammlungsräume aufgestellt und halten ihre litterarische Ware den mehr oder weniger leselustigen Mitbürgern buchstäblich unter die Nase. Genau die gleiche Taktik befolgen die englischen Organisationen, wenn sie eine speziell sozialpolitische oder sozialökonomische Lehre verbreiten wollen. Die Liberty and Property Defence League, die die vom „sozialistischen" Zeitgeiste bedrohten Freiheiten und Besitzrechte der Bodenbarone und Großkapitalisten verteidigt, verbreitet eine Menge Penny-Litteratur, ganz ebenso wie die Fabian Society, die alles Mögliche thut, den sozialistischen Zeitgeist zu kräftigen. Die intelligentesten und öffentlich am meisten interessierten Mitglieder solcher Organisationen sind die Verfasser dieser Litteratur und verzichten dabei gewöhnlich auf jedes Honorar. Gedruckt wird

sie auf Kosten der Verbandskasse, die durch die Jahresbeiträge der Mitglieder unterhalten wird; letztere verteilen sie auch oft selbst bei den öffentlichen Versammlungen. Nach einem interessanten Vortrag oder einer zündenden Rede ist der Arbeiter oder Kleinbürger am ehesten aufgelegt, einige Pence für die Bereicherung seines politischen oder sozialwirtschaftlichen Wissens auszugeben — vorausgesetzt, daß man ihm die betreffende Litteratur in die Hand spielt und deren geringen Preis recht laut ausruft. Auf diese Weise glückt es wirklich, für eine schwer verdauliche Propagandalitteratur Tausende von Lesern, ja von Käufern zu gewinnen, von denen die meisten sich aus eignem Antriebe niemals damit befaßt hätten.

Mit besonderm Erfolge hat in den letzten Jahren die Fabian Society dieses Verfahren gepflegt. Ihre Flugschriften- und Broschürenlitteratur zählt jetzt über 80 Nummern, wovon viele in mehr als 100 000 Exemplaren verbreitet sind. Sie besteht großenteils aus Schriften, die Anleitung geben, wie eine Wahlkampagne zu führen sei, wie Wahlbewerber, Gemeinderats- und Schulvorstandskandidaten über ihre politischen und sozialen Anschauungen ausgefragt werden sollen, wie die Fabrikgesetzgebung anzuwenden sei — kurz, Aufklärungen über die politischen und gemeindlichen Rechte und Pflichten der Mitbürger, sowie über das praktische Vorgehen bei deren Bethätigung und Verfolgung. Besondre Broschüren zeigen, wie der Fabian'sche Sozialismus das Lebensinteresse des Gemeinwesens auffaßt; andre verbreiten sich über die Streitpunkte zwischen der sozialistischen und der individualistischen Gesellschaftsauffassung, und wieder andre geben recht wohl benötigte Anleitung zur Praxis der Mitbürgerschaft, ohne die so viele „politische Ueberzeugung" ja eitel Dunst und leere Rederei bleibt.

Das Vorlesungswesen. Bekanntlich ist England das gelobte Land für das öffentlich gesprochene Wort. Das bedeutet nicht allein, daß es in der höhern englischen Mittelklasse im allgemeinen und unter den englischen Parlamentsmitgliedern im besondern eine ungewöhnlich große Zahl

von Männern mit der Fähigkeit giebt, zu einer Gruppe Mitbürger in fesselnder Weise zu sprechen, sondern auch, daß letztere einer solchen Rede mit Selbstbeherrschung und andauerndem Interesse zu lauschen imstande ist. Beides ist ja für das politische Leben der Nation von großer Bedeutung, weil es eine zweifache nationale Veranlagung bekundet, bei deren Mangel freie, demokratische Einrichtungen — wenigstens in den riesenhaften modernen Gemeinwesen — kaum denkbar erscheinen. Doch hat die Sache auch eine andre, gemeinnützige Seite. Die im ganzen Reiche beständig fortgesetzte Uebung in der Kunst des politischen Redens und Zuhörens hat eine Bedeutung für die allgemeine geistige Erziehung.

Durch Gewöhnung der Nation an öffentliche Reden, Verhandlungen und Vorlesungen schafft das politische Leben gewisse Grundlagen für eine mündliche Volksaufklärung — gleich wie manche Seiten des kommerziellen Lebens, u. a. das Annoncenwesen und das Reisen mit der Eisenbahn, die massenhafte Verbreitung äußerst billigen, seiner Beschaffenheit nach vortrefflichen Lesestoffs ermöglichen.

In den meisten englischen Städten giebt es politische Debating Societies, die in ihrer Organisation oft dem Parlament in Westminster nachgebildet sind — auch ein Beispiel für die englische Manier nach höheren Mustern zu verfahren, das auf den Fremden einen komischen Eindruck nicht verfehlen kann. Da sitzen um einen langen Tisch ein paar Dutzend Arbeiter, Handwerker, Kontordiener und andre biedre Bürgersleute und nennen einander mit unerschütterlicher Ruhe „Minister des Auswärtigen", „Kriegsminister" u. s. w., und rings im Saale sitzen die übrigen Vereinsmitglieder geteilt in eine „Regierungs"- und eine „Oppositions"-partei und verhandeln mit feierlichem Ernst über die epochemachenden Gesetzvorschläge, die das „Kabinett" dem „Hause" zu unterbreiten beliebt. Dabei wird der verzwickten und alles — nur nicht Zeit und Arbeit — sparenden Geschäftsordnung des Unterhauses zuweilen mit pedantischer Genauigkeit nachgegangen. Zumeist ist es natürlich eine brennende, politische Tagesfrage,

über die der Verein unter diesen feierlichen parlamentarischen Förmlichkeiten verhandelt. Das Interesse für den Gegenstand ist aber nicht der einzige Beweggrund zur gegenseitigen Aussprache, sondern ebenso der Wunsch, unter dem Zwange einer strengen Geschäftsordnung Uebung in der Kunst der Rede und des Zuhörens zu erlangen. Einer der gewandtesten jetzt lebenden englischen Parlamentarier, der derzeitige Kolonialminister Chamberlain, erwähnte kürzlich in einer Rede in Birmingham, daß er einem politischen Diskussionsverein daselbst seine erste Ausbildung in den rednerischen Aufgaben des öffentlichen Lebens zu verdanken habe. Gewiß können nur sehr wenige Mitglieder eines solchen Vereins für gegenseitige politische Aufklärung und Ausbildung öffentliche Redner und Vortragende werden, sie werden aber fast alle zu öffentlichen Zuhörern bei Vorlesungen und Versammlungen.

Vorlesungen werden allen Gesellschaftsklassen in England von vielen Seiten und nicht selten von vortrefflichster Art geboten, denn es giebt daselbst die verschiedensten Schattierungen von ständigen Organisationen für diesen Zweck: kommerzielle, kooperative, philanthropische, kommunale, akademische, parteipolitische, sozialpolitische u. a. m. Die „Vorlesungsagenturen" setzen sich mit Personen, die Vorträge gegen Entgelt zu halten bereit, und mit örtlichen Klubs und Vereinen, die für Vorträge zu bezahlen willens sind, in Verbindung. The Sunday Lecturing Society mit dem besondern Ziele, die Verwendung des Sonntags zur Abhaltung aufklärender und bildender Vorträge zu befördern, ist eine dieser Agenturen. Ebensowenig fehlt es an rein privaten Agenturen. Eine davon betreibt ihre Aufgabe gleichzeitig in England und in Amerika und sendet gutbezahlte Vorleser hin und zurück über den Ozean. Eine allgemeine, in London und andern Großstädten notwendige Voraussetzung für die erfolgreiche Thätigkeit dieser Agenturen ist jedoch das Vorhandensein örtlicher Organisationen, die, wenigstens teilweise, den Zweck verfolgen, ihren Mitgliedern und auch andern Personen regelmäßige Gelegenheit zum Anhören von Vorlesungen verschiedenster Art zu bieten. In solchen örtlichen Organisationen sind es gewöhnlich bloß einige wenige Personen, die mit warmem

Eifer für Volksaufklärung und Allgemeinbildung in allen Gesellschaftsschichten das Interesse wach erhalten und durch ihr Beispiel und unmittelbares Heranziehen Zuhörerscharen aus allen Gesellschaftsklassen der Gegend sammeln.

Eine solche Organisation — bilde sie nun einen politischen Klub oder ein technisches Institut, einen Arbeiterbildungsverein, eine naturwissenschaftliche Liebhabergesellschaft, einen sozialpolitischen Agitationszweig, eine intellektuell farblose Vereinigung zu persönlichem Verkehr oder eine für alle Arten von Verhandlungen und Vorträge interessierte örtliche Organisation — ist allemal in der Lage, eine gewisse Zuhörerzahl zu gewährleisten und dem Vortragenden ein geeigneter Lokal zu bieten. Infolgedessen kann dieser auf etwas Zuverlässigeres, als auf die Launen der großen Menge und die geistige Tagesmode zählen. Wenn — wie das für England zutrifft — Vorlesungen begehrende Organisationen zahlreich, thatkräftig und gut geleitet sind, so ist damit die Bedingung für die Entstehung eines nationalen Stabes berufsmäßiger, für ihre Aufgabe besonders begabter, ausgebildeter und geübter volkstümlicher Vortragender aus allen Zweigen humanistischen, naturwissenschaftlichen und sozialen Wissens erfüllt. Der populär-wissenschaftliche und sozialpolitische Vortrag kann dann — auf der festen Grundlage der eignen, freien planmäßigen Organisation der Allgemeinheit für diesen Zweck — eine über das ganze Land ausgedehnte, jeden Tag des Jahres wirksame Volksaufklärungs-, Volksbildungs- und Verbrüderungseinrichtung werden. Bei einem Vortrage über die Wandmalereien in den Pyramiden Egyptens, über die Gletscher Islands, über Plato's Verhältnis zur christlich-demokratischen Moral, über die geschichtliche Entwicklung der örtlichen Selbstverwaltung in England u. s. w. kann es leicht vorkommen, daß der Großkaufmann und sein Kontorist, der Fabrikant und seine Arbeiter, die Baronin und ihre Gouvernante, die Pastorsgattin und die Fabrikarbeiterin der gleichen intellektuellen Gesellschaftsklasse angehören. Sie haben alle ungefähr gleichwenig Kenntnis von dem betreffenden Thema und können alle fast den gleichen geistigen Gewinn von allgemeiner

Aufklärung darüber haben. Denn wie es Arbeiter giebt, die zu beschränkt oder durch Ueberanstrengung zu erschlafft sind, um sich von einem etwa alle Monat einmal gehaltenen Vortrage über ein humanistisches, natur- oder gesellschaftwissenschaftliches Thema — mit oder ohne Laterna-magica-Bilder — angezogen und erbaut zu fühlen, so giebt es andrerseits auch Kapitalisten im gleichen Zustande geistigen Winterschlafs — nur daß sich dieser vielleicht nicht gleich gut entschuldigen läßt.

Oft dienen die englischen sogenannten Polytechnics als Mittelpunkte für allerlei populär-wissenschaftliche und allgemein bildende Vorträge. Sie werden jetzt zuweilen von Gemeinden errichtet; einige der ältesten und bekanntesten in London aber, z. B. The Birkbeck Institution und The Regent Street Polytechnic verdanken ihr Bestehen dem Unternehmungsgeist und der Freigebigkeit einzelner Menschenfreunde. Sie bilden in erster Linie eine Art Fortbildungs-Abendschulen, wo junge Arbeiter nach der Berufsthätigkeit des Tages einen zur höhern Ausbildung in ihrem Fache gehörenden technischen Unterricht erhalten. Außerdem dienen sie als Handelslehranstalten für junge Handlungsgehilfen, als Kunstschulen für Kunstgewerbtreibende und als Musikschulen für solche, die sich zur Unterhaltung oder zum Erwerb in der Behandlung eines Instruments ausbilden wollen. Sie erteilen zuweilen sogar Unterricht, der auf die niedern Zivildienstprüfungen vorbereitet.

Doktor Birkbeck gründete sein „Institut" 1823. Es liegt mitten in der City und zählt jetzt an jedem Lehrtermin über 15 000 eingeschriebene Besucher. Das Regent Street Polytechnic, vielleicht die vielseitigste aller dieser Anstalten, wurde erst 1880 gegründet, hat aber schon über 10 000 Schüler, darunter viele junge Mädchen, die kunstgewerbliche oder andre Unterweisungen genießen. Wie schon der Name besagt, liegt es in der belebtesten Gegend des westlichen Londons, auf der Grenze zwischen einem ungeheueren Arbeiterviertel und einem ausgedehnten Wohnbezirke reicher Leute. Der Gründer, Herr Quintin Hogg — dessen Vater einer der Direktoren der alten ostindischen Kompagnie war —

hat für diese Anstalt 150 000 Pfund Sterling hergegeben, darunter jährlich 9000 Pfund als reine Unterstützung in den ersten zehn Lebensjahren des Instituts. Zur Zeit erfordert das Institut jährlich 34 000 Pfund Unterhaltungskosten und bringt 24 000 Pfund an Unterrichtsgeld und ähnlichem ein, so daß ein gewaltiger Fehlbetrag noch freiwillig aufgebracht oder auf anderm Wege beglichen werden muß. Wo sich so vieles Unterrichtsleben zusammendrängt und Tausende junger Männer und Frauen planmäßig Abend für Abend geübt werden, wissenschaftliche Grundwahrheiten zu begreifen und praktisch verwenden zu lernen, ist natürlich auch der richtige Ort zur Abhaltung allgemeinbildender Vorträge jeder Art, und es gehört deshalb zur Regel, daß außerhalb stehende Vortragende und Spezialisten aufgefordert werden, gegen Honorar einzelne Vorträge oder zusammenhängende Reihen solcher zu halten. Das Publikum, mit dem das Institut durch seine zahlreichen Mitglieder natürlich starke Verbindungen hat, strömt dann massenhaft zusammen und erhält gleichzeitig einen nützlichen lebendigen Einblick in die vielseitige Wirksamkeit des Instituts. Im Regent Street Polytechnic ist übrigens jeder sprachliche, technische und naturwissenschaftliche Unterricht jedermann für geringes Entgelt und ohne jede Art Prüfungszwang zugänglich. Durch eine Prüfung können indes Zeugnisse erworben werden, die für das Fortkommen eines jungen Handwerkers oder Handlungsgehilfen im spätern Leben recht große praktische Bedeutung haben können.

Im Working Mens College — gegründet 1854 von dem berühmten Philanthropen und sozialen Denker Fr. D. Maurice — widmet man sich keinen technischen Fächern, sondern einzig dem Abendunterricht in humanistischen und gesellschaftswissenschaftlichen Gegenständen. Besondres Gewicht wird auf den Unterricht in fremden Sprachen und in der Nationalökonomie gelegt. Jeden Sonnabend Abend wird daselbst von einem hervorragenden Spezialisten ein für jedermann frei zugänglicher Vortrag gehalten. Sir John Lubbock ist zur Zeit der Protektor dieser „Arbeiterakademie".

Arbeiterklubs. „Polytechnics“ und ähnliche Unterrichts- und Bildungsbrennpunkte stehen außerhalb der Arbeiterwelt, suchen aber Arbeiter zu sich heranzuziehen, allerdings nicht allein eigentliche sogenannte Arbeiter, sondern auch allerlei Belehrung suchende Zugehörige andrer Gesellschaftsklassen. Das Umgekehrte ist der Fall bei den englischen Arbeiterklubs und „Handwerksinstituten“. Teils durch die philanthropische Mithilfe höherer Gesellschaftsklassen und teils durch den eignen, freien Vereinigungsdrang der Arbeiter ins Leben gerufen, stehen diese Organisationen innerhalb der eigentlichen Arbeiterwelt und bezwecken zum Teil, dieser die Bildungseinflüsse von den höheren Gesellschaftsschichten zuzuführen. In seinem „Klub“, der in dem von ihm selbst bewohnten Stadtteile gelegen ist, fühlt der Arbeiter sich zu Hause. Er geht jeden Abend dahin, um einen erfrischenden Umgang mit Arbeitsgenossen und Nachbarn zu pflegen, und findet den Klub da einmal oder mehrmals in der Woche zu einem Lehr- oder Vortragssaale, oder auch zu einem Diskussionsraume verwandelt. Diese Anordnung ist für ältere Arbeiter zweifellos geeigneter als die tägliche Unterrichtsordnung in einem Polytechnic, das er vielleicht in jüngern Jahren besucht hat. Für freiwillige oder berufsmäßig Vortragende aus den gebildeten Klassen spielt der Klub ganz dieselbe Rolle wie die vorher erwähnten, aus der Arbeiter- und der Mittelklasse zusammengesetzten Bildungs- und Vorlesungsvereine.

Mit Hilfe des Lords Shaftesbury, des Lords Brougham und mehrerer andrer hervorragender Persönlichkeiten wurden gegen Ende der fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre die ersten englischen Arbeiterklubs gegründet. Sie waren hauptsächlich bestimmt, einen abendlichen Umgang zwischen den Arbeitern zu fördern und diesen Erholung außerhalb der Schankstätten zu bieten. Wenn hiermit noch eine mehr oder weniger planmäßige Belehrungs- und Bildungsarbeit verknüpft war, so wurde die Einrichtung als „Klub und Institut“ bezeichnet.

Der in den sechziger Jahren gemachte Versuch der Nüchternheitseiferer, diese Klubs zu unbedingten Enthaltsamkeitsein-

richtungen zu gestalten, ist mit wenigen Ausnahmen völlig mißglückt. Die Arbeiter gingen einfach nicht in die Klubs, wo sie sich nicht mit einem Glase Bier erfrischen konnten. Die etwa 1500 Arbeiterklubs, die in England jetzt in Blüte stehen, sind in den meisten Fällen eine Art Restaurants, zu denen der Zutritt nur den beitragzahlenden Mitgliedern vorbehalten ist und wo diese beliebige Erfrischungen — alkoholhaltige und alkoholfreie Getränke — nebst Speisen erhalten können. Diese Freiheit hat im Großen und Ganzen keine nennenswerten Nachteile zur Folge gehabt. Völlerei wird in einem wirklichen Arbeiterklub niemals geduldet, und wo sie einer Einrichtung mit diesem Namen zur Schande gereicht, findet man in der Regel, daß ein solcher Klub von Anfang an ein Humbug — die betrügerisch bemäntelte Spekulation eines Gastwirts war.

Eine andre, scheinbar idealistische, jedoch durch die Erfahrenheit der englischen Arbeiterklubs fast ausgerottete Taktik, die deren Gönner aus der Mittelklasse ihnen anfänglich aufzunötigen suchten, bestand in dem Ausschluß jeder Verhandlung über religiöse, politische und soziale Parteianschauungen. Die geistige Farblosigkeit in einem Klub brachte es dann oft mit sich, daß dieser als Bildungshilfsmittel ohne Einfluß blieb und zu einer Vergnügungsstätte für die geistig mindest lebhaften und für öffentliche Fragen mindest interessierten Arbeiter ausartete. Die Entwickelung der englischen Arbeiterklubs in den letzten zwei Jahrzehnten hat sich ausgesprochenermaßen in der Richtung einer geistigen, und zwar vor allem politischen, Parteirichtung gehalten. Fast jeder größere Arbeiterbezirk hat ebenso seinen radikalen wie seinen konservativen Arbeiterklub, und dieser Umstand scheint, im ganzen genommen, dem von den Freunden der englischen Arbeiterklubs stets stark betonten Zweck — der Förderung der politischen Erziehung der Arbeiter — nicht entgegengewirkt zu haben.

Es ist freilich wahr, daß die großen politischen Parteien und die jüngern nach einem Sitz im Unterhause strebenden Politiker die Arbeiterklubs oft als Teile der strammen Parteiorganisation zu behandeln suchen. Die üblen Wirkungen hiervon treten jedoch nur

während des Wahlkampfs hervor — wo das ganze Klubleben sich von einer einseitigen, parteipolitischen Agitationsarbeit beherrschen zu lassen geneigt ist. Ein Gegengewicht zu diesem Nachteil bildet jedoch der Umstand, daß die Abhängigkeit der Mittelklassenpolitiker von der Unterstützung der Arbeiterklubs zu einem vertrauteren Umgange zwischen den verschiedenen Gesellschaftsklassen, als er sonst vorkommen würde, innerhalb der Wände des Klubs beiträgt. Diese politische Verbrüderung ist weder immer sonderlich echt noch tiefgehend; sie führt den Klubs aber doch einen Teil Bildungsmittel, besonders in Form guter Vorträge zu, worauf diese sonst verzichten müßten. Betreiben die Klubmitglieder irgendwelche körperliche Uebungen, so ist es nicht selten ein jüngerer Sportsmann aus der Mittelklasse, der solche freiwillig leitet.

The Club and Institute Union ist ein Zentralverband mit dem Sitz in London, der wohl 1000 Arbeiterklubs umfaßt und deren Gesamtinteressen auf verschiedene Weise im Auge behält. Unter anderm hat diese „Union" eine große Leihbibliothek, die ausschließlich den bei ihr eingetragenen Arbeiterklubs zur Verfügung steht.

University Extension. Unter den englischen Methoden zur Verbreitung der Volksbelehrung nimmt die sogenannte University extension einen hervorragenden Platz ein. Da diese bedeutungsvolle Kulturbewegung ihren Grundlinien nach schon in einigen andern Ländern (Deutschland, Schweden) durch freie Nachbildung einzelner ihrer Züge bekannt ist, kann ich mich kürzer fassen, als es die verhältnismäßige Bedeutung der Sache sonst erheischen würde.

Der Grundgedanke ist bekanntlich, Gelegenheit zu höherer Allgemeinbildung allen Klassen von Gesellschaftszugehörigen zu bieten, die alltäglich von den praktischen Anforderungen des Lebens in Anspruch genommen und deshalb nicht in der Lage sind, eine Universität oder Akademie zu besuchen. Gesellschaftsklasse und Ge-

schlecht machen bezüglich dieser Verhinderung keinen großen Unterschied. Alle können davon Nutzen haben, einen Herbst oder Winter über einige Stunden in der Woche „university extension students" zu sein, während nur wenige „university students" im wahren Sinne des Wortes sein können. Die für Allgemeinbildung geeigneten Elemente der Wissensschätze der Universitäten sollen deshalb vom akademischen Katheder den Mitbürgern dahin, wo diese ihre täglichen sozialen Pflichten erfüllen, zugeführt, d. h. im ganzen Lande verbreitet werden. Das bedeutet die in England geplante „Erweiterung der Bildungsarbeit der Universitäten". In Wirklichkeit treten die Universitäten damit an die Stelle der erwähnten Vorlesungsagenturen; sie erwählen Vortragende und senden sie aus, tragen die Verantwortung für deren Tauglichkeit und für die rationelle Anordnung ihrer Arbeiten; sie prüfen auch das Ergebnis der letzteren durch zeitweise zusammentretende Prüfungsausschüsse. Diese haben die Berechtigung, durch Ausfertigung von Zeugnissen die erworbenen Kentnisse solchen, die auf der Universität selbst gewonnen wurden, gleichzustellen.

Damit ein Ort von dieser Bereitwilligkeit der Universitäten, ihre Wissensschätze über das Land zu verbreiten, Nutzen ziehen könne, wird jedoch verlangt, daß die Einwohner ihr Interesse für die Sache und ihre Fähigkeit, sie vernünftig zu fördern, auch beweisen. Jeder solche Ortsausschuß von Personen, die zu diesem Zwecke zusammengetreten sind, zahlt nach bestimmter Taxe an die Zentralverwaltung für die nötig werdenden Vortragenden und Examinatoren. Dem Ausschuß steht es dann frei, sein ausgelegtes Geld durch angemessene, von den „Studenten" erhobne Abgaben ganz oder teilweise wieder einzuziehen. Da sich die Zahl der Hörer niemals mit einiger Genauigkeit voraussehen läßt, kann es ebenso vorkommen, daß der Ortsausschuß seine Arbeit mit einem Verlust, wie mit einem Ueberschusse abschließt. Im ersteren Falle wird nun die Opferwilligkeit und Standhaftigkeit des Ausschusses und derer, die ihn mit Geld unterstützt hatten, auf die Probe gestellt. In letzter Linie beruht es jedoch stets auf dem Verhalten der Allgemeinheit, d. h.

hier auf der Zahl der Zuhörer, ob der betreffende Ort seine university extension-Ortsgruppe auf die Dauer haben soll oder nicht.

Diese Wechselwirkung zwischen der führenden und kontrollierenden Thätigkeit der großen Zentralorganisation und der Selbstthätigkeit der örtlichen Organisationen ist charakteristisch englisch. Das System schließt nicht aus, daß ein reicher Menschenfreund eines Ortes durch seine weise angewendete Geldmacht das sonst zum todähnlichen Schlummer verdammte Bildungsbedürfnis in einem armen und geistig niedrig stehenden Ackerbau- und Industriebezirke zum Leben erweckt. Die „örtliche Anregung" kann mancherlei Art sein, und dabei spielen die Reichen eine große Rolle, weil sie schon vermöge eigener Mittel soziale Versuche, die sonst die Zusammenwirkung vieler Mitbürger erforderten, zu unternehmen imstande sind. Wenn es sich um solche etwas kostspielige Versuche handelt, die von der höchsten Form der Menschen- und Vaterlandsliebe — dem Interesse für die Erhöhung des allgemeinen vaterländischen Kulturniveaus — zeugen, so tragen die Reichen oft die schwerste Verantwortlichkeit für das, was unversucht bleibt. Sie sollten als Einzelpersonen das wirtschaftliche Risiko tragen, das man freiwilligen Vereinigungen unter den Minderbemittelten nicht zumuten kann.

Die Methode der akademischen Volksbelehrungsbewegung besteht ausschließlich in der Abhaltung von Vorträgen und freien Aussprachen über diese, sowie in schriftlichen Aufgaben über den betreffenden Gegenstand. Ein bedeutendes Uebergewicht gegen andre Vortragsvereinigungen besitzt die university extension darin, daß ihre Vorträge zusammenhängende Kurse von sechs bis zwanzig und noch mehr Vorlesungen bilden. Nicht selten dehnt sich ein solcher Kursus über ein ganzes Lehrjahr aus, das aus drei Terminen mit acht bis zehn Vorträgen in jedem besteht. Da über jeden Gegenstand wöchentlich nur ein einziger Vortrag gehalten wird, haben die Zuhörer Zeit, das Gehörte in sich aufzunehmen, Bücherstudien im Zusammenhang damit zu betreiben und einen kurzen Aufsatz über ein vom Lehrer bestimmtes Thema niederzuschreiben.

Dieser korrigiert nachher den Aufsatz, und die Kenntnisse der Zuhörer werden schließlich zu nicht geringem Teile von den Examinatoren nach diesen Aufsätzen sowie nach einer am Examenstage abgelegten schriftlichen Probe beurteilt.

Das ist ein großer Fortschritt gegenüber dem unvorbereiteten und oft zu keinem tiefern Eindringen führenden Anhören von Einzelvorträgen über oft weit von einander abliegende Gegenstände. Es giebt in jedem Stoffe geistige Feinheiten, die auch der beste Pädagog in einer einzigen Vorlesung nicht zur Erkennung bringen kann, weil eine Einzelvorlesung sich zum großen Teil mit der grundlegenden Einleitung zu dem betreffenden Thema beschäftigen muß. Die Einzelvorträge wirken mehr anregend als belehrend und dürfen niemals das Endziel derer sein, die die Volksaufklärung durch populäre Vorträge zu fördern trachten. Diese können sich verschiedentlich über das in gleichem Sinne „populäre" Niveau erheben, und zwar dadurch, daß sie sich auf einige wenige verwandte Gegenstände beschränken und zu einheitlichen, gut geleiteten, durch Bücherstudien und schriftliche Aufsätze ausgefüllten Kursen gestaltet werden.

Die von den Universitäten in London, Oxford und Cambridge geleiteten extension-Kurse werden jährlich von mehr als 60 000 Personen beiderlei Geschlechts und aus allen Gesellschaftsklassen — vom Adel bis zum Fabrikproletariat — besucht. Das Honorar für eine Abteilungsreihe von sechs bis zehn Vorträgen wechselt zwischen 1 und 21 Schillingen, je nach den Vermögensverhältnissen der Gegend. Ein Arbeiter oder eine Arbeiterin kann sich doch allemal für ein paar Pence eine Vorlesung leisten. Es wäre natürlich vom größten Interesse zu wissen, zu welchem Teile sich eigentliche Arbeiter unter den Zuhörern befinden, doch ist darüber leider nur sehr schwer einiger Aufschluß zu erhalten. Unzweifelhaft ist es jedoch, daß die höhere Arbeiter- und die niedrigere Mittelklasse sich an diesen Bildungsgelegenheiten am eifrigsten beteiligt.

In ungefähr 700 örtlichen extensions-Mittelpunkten wurden in England vor einigen Jahren von 150 Vortragenden etwa 1000 Kurse mit durchschnittlich zehn Vorträgen abgehalten.

Zum Schluß noch einige Worte über ein ganz neues, der university extension in etwas verwandtes Unternehmen von eigentümlichem Interesse: the London School of Economics and Political Science. Die Gründung dieser Anstalt erfolgte im Oktober 1895 aus Anlaß eines Testaments, das eine große Summe teils für systematischen Unterricht in volkswirtschaftlicher Theorie und Geschichte, in Statistik, Handelsrecht, sozialpolitischer Geschichte und Theorie und dergl., und teils für wissenschaftliche Erforschung dieser Wissenschaftszweige anwies. Der praktische Zweck dabei war einmal die Erhöhung der geistigen Bildungsstufe der Londoner Handlungsgehilfen und Geschäftsleute, und zwar dadurch, daß diesen einige Kenntnisse in den Gesellschaftswissenschaften vermittelt würden, und sodann, daß man den vielen niedern und höhern städtischen Beamten Londons und den niedern zivilen Angestellten der Regierung einigermaßen gründliche wirtschaftliche und politische Bildung beibrächte. Grade in der amtlichen Ausbildung der Letzgenannten haben die ökonomischen und sozialen Wissenschaften bisher eine — wie man annimmt — gar zu dürftige Rolle gespielt, und es giebt für sie auf diesem Gebiete noch recht viel zu lernen, auch nachdem sie ihre Laufbahn im Dienste der Stadt oder des Staates schon beschritten haben.

Mehrere von Englands bekannteren nationalökonomischen Professoren halten in dieser neuen „Schule", die bereits 300 Zöglinge, darunter 75 Frauen, zählt, regelmäßige Vorträge. Das Unternehmen ist jedoch noch zu neu, als daß man sich über seine Bedeutung für den Zweig der Volksbelehrung und Fachausbildung, den es sich als sein besondres Gebiet abgesteckt hat, eingehender aussprechen könnte.

Drittes Kapitel.

Intellektuelle Evolution.

England und der Evolutionismus.

Englands Anspruch, in der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts als intellektuelle Großmacht zu gelten, beruht vor allem auf seinem Anteil an der Begründung des Gedankenaufbaus des modernen Evolutionismus. Dank Männern wie Herbert Spencer, Charles Darwin, Alfred Russel Wallace, Thomas Henry Huxley ist der englische Einsatz bei der Gedankenarbeit der Gegenwart epochemachend gewesen.

Unsere Formulierung der Entwickelungstheorie und unsre Auffassung von deren Bedeutung ebenso für die theoretisch-wissenschaftliche wie für die praktisch-ethische Weltanschauung, sind die Grundmauern für unser intellektuelles Leben — soweit dieses kein veralteter und absterbender Ueberrest älterer Stadien der Geschichte des menschlichen Denkens ist. In Europa würde man jedenfalls evolutionistisch denken, wenn es nie einen Spencer oder einen Darwin gegeben, selbst wenn England der Welt nicht einmal einen Wallace oder Huxley geschenkt hätte; doch steht es fest, daß der englische Einsatz den vollständigen Sieg des Evolutionismus in den Wissenschaften wie in der Philosophie in hohem Grad beschleunigt hat, und mit vollem Rechte hat ein englischer Anthropolog*) unlängst zu beweisen gesucht, daß die Arbeit des englischen Evolutionisten zum Höchsten, was die europäische Denkarbeit überhaupt erreicht hat, gehört, seit die Griechen, das erste

*) Edward Clodd, Pioneers of Evolution from Thales to Huxley, London, 1897.

Denkervolk unsers Erdteils, ihre Lebensbeobachtungen in philosophische Formeln oder Systeme zusammenzufassen begannen. Der Evolutionismus ist im Grunde eine uralte Anschauungsart, die durch den Untergang der alten Welt nur zu fast zweitausendjährigem Scheintod verurteilt war, aber in unserm Jahrhundert, besonders in dessen zweiter Hälfte, — zwar nicht ausschließlich, jedoch am folgenreichsten auf englischem Boden — zum Leben wieder erweckt worden ist.

Evolutionismus und Animismus.

Für das menschliche Bewußtsein ist das Dasein mannigfaltig, eine unveränderliche Mannigfaltigkeit von Zuständen und Dingen. Das denkende Individuum ist vor dem eignen Bewußtsein selbst ein solcher veränderlicher Gegenstand — ganz wie die Dinge, die es in gewissem Sinne als außerhalb seines Bewußtseins stehend und als unabhängig von diesem auffaßt.

Auf die Hauptfrage: Woher diese Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit in und von Existenzformen außerhalb des Bewußtseins des Individuums? — hat es immer nur zwei Antworten, die animistische und die evolutionistische, gegeben. Die Theorie vom Dasein hat entweder eine Mannigfaltigkeit von Seelen (animae), ein Eingreifen der Geister zur erklärenden Ursache zu machen gesucht, oder ist bestrebt gewesen, das Dasein als eine fortgesetzte Veränderlichkeit, alle Veränderlichkeit als eine Kontinuität, einen Zusammenhang ohne Lücken, doch mit unendlicher Beweglichkeit und Veränderlichkeit zu betrachten, die jede sogenannte Existenzform zu einer Entwickelungserscheinung, einem Pulsschlag in der steigenden oder sinkenden Evolution stempelt.

Alle Theologien — die polytheistischen wie die monotheistischen — gehen davon aus, daß alle Lebensäußerungen des Menschen von einer Seele oder einem Geist verursacht werden, der dem Menschen innewohnt, und sie dehnen diese animistische Welttheorie auch auf alles außerhalb des Menschen aus. Ihre Göttermächte oder Weltkräfte werden als Analoga mit den menschlichen

Seelen aufgefaßt, und sie erklären die Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit der Daseinsformen für das Werk eines oder mehrerer, sichtbar oder unsichtbar handelnden Geister oder göttlichen Persönlichkeiten. Bei den Polytheismen ist fast jede besondere Naturerscheinung und jedes Menschenschicksal die Handlung eines besonderen Geistes oder göttlichen Wesens. In den Monotheismen wird gesagt, der alleinige Gott habe ein für allemal alle Dinge des Weltalls und der Erde „geschaffen" — die Planeten und die Fixsterne ebenso, wie die Tier- und Pflanzenarten. Die vielen Millionen ausgestorbener und lebender Pflanzen- und Tierarten der Erde werden nach dieser Theorie zuweilen so erklärt, daß sie ebenso viele verschiedene Schöpfungsakte zur Voraussetzung haben müssen.

Diese anthropomorphisch-animistische Weltanschauung, darauf begründet, daß die „Seele" oder der „Geist" als die Ursache aller Lebensthätigkeit des Menschen angesehen wird, betrachtet mit Notwendigkeit alles Zweckentsprechende im Dasein als das Ergebnis der zweckbewußten Wirksamkeit eines persönlichen „Geistes".

Die andre, die evolutionistische Weltanschauung, ist eine universelle Folgeerscheinung der Reife der menschlichen Intelligenz — ganz wie die animistische Theorie das universelle Symptom des ersten naiven Umhertastens der menschlichen Vernunft ist. Die Entwickelungstheorie ist keineswegs eine Frucht der Gegenwart, noch weniger etwa eine moderne Grille, sondern ist stets da aufgetaucht, wo die Rassenintelligenz ihrer mehr oder weniger liebenswürdigen und harmlosen Kindlichkeit zu entwachsen und zur Mannbarkeit auszureifen begonnen hat — so z. B. unter den Griechen im sechsten bis zum dritten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung, unter den Römern einige Jahrhunderte später und unter den Völkern Europas in der Gegenwart. Umgekehrt hat die animistische Befangenheit des Geistes stets aufs neue die Oberhand bekommen, wenn die reifenden Rassen politisch und kulturell von jüngern, rohern Rassen vernichtet wurden — so z. B. als die griechisch-römische Kultur vor ungefähr 1500 Jahren von den damaligen Barbarenvölkern Mitteleuropas begraben wurde.

In dem Maße, wie sich diese von der im Christentum systematisierten animistischen Anschauungsweise entfernten — die ihnen in so hohem Grade paßte, als sie mit ihrer rohen Jugendkraft das Römerreich stürzten und die Grundmauern zum modernen Europa legten — haben sie auch angefangen, zu einer evolutionistischen Weltanschauung überzugehen.

In der Natur giebt es Zweckmäßiges und Unzweckmäßiges; sie weist bei näherer Betrachtung aber kein Anzeichen für ein Eingreifen „von außen her" auf. Was wir Natur nennen, sind zuweilen zweckmäßige und zweckbewußte Handlungen, zuweilen eine Sinnlosigkeit. Des Menschen Vernunft und Selbstbestimmungsvermögen gehören zu den Zweckmäßigkeiten — wir bilden uns gern ein, es seien die vollendetsten unter diesen! — doch deutet nichts darauf hin, daß die Natur als Ganzes ein Sklave unsrer Zweckmäßigkeitsvorstellungen wäre. Diese sind spezifisch für unsre Art und höchst zweckdienlich für unser Dasein, die Natur aber scheint gegebenen Falles auch ohne uns und unsre für die Sicherung unsers eignen Daseins so wichtigen, sonst aber höchst zweifelhaften Vorstellungen auskommen zu können.

Wirft ein animistischer Theolog, Methaphysiker oder Moralphilosoph die naive Frage auf: Kann die Natur so voller Selbstwiderspruch sein, daß sie einen so tief begründeten menschlichen Begriff, wie den Zweckmäßigkeitsbegriff, gleichzeitig bejaht und verneint? — so liegt für den Evolutionisten, den Kontinuitätsideologen, die Antwort nahe genug. Nicht „sich selbst" widerspricht hierdurch die Natur, sondern nur dem für den besondern Lebenskampf des Menschen so nützlichen Nothilfsapparate kontradiktorischer Vorstellungen. Alles, was in der stückweise auswählenden, parteiisch blickenden Menschenintelligenz als Selbstwiderspruch erscheint, ist nach der Erkenntnis, welche dieselbe Menschenvernunft von sich selbst und allem andern in der Natur besitzt, nur ein Bruchstück von dem endlosen, von keiner Lücke unterbrochenen Inhaltsreichtum des Ganzen.

Der gesamte Grundtext des Evolutionismus liegt in dem uralten Satze: Die Natur macht keinen Sprung. In

der Natur sind die logischen Schwierigkeiten des Menschen überwunden, denn die Natur umschließt auch den Menschen, seinen „Geist", die „Logik" seines Geistes und noch mehr. Die Welt ist mehr als rationell.

Thales, der älteste von Griechenlands halbmystischen Bahnbrechern des Evolutionismus, formulierte die Kontinuitätsvorstellung vor fast 2500 Jahren in den Worten: „Aus nichts entsteht nichts und nichts vergeht zu nichts", „Alles ist in Bewegung wie strömendes Wasser". Heraklit, Empedokles und Demokrit lassen den Kontinuitätsgedanken in verschiedener Beleuchtung schimmern, und soweit ihr beschränktes Wissen, jedoch wunderbar gesundes Mutmaßungsvermögen reichte, nähern sie sich der folgerichtigen evolutionistischen Welterklärung. Schließlich, etwa 300 Jahre vor unsrer Zeitrechnung, erhalten wir Epikur's evolutionistische, auf einer Atomtheorie begründete Weltanschauung. Darauf folgt Griechenlands politischer Verfall und die Uebersiedlung seiner Bildung nach Rom. Die Welt erhält die geistvolle Zusammenfassung des Empedokles und des Epikur durch Lucretius. Mit dem Falle Roms wird die Entwickelung der europäischen Intelligenz vom Animismus zum Evolutionismus auf 1500 Jahre unterbrochen. Die Barbaren, die Begründer der modernen Zivilisation, mußten bei dem philosophischen Pensum der Menschheit wieder von vorn anfangen. Erst in diesem Jahrhundert haben wir, die Abkömmlinge jener Barbaren — natürlich mit völlig neuen materiellen und wissenschaftlichen Vorarbeiten — angefangen, uns der intellektuellen Kultur, der Gedankenlebensreife der alten Griechen zu nähern. Erst jetzt hören wir in den Augen der antiken griechischen Philosophen auf, „Barbaren" zu sein.

Darwin und die Entwicklungslehre.

Die antiken Kontinuitätsvorstellungen waren das Werk von Philosophen, die in der Hauptsache vor der Zeit der planmäßig beobachtenden und experimentierenden Wissenschaften auftraten. Auch die moderne Renaissance dieser antiken Anschauungsweisen stand

mit dem philosophischen Denken in Zusammenhang, denn sie wurde von Philosophen, wie Lord Bacon, Descartes, Spinoza und — vor allen andern modernen Denkern — von Immanuel Kant vorbereitet und hat ihrer vollständigsten Ausdruck bis jetzt bei einem englischen Philosophen, Herbert Spencer, gefunden. Der kräftigste, schließlich auch auf die Philosophie zurückwirkende Anstoß zum Bruche mit den theologischen Denkmethoden und zur Ausbildung des Kontinuitätsgedankens zu einer naturwissenschaftlich begründeten, evolutionistischen Weltanschauung kam diesmal jedoch nicht von der Philosophie, sondern von der wissenschaftlichen Forschung, besonders von den Naturwissenschaften, und unter diesen vor allem von der Biologie.

Der Durchbruch der evolutionistischen Anschauungsweise auf dem Gebiete der Biologie ist ein weltgeschichtliches Ereignis, mit dem der Name Charles Darwin's für immer verknüpft sein wird — obwohl dessen Bedeutung vielleicht weniger in einer einzig dastehenden wissenschaftlichen Genialität liegt, als in der den Anforderungen des geschichtlichen Augenblicks glücklich angepaßten Fähigkeit, die Widerstrebenden und Unschlüssigen mit sachlichen Beweisen zu überzeugen. Das wirklich Wesentliche des sogenannten Darwinismus war nicht mehr neu, als Darwin mit seiner Theorie hervortrat.

Schon gegen Mitte des 18. Jahrhunderts hatte Buffon angedeutet, daß er aus guten Gründen die Unveränderlichkeit der Arten bezweifelte, und der geistvolle Lamarck stellte zu Anfang unsers Jahrhunderts eine Theorie über die Entstehung der Arten durch Abstammung von einander auf — eine Theorie, die später immer mehr Anhänger gewann und jetzt eine große Rolle in den wissenschaftlichen Streitigkeiten spielt, aus denen die evolutionistische Biologie der Zukunft hervorgehen soll. Der große deutsche Zoolog von Bär war vor Darwin evolutionistischer Biolog, wie aus seinem 1837 erschienenen Werke über die Embryologie der Tiere hervorgeht, worin nicht nur gezeigt wird, daß sich in den frühesten Embryonalstadien alle Klassen der Wirbeltiere ähneln, sondern auch angenommen wird, daß die Formenreihe der Embryo-

nalentwickelung die Artenreihe der Stammformen rekapituliert. Schwann's Entdeckung (1839), daß alle Pflanzen und Tiere aus Zellen aufgebaut sind, und von Mohl's Entdeckung (1844), daß alle Zellen wesentlich aus vier wohlbekannten chemischen Grundstoffen (Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff) zusammengesetzt sind, erbrachten zwei weitere hochwichtige Beweise für den nun sehr naheliegenden Gedanken, daß alle Lebensformen mit einander durch Abstammung historisch verbunden und daß die biologischen Wissenschaften deshalb einer gemeinsamen Kontinuitätstheorie — einer Theorie, wonach alles Leben auf Erden ein ununterbrochener geschichtlicher Vorgang, ein Entwickelungsprozeß ist — einzuordnen seien.

Doch *welche* sollte diese Theorie sein? Viele Köpfe beschäftigten sich in der Mitte unsers Jahrhunderts mit dieser Frage — nicht zum wenigsten in Darwin's Vaterland. Als Darwin und Wallace 1858 gleichzeitig vor der Linnean Society die ersten Grundzüge ihrer Theorien offenbarten, und als Darwin's „Entstehung der Arten", nach allzu langem Zögern des Verfassers, 1859 endlich erschien, waren die Sinne in der wissenschaftlichen Welt infolge des allgemeinen Standpunktes der Forschung wohl vorbereitet, die Darwin'schen Gedanken mit teilnehmendem Verständnis, wenn auch nicht mit unbedingter Billigung, aufzunehmen. Darwin's Buch war der letzte, noch notwendige Anstoß, der die Lawine zum Rollen brachte. Schon zehn Jahre danach war der Sieg der evolutionistischen Biologie unbestreitbar.

Darwin und Wallace suchten dem biologischen Kontinuitätsgedanken eine wissenschaftliche Stütze durch die Theorie zu geben, daß Pflanzen- und Tierformen sich Schritt für Schritt durch „Variation" und durch den „Kampf ums Dasein" verändern. Diese führen zu einer „natürlichen Zuchtwahl" entsprechend den vorhandenen Lebensbedingungen, so daß schließlich diesen genau angepaßte, neue Arten entstehen.

Ausschließlich diese Theorie, wodurch die Kontinuität der biologischen Erscheinungen *erklärt wird*, darf „Darwinismus"

genannt werden. Für den eigentlichen Kern der Frage, den hinter der Theorie liegenden Kontinuitätsgedanken, muß die Bezeichnung als „Evolutionismus" oder „moderner Evolutionismus" vorbehalten werden. Der Darwinismus ist nur eine Einzelheit in der Geschichte des Evolutionismus, und Darwin war nur einer unter vielen, teils früheren, teils zeitgenössischen evolutionistischen Biologen. Seine besondre Theorie der Entstehung, Verwandtschaft und fortschreitenden Veränderung der Tier- und Pflanzenarten, sowie der Abstammung des Menschen vom Tierreiche, ist keineswegs ein unentbehrlicher Grundpfeiler für den Evolutionismus in seiner Gesamtheit, nicht einmal für die evolutionistische Biologie, sondern läßt sich recht wohl durch eine ganz andre Theorie der Artenumwandlung ersetzt denken. Darwin's Bedeutung als epochemachender Naturforscher ist weit mehr von praktischer als von theoretischer Art. Er war der erste evolutionistische Biolog, dem es gelang, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf die vorliegende Frage hinzulenken — nämlich dadurch, daß er ein Buch schrieb, das die Ungereimtheit der Theorie des Schöpfungsaktes nachwies und diese durch eine annehmbare, neue Theorie ersetzte — das ist die Ursache, warum er in den Augen der Allgemeinheit einen so außerordentlich hervorragenden Platz einnimmt. Sein Name ist das Banner gewesen, unter dem der neuzeitliche Evolutionismus seinen Daseinskampf gekämpft hat, und deshalb ist der moderne Evolutionismus zuweilen, irreführend genug, „Darwinismus" genannt worden.

Herbert Spencers Lebenswerk.

Ein im Grunde merkwürdigeres Kapitel der Geschichte des englischen Evolutionismus ist Herbert Spencer's Stellung zu diesem. Er ist einer der Biologen, die schon vor Erscheinen von Darwin's evolutionistischen Schriften Evolutionisten waren, und, was noch mehr bedeutet, er war damals nicht bloß ein evolutionistischer Biolog, sondern auch ein Philosoph, der in einer einzigen evolutio-

nistischen Verallgemeinerung die Summe der modernen Forschung zusammenzufassen suchte.

Spencer ist etwas mehr als ein Mann der Wissenschaft; er ist ein Denker, für den die allgemein-menschliche Bedeutung des Wissens die Hauptsache bildet — ein Philosoph. Ihm verdankt man nicht nur die selbständige Ausbildung des Grundgedankens, daß alle Erscheinungen — unorganische ebenso wie organische und soziale (oder „überorganische") — mit einander durch ihre Vorgeschichte ununterbrochen verknüpft sind. Er hat auch versucht, diese Weltauffassung auf die Ethik anzuwenden, auf das System von Regeln, mittelst deren der Mensch die gegenwärtige und zukünftige Geschichte seines Geschlechts zu gestalten sucht. Das war Darwin fremd, dessen Thätigkeit allgemach zu einer knapp begrenzten Spezialistenarbeit herabsank.

In dem Jahrzehnt, wo Darwin sein Origin of Species veröffentlichte, arbeitete sich Spencer Schritt für Schritt zu seinem allumfassenden Evolutionsgedanken empor. Darwin's Buch erschien 1859, und in den Jahren 1850 bis 1858 veröffentlichte Spencer acht verschiedene Arbeiten, welche die soziale, biologische, ethische und intellektuelle Evolution betrafen, sowie endlich, im Januar 1858, zur Aufstellung des Programms für die „synthetische Philosophie" führten, deren zehnter und letzter Band im Herbst 1896 im Druck erschien. Obwohl Spencer im Laufe dieser Arbeit den Beiträgen und Theorien Darwin's wie aller andern evolutionistischen Biologen seine Aufmerksamkeit widmete, war der Grundgedanke und der Plan seiner evolutionistischen Philosophenarbeit doch vom Darwinismus unabhängig. Sein Lebenswerk würde im wesentlichen dasselbe geworden sein, wenn Darwin und Wallace auch niemals gelebt hätten. Es wäre darum eher richtig, den englischen Evolutionismus in seiner Eigenschaft als Weltanschauung und allgemeine Denkmethode „Spencerismus", als „Darwinismus" zu nennen.

Spencer faßte den Kontinuitätsgedanken zuerst im Zusammenhang mit den sozialen Erscheinungen, ihrer Entstehung und fortschreitenden Veränderung auf. Ueber die Entwickelung

der Arten läßt er sich ein paar Jahre später (1852) aus, kehrt aber sehr bald zu den sozialen und ethischen Entwickelungserscheinungen zurück.

Es sei kurz erwähnt, was Spencer über die Entstehung der Arten schon vor Darwin zu sagen hatte. Er schrieb 1852 in einem Zeitungsaufsatz über die „Entwickelungshypothese" u. a. folgendes: „Alle, die hochmütig die Entwickelungshypothese als in unzureichendem Grade durch Thatsachen unterstützt zurückweisen, scheinen gänzlich zu vergessen, daß ihre eigne Theorie" (die theologische der getrennten Schöpfungsakte) „überhaupt durch keine Thatsachen unterstützt wird. Wie die meisten Menschen, die zu einer gewissen Glaubenslehre auferzogen sind, verlangen sie die allerstärksten Beweise für einen entgegengesetzten Glauben, nehmen aber an, daß ihr eigner keiner Beweise bedürfe. Auf der Erde finden wir nun Pflanzen- und Tierorganismen in der Anzahl von etwa 320 000 Arten (nach Humboldt) und 2 000 000 Arten (nach Carpenter); rechnet man die ausgestorbenen Tier- und Pflanzenarten noch hinzu, so können wir die Zahl der Arten, die auf der Erde leben oder gelebt haben, auf nicht weniger als zehn Millionen abschätzen. Welche ist nun wohl die vernunftgemäßeste Theorie bezüglich dieser zehn Millionen Arten? Ist es wahrscheinlich, daß zehn Millionen Schöpfungsakte stattgefunden haben, oder ist es mehr wahrscheinlich, daß durch fortgesetzte Umwandlungen, die auf veränderten Umständen beruhten, zehn Millionen Arten entstanden sind, wie ja noch heutzutage neue Abarten entstehen? Ja, wenn die Anhänger der Entwickelungshypothese auch nichts weiter beweisen könnten, als daß die Erzeugung von Arten durch Anpassungsprozesse *denkbar* wäre, befänden sie sich in besserer Stellung als ihre Widersacher. Jene können jedoch noch weit mehr thun als das. Sie können beweisen, daß der Anpassungsprozeß bestimmte Veränderungen bei allen den Organismen, die modifizierenden Einflüssen ausgesetzt wurden, hervorgebracht hat und noch fortwährend hervorbringt. Sie können zeigen, daß sich diese Veränderungen in den einander folgenden Generationen fortsetzen, bis der neue Zustand schließ-

lich zum normalen geworden ist. Sie können nachweisen, wie solche Veränderungen bei gezüchteten Pflanzen, bei Haustieren und bei mehreren Menschenrassen stattgefunden haben. Sie können zeigen, daß die Verschiedenheiten, die auf diese Weise, z. B. bei Hunden, hervorgebracht werden, größer sind als die, worauf Artenunterschiede in andern Fällen beruhen. Sie können ebenfalls nachweisen, daß dasselbe Prinzip alle die Veränderungen erklärt, die sich täglich in uns selbst vollziehen, z. B. eine vermehrte Geschicklichkeit als Folge einer langen Uebung, und eine abnehmende Geschicklichkeit als Folge des Aufhörens der Uebung; die Verstärkung von Leidenschaften, die gewöhnlich befriedigt werden, und die Abschwächung derer, die unterdrückt werden; die Entwickelung körperlicher, moralischer und intellektueller Eigenschaften im Verhältnis zu dem Gebrauch, der von diesen Eigenschaften gemacht wird.

„Auf diese Art können sie beweisen, daß in der ganzen organischen Natur wirklich ein solcher modifizierender Einfluß arbeitet, wie sie ihn als Ursache der Artverschiedenheiten hinstellen, ein Einfluß, der, wenn auch langsam, im Laufe der Zeit, wenn die Umstände es erfordern, deutliche Veränderungen hervorbringt — ein Einfluß, der aller Wahrscheinlichkeit nach in einer Million von Jahren und unter den verschiedenen Verhältnissen, unter denen die geologischen Formationen entstanden zu sein andeuten, ganz beliebig große Veränderungen hat müssen erzeugen können."

Hier haben wir den Grundgedanken für eine evolutionistische Biologie. Sehen wir nun,*) wie Spencer, ehe er seine „synthetische Philosophie" im einzelnen auszuarbeiten anfing, die Mannigfaltigkeit und den Wechsel alles Daseins in eine einzige evolutionistische Formel zusammenzufassen suchte. In einer 1858 zum erstenmale veröffentlichten Sammlung schon früher verfaßter Essais sagt er bei Gelegenheit einer Abhandlung über „den Fortschritt, dessen Gesetze und Ursachen": „Ich glaube nun be-

*) Vergl. die betreffenden Stellen in dem genannten Buche Clodds.

wiesen zu haben, daß das Gesetz, das die deutschen Physiologen (von Bär, Wolff und andre) als das Gesetz der organischen Entwickelung — belegt durch die Beispiele von der Entwickelung des Samenkorns zu einem Baume und der Eizelle zu einem Tiere — erkannt haben, überhaupt das Gesetz aller Entwickelung ist. *Das Vorwärtsschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten mittels einer kontinuierlichen Folge von Differenzierungen* (d. h. dem Zutagetreten der Ungleichheiten bei dem scheinbar Gleichen) beobachten wir ebenso in den Verhältnissen des Weltalls . . . wie in denen der Erde, den geologischen und klimatischen, sowie in der Geschichte jedes besondern Organismus; wir entdecken diese fortschreitende Differenzierung im Menschengeschlechte selbst, ob wir nun das zivilisierte Individuum für sich oder die gesamte Rasse ins Auge fassen; wir entdecken dasselbe Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft, mag diese die politische, religiöse oder wirtschaftliche Organisation betreffen. . . . Von der entferntesten Vorzeit, der die Wissenschaft noch nachzuspüren vermag, bis zur neuesten Tageserscheinung erkennen wir, daß das Vorwärtsschreiten wesentlich in einer *kontinuierlichen Umbildung des Homogenen zum Heterogenen* besteht."

Aus kosmischen Nebelmassen bilden sich Sonnen- und Planetensysteme; aus strukturlosem organischem Urstoffe auf diesen Planeten entstehen Millionen verschiedener Pflanzen- und Tierarten; aus primitiv geordneten wilden Horden gehen außerordentlich komplizierte, zivilisierte Gemeinwesen hervor.

So viel, andeutungsweise, über Spencer und Darwin. Von 1862 bis 1896 gab Spencer die zehn Bände seiner synthetischen Philosophie heraus, eine großartige Uebersicht über die allgemeinen Grundzüge (First Principles) des Evolutionssystems und über die Entwickelungsgesetze des Lebens (Principles of Biology), des menschlichen Seelenlebens (Principles of Psychology), des Gesellschaftslebens (Principles of Sociology) und über die des sittlichen Lebens (Principles of Ethics). Die unorganische Ent-

wickelung mit ihren kosmologischen, geologischen, klimatologischen und physikalisch-chemischen Thatsachen hätte eigentlich zwischen den First principles und den Principles of Biology behandelt werden sollen, um das System zu einem vollständigen zu machen; Spencer beschloß jedoch weislich, sich der Gefahr, daß er nicht bis zu den kulturwichtigen soziologischen und ethischen Problemen käme, nicht auszusetzen, nur um eine formelle Vollständigkeit der geplanten Bücherfolge zu erreichen. Daß der ungeheure Plan wirklich so vollständig durchgeführt worden ist, wie es die vorstehende Uebersicht zeigt, muß unsre ungeteilte Bewunderung für die Willenskraft des englischen Denkers erwecken — besonders weil er schon seit 1855 infolge von Ueberanstrengung länger als wenige Stunden täglich zu arbeiten verhindert war.

Spencer ist in seinem Privatleben ebenso bescheiden und leichtbefriedigt gewesen wie Darwin und hat ebenso gründlich wie dieser äußerliche Auszeichnungen abgewehrt. Er hat in der That ein härteres und einförmigeres Leben als dieser gehabt, denn er besaß kein ausreichendes persönliches Vermögen als Schutzwehr um seinen Philosophenbereich, sondern war genötigt, Subskribenten auf seine geplanten Arbeiten zu suchen, um diese überhaupt ausführen zu können. Jetzt, wo sein Lebenswerk vollendet ist, bezieht er von seinen Werken freilich ein ansehnliches Jahreseinkommen; diese wirtschaftliche Unabhängigkeit kann aber, nachdem sie ihre Bedeutung für die Vollbringung und Bergung seines Lebenswerkes verloren hat, für einen Philosophen nur von untergeordnetem Werte sein.

Dilettantismus und religiöser Evolutionismus.

Treu ihrem stark praktischen und etwas denkfaulen Temperamente — für das ein revolutionäres Handeln unter dem Deckmantel konservativen Denkens näher liegt, als eine folgerichtig erstrebte Uebereinstimmung zwischen Theorie und Praxis — haben die Engländer in den letzten Jahrzehnten für die

Weiterentwickelung des Evolutionismus weniger geleistet, als man von den Landsleuten Darwin's und Spencer's erwarten sollte. Auf dem Gebiete der evolutionistischen Biologie haben sie sich oft mit der Uebersetzung und Bearbeitung der gründlichen und vielseitigen Forschungen der Deutschen begnügt — indem sie diese Forschungen in eine mehr „populäre" Form umprägten. Gegen eine Arbeit wie A. Weismann's „Kontinuität des Keimplasmas" *) hat England Patrick Geddes' Evolution of Sex **) zu setzen, eine genial popularisierende Darstellung, die mehrfache originelle Gedanken enthält, diesen aber keine gründliche wissenschaftliche Anwendung und Prüfung angedeihen läßt und im übrigen von ausausländischen, besonders deutschen Forschungen sehr abhängig ist. Die Popularisierung der Entwickelungstheorien ist in England thatsächlich mit vielem Talent betrieben worden, wie denn dieses Land in der populär-wissenschaftlichen Litteratur Europas überhaupt den ersten Rang einnimmt. Hiermit hängt auch zusammen, daß der Unterschied zwischen populär- und fachwissenschaftlichen Werken in England weniger als anderwärts ausgeprägt ist. Die zahlreichen volkstümlichen Bücher dieses Landes sind oft wissenschaftlich gediegner als die entsprechende Art der Litteratur des Festlands; andrerseits sind aber auch die fachwissenschaftlichen Werke nicht selten in etwas dilettantischem Geiste abgefaßt. Sie bilden in diesem Falle mehr eine anregende Litteratur für die gebildete und denkende Allgemeinheit als ein gediegenes neues Material für den Fachmann. Als hervorragendes und für England nach allen Seiten ehrenvolles Beispiel dieser nationalen Eigentümlichkeit kann Sir Henry Maine angeführt werden, dessen fesselnde und wertvolle Bücher über primitive soziale Einrichtungen in der Bibliothek keines Gebildeten fehlen sollten, aber doch nicht die Bedeutung von Quellenwerken haben, wie sie gewissen andern englischen oder einem Teil deutscher oder französischer Arbeiten auf diesem Gebiete zukommt.

Die dilettantische Geneigtheit, wissenschaftliche Arbeiten ohne

*) Jena, 1892.

**) London, 1889.

gründliche Vorbildung, ohne umfassende Kenntnis der auf dem betreffenden Gebiete schon vorliegenden Arbeiten und ohne den Vorsatz zu unternehmen, sonder Rücksicht auf praktischen Gebrauch und Vorteil seine Kräfte ausschließlich in den Dienst der reinen Forschung zu stellen, — diese Geneigtheit hängt mit vielen der bewunderungswürdigsten Charakterzüge des englischen Volkes zusammen. Dieses besitzt nicht nur ein fast einzig dastehendes Maß von Kraft zum Handeln, von Zähigkeit, sowie von Instinkt rücksichtslosen Vorgehens, sondern auch eine auffallende Genialität, verfehlte Handlungen durch eine bloß von „praktischem Spürsinn" geleitete fortgesetzte Handlung zu korrigieren. Deshalb ist der Engländer Utilist und Theorieverächter — nicht selten sogar als Gelehrter. Er probiert lieber, als daß er liest oder theoretisiert, und er meint nicht „zu arbeiten", d. h. er arbeitet nicht mit gutem Gewissen, wenn er nicht für einen unmittelbaren praktischen Zweck arbeitet, wenn er sich, in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes nicht „nützlich" fühlt. Deshalb sind vielleicht die akademischen Lehrbücher die besten — weil am wenigsten dilettantischen — wissenschaftlichen Litteraturerzeugnisse Englands. Vorzüglich zeichnen sich darunter die, die den biologischen Wissenschaften angehören, durch einen klaren, sachlichen und doch wissenschaftlich anregenden Ton aus.

Der Dilettantismus in vielen Spezialuntersuchungen beruht oft darauf, daß der Forscher es gar zu eilig hatte, zu „einem praktischen Ergebnis" zu kommen, oder daß er ein solches von Anfang an zu scharf im Auge gehabt hatte, so daß das, was bewiesen werden sollte, schon in die Voraussetzungen eingeschmuggelt wurde. Nichtsdestoweniger verrichtet der englische Dilettanteninstinkt unzweifelhaft recht wertvolle Arbeit für die geistige Entwickelung der Nation — sowohl dadurch, daß er gewonnene wissenschaftliche Erfahrungen popularisiert, als auch, wenn der Dilettant grade genial veranlagt ist, dadurch, daß er auf freie und unkonventionelle, von akademischem Schematismus unbehinderte Weise der Wissenschaft neue Gedanken und Vorstellungen zuführt. Unter den 450 englischen Mitgliedern der Royal Society

finden sich verschiedene wissenschaftliche Dilettanten. Der bekannte Bankier und Politiker Sir John Lubbock, der sich durch sozialwissenschaftliche und biologische Schriften bekannt gemacht hat, ist ein solcher genialer englischer Dilettant — zwar keiner der wissenschaftlich fruchtbarsten in der intellektuellen Geschichte Englands, jedoch charakteristisch für den gebildeten, geistig begabten und interessierten englischen gentleman.

Auf sozialistischem Gebiete weist England eine sehr umfängliche Dilettantenlitteratur auf, die meist gut ist, wo sie sich auf die Zusammenstellung einigermaßen erhärteter Thatsachen beschränkt, sehr konfus aber, wo sie theoretisieren will. Zur letzteren Sorte gehört ein Buch über Social Evolution*) oder die Gesetze der sozialen Entwickelung, das gleich bei seinem Erscheinen viel gekauft, gelesen und mit ungewöhnlichem Eifer besprochen wurde. Die Zeitungspresse rühmte die Arbeit mit ungefähr der gleichen Einstimmigkeit, wie die historisch, sozialwissenschaftlich und philosophisch gebildeten Fachmänner sie verurteilten. Die Veranlassung zu dieser Erregung war, daß das Buch eine „streng wissenschaftliche", „rein darwinistische" Lösung eines hochwichtigen und äußerst heikeln „praktischen" Gesellschaftsproblems lieferte und es ihm durch dieses „revolutionäre" Theoretisieren glückte, eine der teuersten Ueberzeugungen des englischen Durchschnittsbürgers zu bestätigen. Ein Dilettant — kühn durch die Unkenntnis seiner eignen Unkenntnis von den ungeheuer weitläufigen Daten und Thatsachen des Gegenstandes — bespricht das Verhältnis zwischen dem „Kampf ums Dasein", dem „Fortschritt" und der „Religion". Welches soziologische Thema kann praktisch bedeutungsvoller sein als dieses? Und was kann für einen englischen Soziologen praktischer sein als die Lösung dieses Problems durch die Entdeckung „eines bisher noch nicht formulierten Naturgesetzes (!) für die menschliche Entwickelung", das bis zum Pünktchen über dem i mit der eignen, seit Jahrhunderten so höchst erfolgreichen Praktik der Engländer übereinstimmt?

*) Von Benjamin Kidd; London 1894.

Das neue „Naturgesetz" verkündigt, daß jeder Fortschritt ohne Kampf ums Dasein unmöglich, und daß es die Aufgabe der Religion sei, den für jeden Fortschritt unumgänglichen Kampf ums Dasein zu sanktionieren. Auf der andern Seite: Ist nicht das gottesfürchtige England reich und mächtig geworden, gewaltig fortgeschritten durch seine tugendhafte Gewohnheit, für seinen Kampf ums Dasein stets die Sanktion der Religion zu suchen und zu finden?

Den Verfasser der Social Evolution will ich seinen Verehrern überlassen. Seine Auffassung des „Kampfes ums Dasein" ist brutaler und unrealistischer als irgend etwas, was etwa Darwin vorgebracht hat. Das organische Leben hat nach ihm „nicht die geringste, ihm innewohnende Tendenz, überhaupt einen Fortschritt aufzuweisen", sondern muß von einer Entartungstendenz zum Fortschritt durch den zwischen den Individuen (und den Gemeinwesen?) wütenden Kampf ums Dasein umgewandelt werden. Je mehr sozialer Fortschritt, desto schärferer, vernichtenderer Kampf ums Dasein zwischen den Gesellschaftsindividuen! Ihre Vernunft kann diese harte Bedingung des Fortschreitens unmöglich gutheißen — eine Bedingung, die in so unbarmherziger Weise das Individuum dem Allgemeinen „unterordnet", daß es „absolut kein vernünftiges Interesse an der sozialen Ordnung haben kann"! Das ist ja recht bedenklich; nun liegt es aber, mindestens in England, so vortrefflich, daß die Religion dazu da ist, das auszurichten, womit die arme Vernunft nicht fertig werden kann. Denn „eine Religion ist eine Glaubensform, die eine von der gewöhnlichen Vernunft unabhängige Gutheißung" (an ultra rational sanction) jener großen Klasse von Handlungen des Individuums liefert, bei denen seine Interessen und die des Gemeinwesens in Streit kommen und durch welche das Individuum im Interesse der fortdauernden Rassenentwickelung dem Gemeinwesen untergeordnet wird. Was über oder jenseits der menschlichen Vernunft liegt, ist übernatürlich (supernatural)! Es ist also „richtige Religion", was unser Philosoph im Auge hat. Mit dem dunkeln Ausdruck „Vorwärtsschreiten" meint er ganz einfach

die Art wirtschaftlichen und politischen Gedeihens, die England in den letzten Jahrhunderten gezeigt hat. Er identifiziert sich als Philosoph mit zwei merkwürdigen, höchst „praktischen" englischen Einrichtungen: the British Colonial Office und the Nonconformist Conscience. Eigentlich sind es diese Beiden — die Kolonialleidenschaft und die anglikanisch-puritanische Religiosität, — die in seinem Buche über „die soziale Evolution" philosophieren und denen es schließlich glückt, „ein bisher nicht formuliertes Naturgesetz der menschlichen Entwickelung" zu entdecken, das stark an deren eigne Lebensgesetze, an den rücksichtslosen Kampf ums Dasein mit religiöser Sanktion, erinnert.

Diese Art religiösen Instinkts, der alle Erfolge dienstwillig billigt, selbst wenn es gilt, reine Unvernünftigkeiten und Brutalitäten gutzuheißen, ist sicherlich noch der gewöhnlichste in England. Haben Engländer mit der Bibel in der Rocktasche „Eingeborne" in Neuseeland, Australien, Afrika und Indien niedergeschossen, so thaten sie es gewiß unter voller Billigung ihrer religiösen Gewissen — und sie werden blutige Kolonialkriege gewiß in gottesfürchtiger Weise führen, so lange es noch niederzumetzelnde oder zu Sklaven zu entwürdigende „Eingeborne" giebt, mit denen ein Krieg geführt werden kann. Der Verfasser der Social Evolution hat jedoch unrecht, wenn er in dieser praktischen Verwendung der Religion als Heiligsprecherin des sozial Gewinnbringenden etwas für das „Vorwärtsschreiten" — jetzt oder in Zukunft — Bezeichnendes sehen will. Im Gegenteil kann man in England einen Fortschritt bemerken, der darin besteht, daß jede mit Theologien verknüpfte Billigung von Handlungen des Individuums mehr und mehr an Kredit verliert und daß eine sozialethische Sanktion deren Platz einzunehmen anfängt. Daß der Einzelne sich als ein Gesellschaftsmitglied fühlt und sich dessen bewußt ist, nur in dem Gemeinwesen und durch dieses ganz er selbst sein zu können, daß er die endlose Verpflichtung gegen dasselbe anerkennt, fängt in England an, für moralisch Gutes und Böses ein entscheidendes Kriterium zu werden.

Die Religiosität — wenn wir mit diesem viel mißbrauchten

Ausdruck die große, geheimnisvolle Vernunft bezeichnen, die den Einzelnen antreibt, immer aus sich heraus und über sich selbst hinaus zu streben — die Religiosität flüchtet aus den englischen Theologien, Kirchen und Sekten und sucht sich neue Tempel in rein sozialen Einrichtungen und im sozialen Bewußtsein der Individuen. Nicht in einer Art kirchlicher conformity oder nonconformity finden wir jetzt die gesunde, für die Zukunft giltige englische Religiosität, sondern in gewissen altruistischen Stimmungen gegenüber den Mängeln des Gemeinwesens und der Erniedrigung und der Not ganzer Gesellschaftsklassen im „Kampf ums Dasein" — Stimmungen, die denen gleichen, welche Thomas Carlyle und John Ruskin zu ihren sozialen Strafpredigten begeisterten.

Die wahre, moralisch-sozial reformatorische Religiosität lebt in den Kirchen und Sekten nur so lange sie jung sind oder eine innere oder äußere Krisis durchmachen. Das beständige Auftreten neuer Sekten in England ist zweifelsohne ein Beweis dafür, daß ein wirkliches religiöses Bedürfnis — d. h. das Verlangen nach neuer sozialer Ethik und Weltanschauung, nicht nach neuer Theologie — noch überall im englischen Volke lebendig ist. Die Heilsarmee hat in der jüngsten Zeit, in ihrer halbbarbarischen, doch unentwegt altruistischen Weise gezeigt, daß das anglikanisch-puritanische Christentum imstande ist, sich für die unheimlichste und hoffnungsloseste Rettungsarbeit, für das Auffischen ertrinkender Seelen aus dem „sozialen Schlamm" Englands zu begeistern.

Von der Hochkirche der Engländer, ihren zahlreichen Freikirchen und Sekten kann man dagegen ohne Weiteres mit dem französischen Humoristen sagen: plus ça change, plus c'est la même chose. Es ist immer dasselbe anglikanisch-puritanische Christentum in ebensoviel „schützenden Verkleidungen", die alle dazu bestimmt sind, den verschiedenen Formen des sozial Angenehmen, Nützlichen, „Respektabeln", Erfolgreichen oder schlecht und recht praktisch Unumgänglichen „religiöse Sanktion" zu erteilen. Sie lassen uns erkennen, daß jede englische Gesellschaftsklasse das

Christentum so zugeschnitten haben will, daß es grade *ihre* mehr oder weniger reinliche Methode, sich im sozialen Leben Gedeihen zu erkämpfen, gutheißen könne. Es sind lauter Sonntagsreligionen, gut genug zum Sanktionieren, nicht aber, die ökonomisch-sozialen Roheiten der Arbeitswoche zu reformieren.

Die einzigen Gruppen, in denen die *theologische* Seite der Religion mit tiefem Ernst behandelt wird, sind vielleicht auf der einen Seite die römisch-katholischen Proselyten und auf der andern die Unitarier und die verschiedenen Sekten der „Freidenker". Im großen gesehen, spielen sie alle im geistigen Leben Englands jedoch nur eine unbedeutende Rolle. Die anglikanische Staatskirche, in der die Ordnung des Gottesdienstes niemals ästhetisch so nüchtern gestaltet wurde, wie in der lutherischen und reformierten, geht mehr und mehr auf das Ritual und Zeremonienwesen Roms zurück und erklärt sich für ebenso „katholisch" wie die römische oder griechische Kirche. Eine Annäherung an letztere, vorzüglich, nachdem der Versuch eines förmlichen Kompromisses mit Rom Schiffbruch gelitten hatte, hat in den höchsten kirchlichen Kreisen eifrige Anhänger gefunden. Man berechnet, daß die Russen ihre Kirche sowieso bald genug zu der in der Christenheit an Mitgliederzahl stärksten machen werden, und es könnte nützlich sein, mit diesen eine Art theologischer Brüderschaft zu haben, wenn es sich einmal endgültig um die Teilung Asiens handelt — ein Stück des Kampfes ums Dasein, dem natürlich seine „religiöse Sanktion" nicht fehlen darf.

Die Bereitwilligkeit der englischen Staatskirche, aus einem oder dem andern versteckt liegenden politischen Grunde eine Verbindung mit einer von den katholischen Kirchen oder auch gleichzeitig mit beiden einzugehen, beweist ebenso wie das üppig wuchernde Sektenwesen, daß die Religionsform selbst in England keinen entscheidenden, nationalen Wert mehr hat. Die Engländer lieben es, sich zu zahlreichen Theologien zu bekennen und sind gern bereit, beim Zusammenflicken weltgeschichtlicher Scheidungen zu helfen. Sie haben nicht mehr das Bedürfnis, als Nation theologisch einheitlich und von andern Völkern verschieden zu sein.

Nicht mehr durch ihre theologischen, sondern durch ihre ökonomisch-politischen und ethischen Werttabellen wollen sie sich als Nation, als kollektive Individualität fühlen. Was sie in gewöhnlicher Rede ihre „nationale Religion" nennen, ist nur das Ueberbleibsel einer christlichen Theologie, die sie zu der Hofpredigeraufgabe entwürdigen, ihre erfolgreichsten Methoden im Kampfe ums Dasein unter einander und mit fremden Völkern gut zu heißen. Der Engländer weiß recht wohl, daß er in dieser Welt so erfolgreich, wie er das sein *will*, ohne zu „sündigen" nicht sein kann, und seine Selbstachtung gebietet ihm, von seiner Religion zu verlangen, daß diese ihm seine für den Erfolg notwendigen Sünden mit gutem Gewissen und mit dem Gefühle, rein dazustehen, begehen lasse. Der Puritanismus ist eine Religion, welche „reinigt" — auch von unbarmherzigem, blutigem Tagewerke, das aus roher Abenteuerlust und Gewinnsucht unternommen worden ist.

England und die vergleichende Religionsforschung.

In gewisser Uebereinstimmung mit ihrer eigentümlichen Haltung gegenüber der Religion und Theologie, steht das Verhältnis der Engländer zur neuzeitigen Religionsforschung. Diese wird bei ihnen keineswegs vernachlässigt, entbehrt aber der offiziellen Anerkennung in der akademischen Welt und lebt großenteils von der unmittelbaren Mitarbeit ausländischer Forscher, deren Vorträge und Werke nachher in englischer Sprache herausgegeben werden. Der deutsch-englische Gelehrte Max Müller, seit 1869 Professor der vergleichenden Sprachforschung an der Universität in Oxford, ist ja der bekannteste, wenn auch nicht der gediegenste Schriftsteller für vergleichende Religionsforschung.

Die Anregung, sowohl zu der weniger dogmatischen und mehr sozial-ethischen „breitkirchlichen" Bewegung in England, wie zu der mittelalterschwärmerisch theologisierenden anglo-katho-

lischen Reaktion kam von Deutschland — wo Hegel's Philosophie „den historischen Sinn" erweckt und diesem einerseits eine kritisch-rationalistische und andrerseits eine poetisch-mystische Richtung gegeben hatte. Eine Folge dieser ersten Anregung war es ohne Zweifel, daß ein gewisser Robert Hibbert, gestorben 1849, in seinem Testamente die Zinsen von einer größeren Summe „zur Verbreitung des Christentums in seiner einfachsten und leichtest-faßlichen Gestalt und zur Beförderung der Ausübung eines unbe-schränkten persönlichen Urteils in religiösen Dingen" anwies. Bis 1877 wurden diese Geldmittel ausschließlich zur höhern Aus-bildung christlicher Pfarranwärter und seit 1895 in gleicher Weise verwendet. In der Zwischenzeit kam das Geld entsprechend den liberaleren Anordnungen in Hibbert's Testament zur Verwen-dung — hauptsächlich infolge der Ermahnung religiös frei-sinniger Männer, wie James Martineau, W. B. Carpenter, Max Müller, John Muir, A. H. Sayce und James Drum-mond. Diese und noch andre sandten an den Hibbert-Fonds ein Schreiben, worin sie darauf hinwiesen, daß „ekklesiastische Interessen und Parteivorurteile" in den höhern religiösen Lehr-anstalten des Landes bisher „jede kompetente Kenntnis und kritische Gewandtheit" im unparteiischen Erforschen der Wahr-heit auf religiösem Gebiete verhindert hätten. In Deutschland und Holland hätte bereits „eine vorurteilsfreie Behandlung der Theorie und Geschichte der Religion eine reiche Litteratur ins Leben gerufen" und es wäre nun an der Zeit, daß der Hibbert-Fonds „über die wichtigsten Ergebnisse der neuern Forschungen auf den Gebieten der Philosophie, Bibelforschung und der ver-gleichenden Religionswissenschaft" Vorlesungsserien einrichtete. „Kurse von nicht weniger als sechs Vorträgen könnten Jahr für Jahr in London und den größten Städten Großbritanniens abgehalten" und „diese Vorträge dann durch Druck veröffentlicht werden, wodurch die Allgemeinheit freien Zugang zu den Er-gebnissen der freien Forschung auf religiösem Gebiete gewönne".

Dieses Programm wurde vom Vorstande des Hibbert-Fonds angenommen, und jetzt giebt es über ein Dutzend ansehnlicher

Bände der Hibbert-Lectures „über den Ursprung und die Entwickelung der Religion" im Lichte historischer Berichte über die Religionssysteme der großen alten Kulturvölker. Max Müller eröffnete die Serie von 1878 im „Kapitelhaus" der Westminster-Abtei mit Vorträgen über die Religionen Indiens. P. Le Page Renouf hielt 1879 Vorlesungen über die Religion des alten Aegyptens; T. W. Rhys Davids, der ausgezeichnete Palisorscher, 1881 über die Geschichte des indischen Buddhismus, und Professor Otto Pfleiderer in Berlin, Professor A. Koenen in Leiden, Professor Albert Réville in Paris, Professor A. H. Sayce in Oxford, Professor d'Alviella in Brüssel und mehrere andere setzten diese Arbeit Jahr für Jahr fort. Alle Vorträge sind inzwischen in London gedruckt erschienen.

Diese Verwendung des Hibbert-Fonds dürfte den 1886 verstorbenen Schotten Lord Gifford veranlaßt haben, laut Testament 25 000 Pfund Sterling der Universität Edinburg, je 20 000 Pfund denen in Glasgow und Aberdeen und 15 000 der St. Andrews-Universität in Schottland zu dem Zwecke zu hinterlassen, daß sie Vorlesungsstühle unterhielten, zur Beförderung der Lehre und Verbreitung des Studiums der natürlichen Theologie in der weitesten Bedeutung des Wortes, d. h. der Erkenntnis Gottes . . . seiner Natur und Eigenschaften, des Verhältnisses des Menschen und der Welt zu ihm, der Natur der Moral und Sitte und der Grundlagen aller Pflichten, die sich daraus ergäben". Der „Senatus Academicus" einer jeden der vier schottischen Universitäten sollte die Fonds verwalten und die Vortragenden bestimmen. Letztere sollten nur für zwei aufeinander folgende Jahre erwählt werden und niemals einer der Vortragenden Gifford's in derselben Stadt länger als zusammen sechs Jahre bleiben, damit der Gegenstand von verschiedenen Geistern beleuchtet werden könne". Die Vortragenden sind keiner Prüfung oder geistigen Verpflichtung unterworfen, „sie können jeder beliebigen Kirche oder Religion angehören, oder brauchen auch, wie man zuweilen sagt, gar keine Religion zu bekennen, sie mögen sogenannte Skeptiker, Agnostiker oder Freidenker sein, nur vorausgesetzt, daß es tüchtige

edle Männer, wahrheitsliebende Denker, aufrichtige Anhänger und ernste Erforscher der Wahrheit sind", schreibt der Testator in seiner Schenkungsurkunde. Er erklärte weiter, daß er wünsche, die Vortragenden möchten ihren Gegenstand „als eine Naturwissenschaft behandeln" und ihre Vorträge „öffentlich und volkstümlich, nicht nur für Universitätsstudenten" halten.

Die „Times" schrieben in einem Leitartikel über dieses Testament, daß der ganze Plan „von zweifelhaftem Werte und voller Gefahren sei" und „daß die Folge ein intellektuelles Babel sein werde". Andre Zeitungen dagegen erklärten das Testament „als von höchstem Interesse" und meinten, daß „Lord Gifford's Stiftung grade im rechten Augenblick zustande gekommen sei". Thatsächlich hat die Gifford-Stiftung beiweitem nicht so umwälzend gewirkt, als man nach dem Wortlaute des Testaments vielleicht hätte erwarten können — und das natürlich dank einem konservativen und vorsichtigen „Senatus Academicus". Zwar ist Max Müller einer der Vortragenden Gifford's gewesen, und auch andre Vorträge sind über vergleichende Religionsforschung gehalten worden, aber zum größten Teil hat das Vermächtnis für streng christliche Studien Verwendung gefunden.

Außer diesen beiden Stiftungen haben sich die englischen Unitarier (Leugner der Dreieinigkeitslehre) um die vergleichende Religionsforschung verdient gemacht. Sie haben nämlich in ihrem college in Oxford, im Manchester College, eine beständige Professur für dieses Fach — in Großbritannien die einzige ihrer Art — errichtet. Dieses Amt wird von J. Estlin Carpenter bekleidet. Die Oxforder Universität hat sich jedoch den Dank aller Religionsforscher dadurch verdient, daß sie aus ihrer Druckerei eine Reihe englischer Uebersetzungen vieler der wichtigsten Religionsurkunden des Orients hat hervorgehen lassen. Max Müller redigiert diese Serie, die jetzt ungefähr 50 dicke Bände umfaßt. Unter den Uebersetzern befinden sich zahlreiche, berühmte Orientalisten: Max Müller selbst, der Zendforscher J. Darmesteter, der Sanskritforscher Georg Bühler, der Litteratur- und Sprachkenner auf arabischem Gebiete E. H. Palmer, der Pali-

forscher T. W. Rhys Davids und der gelehrte Kenner der religiösen Litteratur Chinas, James Legge.

An der Universität in Oxford studiert man Brahminismus, Buddhismus und Mohamedanismus — doch nur als apologetics, d. h. zum Beweise für die Ueberlegenheit des Christentums, „was kein wissenschaftlicher Gesichtspunkt ist", wie Professor J. E. Carpenter sich in einem Briefe hierüber ausdrückte.

Man sieht also, daß es nur privater Unternehmungsgeist war, der die vergleichende Religionsforschung in England gefördert hat, wogegen die Universitäten es unterlassen haben, sie — wie es z. B. in Frankreich, Deutschland, Holland und Amerika geschehen ist — als neue Wissenschaft offiziell anzuerkennen. Außer den schon genannten Werken verdienen Erwähnung Trübner's Oriental Series — eine Reihe von mehr als 60 Bänden Uebersetzungen und Originalarbeiten, die die orientalischen Religions-, Litteratur- und Kulturverhältnisse beleuchten. Für die Kenntnis der Kulturgeschichte und der jetzigen Zustände des ostindischen Vasallenreiches ist diese Sammlung wichtig. Das Bedürfnis der anglo-indischen Zivilbeamten an einer solchen Litteratur hat wohl bei Herausgabe der Serie mitgewirkt, und viele der dabei beteiligten Uebersetzer und Schriftsteller haben dem Indian Civil Service angehört. Auch die Religionen und Philosophien Chinas sind in dieser Bibliothek behandelt. Die reiche, durch umfängliche Verlagsthätigkeit hervorragende Society for Promotion of Christian Knowledge hat eine Reihe kleiner Handbücher über Non-Christian Religious Systems — die meisten von bewährten Fachmännern verfaßt — herausgegeben. T. W. Rhys Davids' Buch über Buddhismus ist ein kleines Meisterwerk seiner Art. Des Professor Douglas' Arbeit Confucianism and Taouism ist gleichfalls wertvoll als Einleitung zu tiefern Studien der Religionsgeschichte Chinas.

Im übrigen haben sich ja Englands große Anthropologen und gesellschaftswissenschaftliche Archäologen große Verdienste auch um die vergleichende Religionsforschung erworben. Man braucht

da nur Edward B. Tylor zu nennen, dessen Arbeit Primitive Culture einen der anregendsten Beiträge zur Urgeschichte des Menschengeistes bildet. Als streng wissenschaftlicher Bahnbrecher für vergleichende Religionsforschung steht Tylor ohne Zweifel höher als Müller, und während des letzteren Autorität in diesem Fache mehr und mehr bestritten zu werden anfängt, ist das Ansehen Tylor's im Steigen. Es ist jedoch bezeichnend für Tylor und viele andre berühmte Arbeiter auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsforschung, daß sie, in Uebereinstimmung mit Englands besten wissenschaftlichen Ueberlieferungen, einer erkünstelten Spezialisierung möglichst aus dem Wege gehen und diesen Stoff als untrennbaren Teil der allgemeinen Geschichte und Theorie der Gesellschaftsentwickelung behandeln. Sie sind sozialwissenschaftliche, nicht einzig und allein religionswissenschaftliche Altertumsforscher. In diesem Umstande liegt eine Gewähr für die Entwickelung gesunder Religionsforschung in England; denn erst dadurch, daß die Entstehung und Geschichte der Religionen im Zusammenhang mit der Entstehung und Geschichte der andern gesellschaftlichen Erscheinungen studiert wird, darf man hoffen, einmal das beste Ergebnis in diesem Wissenschaftszweige zu erreichen — nämlich eine möglichst umfassende und allgemein menschlich giltige Vorstellung von dem Wesen und der Aufgabe der Religionen. Die vergleichende Religionsforschung bildet nur einen der vielen Zweige der vergleichenden Gesellschaftsforschung.

Viertes Kapitel.

Bildungsmaterial.

London als Wallfahrtsort für Schönheitsliebhaber.

Dadurch, daß London, als Stadt betrachtet, zu den unleidlichsten Zivilisationserzeugnissen gehört, denen das ästhetisch empfängliche Auge begegnen kann, hat sich der Fremde daran gewöhnt, den Wert dieser Stadt für den ästhetische Bildung und Genuß Suchenden zu unterschätzen oder ganz zu übersehen. Daß London einige Bedeutung für die Ausbildung des modernen Künstlers haben, daß eine Studienreise nach Paris und den Niederlanden mit großem Vorteil auf das von dort so schnell und billig zu erreichende London ausgedehnt werden könne, daran denkt nur selten jemand.

Man weiß wohl, in wiefern London in dieser Hinsicht *nicht* viel wert *ist*. Die Kunstschulen und Ateliers Londons können nicht als Ersatz für die in Paris dienen. Kein Künstler kann sich zum Zweck eigentlicher Arbeit oder überhaupt längeren Verweilens nach London wenden. Das Leben daselbst wird in so hohem Grade vom Geiste des materiellen Erwerbs beherrscht und ist so unmalerisch und freudenleer, daß die meisten Künstlerseelen dabei notwendigerweise verkümmern und ihre gute Laune und ihr gutes Gewissen als beschauliche, ästhetisch unterscheidende Menschen verlieren müssen. Die ewig breiigen Rauch- und Dunstmassen der Atmosphäre können die Sache nicht verbessern. Auch ist die englische Landschaft — vielleicht mit Ausnahme Cornwalls — nicht frei von jener Sentimentalität, die ein milder

und allzu feuchter Luftstrich erzeugt und die schließlich auf das Gemüt ebenso bedrückend wirkt, wie Londons graue, triviale, unfaßlich einförmige Straßen. London ist ein großer Markt — für alles Erdenkbare unter der Sonne, doch schwerlich für moderne Erzeugnisse fremder Künstler, denn die einheimischen Künstler sind zahlreich genug und kennen den Geschmack ihres Publikums.

Nein, die Bedeutung Londons für ausländische Künstler ist nur von einer einzigen Art, aber doch nicht unansehnlich. Diese liegt in seinen großartigen und in gewisser Hinsicht unvergleichlichen Kunstsammlungen. Die Engländer selbst spielen darin wohl auch eine, jedoch keineswegs die erste Rolle. Sie haben zwar wichtige künstlerische Anregungen gegeben, z. B. Reynolds, Constable und Turner in früherer, und Burne-Jones, Madox Brown, Rossetti, Watts und andre Maler, sowie der Kritiker Ruskin und die Kunsthandwerker William Morris, Walter Crane u. a. in der jetzigen Zeit. In den meisten Fällen haben sich die Engländer jedoch als unfähig erwiesen, sich die neuen Anregungen, die sie von ihren großen ästhetischen Führern erhielten, tief anzueignen und frei zu entwickeln. Ihr für den Kunstliebhaber wertvoller Zug ist die glückliche, jetzt oft vom feinsten Unterscheidungsvermögen geleitete und stets von unbegrenzten ökonomischen Hilfsmitteln unterstützte Manie, Kunstwerke, besonders „alte Meister", sowie kunstgewerbliche Gegenstände aus allen Ländern und Zeiten *aufzusammeln*. Der Staat sowohl, als auch unzählige Privatpersonen, sind hierin beständig thätig.

Man hofft in unsern Tagen ja auf eine neue Wiedergeburt der Kunstindustrien, und vieles deutet darauf hin, daß diese etwas von ihrer verlorenen Lebenskraft dadurch wiedergewinnen könnten, daß wir bei unsrer eigenen großen Vergangenheit und bei einigen morgenländischen Völkern, die ein Handwerkswesen mit echtem Kunstleben darin hatten und noch haben, in die Lehre gehen. Kräftigere, reichlichere Eingebungen dieser Art kann man außerhalb Italiens kaum erhalten, als

in dem riesigen Londoner Kunstindustriemuseum in South Kensington. Alles, was Italiens und Frankreichs Mittelalter und Renaissance an Schönstem, Charakteristischtem und Ausgewähltestem in den „niederen" Künsten geboten haben, ist hier in würdigen Originalarbeiten oder guten Nachbildungen vertreten. Schon die Metallarbeiten und die Fayencen allein füllen große Säle. Die Sammlung alter Arrasgobelins kann sich sogar mit der des Musée Cluny in Paris messen. Die ostindischen und japanischen Sammlungen haben in der Welt wohl nicht ihresgleichen. In ihnen gewinnt man eine neue Auffassung von dem Schönen, eine Ahnung von einem exotischen Schönheitsgefühl, die einem durchs Leben nachfolgt und viele Stimmungen und Eindrücke seltsam verändernd beeinflußt.

Bildhauer und Baumeister finden im britischen Museum ein Griechenland außerhalb Griechenlands. Die bisweilen gradezu unverschämte englische Sammelwut hat es ihnen bequem gemacht, hier eine Menge der schönsten gemeißelten Marmorblöcke der Welt zu studieren. Nicht in Athen, sondern in London ist es, wo sie das Beste, was unsre Zeit von den Beiträgen eines Phidias zu der herrlichen Ausschmückung des Parthenons noch bewahrt hat, betrachten können — Teilstücke von Gruppen aus dessen beiden Giebelfeldern und den größten Teil des gegen 170 Meter langen Reiterfrieses (zusammen bekannt unter der thörichten Museumsbezeichnung „The Elgin Marbles"). Ein andrer der mächtigen Säle des Museums ist mit sämtlichen Ueberresten eines der sieben Wunder der alten Welt, des Mausoleums in Halikarnassos, angefüllt. In einem weiteren Saale findet sich wieder das Meiste ausgestellt, was von einem noch berühmteren, ähnlichen Wunderwerke, dem Tempel der Diana in Ephesus, übrig ist. Ein englischer Tourist, der unlängst nach Ephesus kam, um die Tempelruinen der Göttin zu sehen, wurde von seinen Führern auf — London zurückverwiesen. So rein abgelesen war dieser „Fundort"! In einem vierten Saale findet man Alles, was von dem sogenannten Nereïdenmonument mit seiner einzig dastehenden, entzückenden rhythmischen Reihe von schlanken, ele-

ganten Frauenkörpern in lebendiger, schöner Bewegung und umhüllt von dünnen, bis zu den Füßen reichenden Gewändern — meerfrischen, frühlingsheitern Schöpfungen der edelsten griechischen Phantasie — nur auszugraben und zu verladen war.

Wo, außer in Neapel, kann man griechische, etrurische und römische Terrakotta- und Bronzekunst besser studieren, als im Britischen Museum? Und wo gewinnt man einen tiefern Eindruck von der assyrischen, ägyptischen und indischen Kunst? Wie vieles findet sich nicht hier, dessen Seltsamkeit uns hindert, seinen unvergänglichen, allgemeinmenschlichen Kunstwert zu entdecken! Und wie wunderbar anregend sind hier schwerbegreifliche und leichtfaßliche, fremde und wohlbekannte Dinge mit einander vermischt! Im Vorsaal zu der gewaltigen Galerie, wo assyrische Sphinxe und ägyptische Pharaonen eine Mauer versteinerter Ungetüme, eine eigne Welt düstrer und schwerer Phantasieerzeugnisse, streng konventioneller Kunstideale bilden, genießt das Auge auch den heitersten, schönst realistischen und den edelsten Anblick, den die Kunst zu bieten vermag: junge griechische Götter und Athleten, die nach Originalen von Scopas, Myron, Polykleitos und Praxiteles in Marmor gearbeitet sind.

Welch unendliche Verfeinerung aller ethischen Probleme bei diesen Griechen! Myron's Diskuswerfer — eine geschmeidige Jünglingsgestalt, vom Künstlerauge in dem Moment erfaßt, wo sie sich unter Anspannung jedes Muskels federartig zusammengebeugt hat, um mit einem Sprunge und einem Schwunge des Arms die runde Metallscheibe auf die Wettbahn hinauszuschleudern. Es ist die Sekunde vor der Bewegung und deren volle Ausbruchskraft, die der Künstler wiedergegeben hat. Die wahrhaft athletenmäßige Anstrengungslosigkeit und Eleganz, womit die Bewegung eben erfolgen soll, verleiht der Gestalt die Ruhe, die das griechische Schönheitsgefühl so besonders liebte. Und dicht daneben, wie um diesen Zug stärker zu betonen, sind einige Nachbildungen des „Diadumenos" von Praxiteles aufgestellt. Dieser *hat* schon gekämpft und gesiegt. Der junge Athlet steht hoch und gerade aufgerichtet, in zwangloser Haltung mit ruhigen

Muskeln da und erhebt die Arme, um sich das eben erworbene Siegeszeichen — ein einfaches, schmales Band — um die Stirn zu winden. Eine gewisse Zerstreutheit in der Bewegung und ein Anflug von Schwermut in dem sanft vorgebeugten Haupte verscheuchen jede Spur allzu selbstbewußten Stolzes oder naiver Prahlsucht, die dem Gegenstand der Darstellung menschlich ja so nahe liegen könnte. Neben diesen herrlichen Beweisen dafür, wie tiefsinnig männlich der Schönheitsbegriff der Griechen im Grunde war, erscheint die unvergleichliche, von einem tragischen Schönheitsgefühl beseelte knidische Demeter als würdigster Hinweis auf deren Fähigkeit, tiefsinnig und fein auch auf „das ewig Weibliche" zu blicken. In ein langes, weich und reich fallendes Gewand gekleidet, sitzt sie da, das traurige und doch stolze und schöne Gesicht dem einfallenden Lichte nach aufwärts zugewendet — eine Mutter, die nach langer, qualvoller Wanderung ihre entführte Tochter in der bleichen, stillen Unterwelt suchte. The tranquillity born of it, has passed into her face, sagt ein englischer Kritiker. Eine Mutter, die mit den Mächten des Totenreichs um ihre Tochter kämpfte — wo wurde diese Variation der Frauennatur und des Frauenschicksals jemals mit mehr ergreifender Schönheit behandelt als in dieser Demeter? Mit Recht dürfen unsre besten Kunstkenner sie als des Meißels eines Praxiteles oder Skopas würdig erachten. Vor mehr als 2000 Jahren wurde dieses unvergänglich schöne, marmorne Ehrendenkmal der Ausdauer des Mutterherzens im Lieben und Leiden in einer Kleinstadt an der Südwestküste Kleinasiens errichtet. Mögen wir Modernen, wir Frauenverehrer par excellence, nach unsern Lorbeern Umschau halten!

Die lange Eingangsgalerie zu diesem hellenischen Jugend- und Schönheitsreiche ist mit römischen Kaiserbüsten geschmückt — mit Marmorporträts, die die machtvollsten zwei Jahrhunderte in der tausendjährigen Geschichte Roms, die Zeit zwischen Julius Cäsar und Septimius Severus darstellen. Welch unerschöpfliche Kraft und felsenfeste Entschlossenheit in Cäsar's hartgeschnittenen, gedankenvollen Zügen! Wo sieht man einen schöneren und typi-

scheren Römerkopf als den des Augustus mit den breitgewölbten Schläfen, den majestätischen Augenlinien und dem feinen, willensstarken Munde? Trajan hat eine niedrigere Stirn, Hadrian weniger Herrscherkraft in den Zügen. Antoninus Pius vereinigt unverfeinerte Kraft mit schwerem sittlichem Ernste. Der Philosoph-Imperator Mark Aurel hat große hervortretende Augen, über die die Lider — wie halb aus Müdigkeit und halb aus Nachsinnen — ein wenig herabgesenkt sind. Das edel geformte Gesicht wird von einem schwachen, skeptischen Lächeln erhellt. Das ist kein Mann, der mit Feuereifer zu handeln vermag, denn er hat zuviel über die Gründe und Folgen des Handelns nachgedacht — und hat beide sehr zweifelhaft gefunden. Das Gegenteil von ihm ist Septimius Severus, eine starke, rauhe Soldatenseele mit keinem geistigen Lichtschimmer über den harten Gesichtszügen und doch mit einem Zug von antikem Gleichmut im Wesen. Dieser Zug erklärt seine achtzehnjährige Imperatorschaft zu einer Zeit, die nahe daran war, den Kaisermord für eine Reichseinrichtung zu erklären, nicht ohne Ursache, wie uns ein Blick auf Nero's dünkelhaften Stierschädel oder Caracalla's heimtückische Verbrecherphysiognomie lehrt.

Zwischen den Büsten Hadrian's und seiner Gattin, genau in der Mitte der langen Imperatorlinie, treffen wir auf eine der schönsten plastischen Schöpfungen der Römerzeit, die uns in vielen Marmorbildwerken, doch nirgends schöner als im Britischen Museum aufbewahrt ist, — auf den Sklavenjüngling, Kaisergünstling und schließlichen Halbgott Antinous. Seine wunderbar schönen, von dem religiös begeisterten Bildhauer idealisierten Züge erscheinen hier übermenschlich monumental und doch von traumhaftem Reiz gesättigt. Auf der stolzen, klaren Jünglingsstirn ruht ein schwerer Weinrankenkranz, unter dem das volle Haar in weichen, schattigen Locken hervorquillt und die leichte, mutwillig vorgebeugte Haltung des Kopfes motiviert. Die merkwürdig graden Augenbrauen beschatten einen großen, schönen Blick, der schwermütig-selig nach einem unsichtbaren Traumesland gerichtet ist. Auf den dionysisch üppigen, in der reinen

Form des Amorbogens geschnittenen Lippen spielt ein zweideutiges Lächeln, das Gutes und Böses freimütig abwägt und etwas von der rosenfarbenen, olympisch sorgenfreien Lebensstimmung der alten Götter an sich hat.

Antinous zwischen den Römerkaisern! Ein Stoff für den Meißel des Praxiteles unter den schwerhändigen, naturalistischen, dennoch aber keineswegs geistlosen römischen Bildhauern. Eine wunderliche Ironie des Schicksals, daß uns grade das Rom Hadrian's dieses unvergleichliche, philosophisch-mythologische Gedicht in Marmor schenken sollte. Betrachtet man den jugendlichen Idealkopf des Antinous, so denkt man zuerst an den Eros des Praxiteles, dann aber unwillkürlich an eine ganze Reihe junger griechischer Gottheiten — vor allem an Dionysos, Hermes und Apollo. Antinous ist ein Mensch, wenn auch religiös verklärt, und folglich reicher an menschlichen Gegensätzen als ein Gott. Seine Stirn ist apollinisch geistvoll und formenstreng, seine Lippen sind dionysisch sinnlich, verräterisch mutwillig, und hinter seinem schwärmerischen Blicke lauert ein Eros, der sowohl schaffend, als auch zerstörend ist.

Nun geh' einige Stufen hinunter nach der assyrisch-ägyptischen Cyklopengalerie und betrachte die zentnerschweren Steinplatten vom Palaste Aschur-nasir-pals in Calah, einer Stadt, älter als Ninive. In Flachrelief, geschnitten mit meisterhafter Sicherheit und unfehlbarem Gefühl für dekorative Gesamtwirkung, sind die Thaten des Herrschers im Krieg und auf der Jagd dargestellt. Mit dem leichten, zweiräderigen Streitwagen stürmt das Viergespann über den Wüstensand dahin. Aufrecht und machtvoll steht der König der Assyrer darin und spannt seinen langen, schweren Bogen mit entblößten Armen, deren Muskeln von Eisen zu sein scheinen. Einen härteren, stolzeren und stärkeren Mann als diesen Aschur, der nun mehr als zweiundeinhalb Jahrtausend in seinem Wüstengrabe ruht, wird man selten zu sehen bekommen. Der Künstler, der den von seinen langen Pfeilen getroffenen Löwen mit solcher Naturwahrheit meißelte, hat uns in seinem schönen orientalischen Profil und

in seiner Haltung das Bild eines schwer ergründlichen Charakters — ein mystisch-geistvolles Kunstwerk in seiner Art, nicht bloß eine verzierte Wandplatte — geboten. Glaube auch niemand, daß Rhamses II., der mit göttergleichem Hochmut und stolzer Ruhe uns aus dem vor 3200 Jahren bearbeiteten Porphyrblocke anschaut, nur ein leerer Name und ein Stein aus einer Grabstätte sei. Die Kunst hat rund um das Gestade des Mittelmeeres in den letzten 4000 Jahren verschiedene Mundarten, doch nur eine Sprache gesprochen. Die wunderbaren, kolossalen Monumentalstandbilder von Rhamses, von Meisterhand aus bronzehartem Material gehauen, sind Erzeugnisse einer hohen Bildniskunst. Wir müssen dabei nur wissen, daß sie bezweckten, etwas mehr als Porträts zu sein. Die alten Aegypter waren Idealisten und in ihrer Phantasie verwandt mit den Felsen, die sie im Ganzen bearbeiteten oder in große Stücke zerschnitten und zu Pyramiden und Riesentempeln zusammenfügten.

Im Britischen Museum ahnt man, daß geschichtliche Zeiten nach psychischen, nicht nach physischen Pendelschlägen zu messen sind. Es kann zuweilen vorkommen, daß vier Jahre zwischen Mensch und Mensch einen größeren Abstand bedeuten, als viertausend Jahre. Die Kunst der entlegensten Zeiten ist einmal Jugend-, einmal Alterskunst, entweder Vernunfts- oder Gefühlskunst, entweder Realismus oder Konventionalismus, und je nachdem wir selbst jung oder alt, intelligenzdürr oder gefühlsfrisch, Anhänger der Wirklichkeit oder Verehrer der Konvenienz sind, werden wir sie auch verstehen — unabhängig von den Jahrtausenden, die uns von ihr trennen.

Was endlich den Maler angeht, so kann dieser, mindestens solange er nördlich von den Alpen weilt, es nicht ohne Nachteil versäumen, Londons Nationalgalerie und die Gemäldesammlungen im Buckingham Palast und Hampton Court Palast, sowie in zahlreichen Privatpalästen in und um London aufzusuchen. Beim Durchblättern jeder neueren Monographie über einen großen italienischen oder holländischen Meister muß man unwillkürlich staunen über die Menge seiner Werke, die in den reichen Heim-

stätten Englands ihren Platz gefunden haben. Aus diesen ist einmal eine Velasquez-Ausstellung zusammengebracht worden, deren Vollständigkeit nur von Spanien überboten werden könnte. Sogar der aus dem Haag oder von Amsterdam kommende Rembrandt-Verehrer wird in London zwei oder drei der Beachtung werte Sammlungen finden.

Ein Tempel der Kultur.

Das Britische Museum ist die seltsamst gemischte und nächst dem Louvre die großartigste Sammlung kulturwichtiger Dinge auf Erden. Seine einzelnen Abteilungen erscheinen auf den ersten Blick als ein echt englisches Sammelsurium der verschiedensten Dinge. Eigentlich giebt es keinen Wissenszweig und keine Kunst, die nicht mit Hilfe dieser Sammlungen studiert und gepflegt werden könnten, denn die praktischen Engländer haben sich ordentlich ein Vergnügen daraus gemacht, darin eine Weltbibliothek mit anderthalb Millionen Bänden, ein griechisch-römisches, ein ägyptisches, ein assyrisches und ein indisches Kunstmuseum, eine riesige ägyptologische Sammlung und eine nicht weniger imponierende griechisch-etruskisch-italienische Terracotten- und Bronzensammlung, eine angelsächsische und eine anglo-romanische Altertumssammlung, ein allgemeines Museum für Völkerkunde, eine Sammlung mittelalterlicher Altertümer, eine Münzen- und Medaillensammlung, eine Kupferstich- und Zeichnungssammlung, eine japanische Gemäldesammlung, eine chinesisch-japanische und eine europäisch-orientalische keramische Sammlung, eine römische, venetianische und deutsche Glassammlung und ein großes naturgeschichtliches Museum mit den vollständigsten zoologischen, botanischen, geologischen und mineralogischen Sammlungen unterzubringen. Was die letztgenannten betrifft, haben diese glücklicherweise ihren besondern Platz in South Kensington gefunden; alle übrigen aber sind in dem großen Gebäudeblock in Bloomsbury, der speziell den Namen Britisches Museum führt, zusammen-

gedrängt. In dessen majestätischen Sälen haben der Bücherwurm und der Altertumsfreund, der Orientalist und der Archäolog, der Ethnograph und der Geschichtsforscher, der Liebhaber der japanischen Malerei, der arabisch-persischen Keramik oder der venetianischen Glasbläserkunst und der Kunsthistoriker im allgemeinen eine einzig dastehende Gelegenheit zu Studien und Forschungen. Die Malereien der verschiedenen chinesischen und japanischen Kunstschulen und die Handzeichnungen der Meister der italienischen Renaissance, der holländischen Landschaftsmalerei und des französischen Rokoko bieten schon allein reichen Stoff für die fruchtbarsten ästhetischen Studien. Hier findet sich eine Ueberfülle von Untersuchungsmaterial, das Forscher jeder Art ihr Leben lang beschäftigen kann und dennoch für kommende Geschlechter etwas zu thun übrig läßt.

Mit jedem neuen Jahre, in dem man seine Wanderungen, seine Schreib- und Lesearbeiten im Britischen Museum fortsetzt, sieht man sein Wissen, aber auch — und in noch rascherem Tempo — das Gefühl seiner Unwissenheit vermehrt. Ein täglicher Gast in diesem Tempel der Kultur muß notwendig mehr und mehr von allen den Wissensgebieten sehen oder ahnen, auf welchen er niemals soweit kommen wird, sich als Spezialist heimisch zu machen. Er mag getreulich seinem eignen Wissenszweige obliegen, immer wird er bei jedem neuen Gange durch die endlosen Galerien in zunehmend erdrückender Weise erinnert werden, daß sich Wissensfelder von unbegrenzter Weite um ihn ausbreiten und daß sein eignes Wissen verurteilt ist, ihn im höchsten Falle zu der Einsicht zu führen, daß der einzelne Mensch außer stande ist, mehr als einen verschwindenden Teil von dem, was das lebende Menschengeschlecht weiß, in sich aufzunehmen.

Ein Spaßvogel ist darauf verfallen, von Sokrates zu sagen, daß dieser griechische Weise in seiner Bescheidenheit bekannt habe, er wisse nur, daß er nichts wisse, ja, daß er in seiner Bescheidenheit zuweilen nicht einmal mit Bestimmtheit habe behaupten wollen, daß er *das* wisse! Diese Bescheidenheit in der Uebung der Tugend der Bescheidenheit war den Philosophen der alten

Zeit keineswegs fremd — denn sie reden alle mit recht großem Selbstbewußtsein über gewisse Dinge — und sie kann für die Selbstachtung und den Forschermut des wissensdurstigen Wandrers im Britischen Museum eine recht willkommene Stütze bilden. Höchstens mag dieser in folgender Weise räsonieren: wenn die Herren auch die Hieroglyphen auf den Binden der ägyptischen Mumien oder die Keilschrift auf assyrischen Sphinxen oder das Gekritzel auf etruskischen Grabdenkmälern oder die Rundschrift auf den 1500 Jahre alten ceylonischen Palmenblättern oder die viereckige Schriftmalerei der alten chinesischen Religionsbücher u. s. w. entziffern können, so ist doch sicherlich keiner im Wissenszweige des andern unterrichtet und in dem meinigen auch nicht.

Universelle Gelehrsamkeit kann es jetzt nur noch in einer universellen Vereinigung von Fachgelehrten geben. Die Universalgenies der Vorzeit und des Mittelalters gehören ebenso hoffnungslos zu dem unwiderruflich Vergangenen, wie jene Riesentiere der Vorzeit, deren Gerippe uns die Paläontologen wieder zusammengestellt haben. Für alle Zukunft werden die Gelehrtesten der Menschheit gezwungen sein, ein beschämendes Gefühl tiefer Unkundigkeit, knapper Selbstbegrenzung und hilfloser Unfähigkeit, alles das zu beherrschen, was menschliche Gehirne *wissen können*, mit sich herumzutragen. Die Zeit der Selbstherrscher im Reiche der Gelehrten ist vorüber; dieses ist zur Republik geworden, und es gilt nun, eine Kleinigkeit von sozialem Enthusiasmus zu haben, um nicht zu der tiefhypokritischen Scheinbescheidenheit verführt zu werden, die einen hochmütigen Aerger darüber, daß sie nicht *alles* wissen kann, unter der nihilistischen Redensart: Ich weiß nichts und kann nichts wissen! verbirgt.

Ein neuerer deutscher Philosoph hat darüber geklagt, daß unsre Zeit im Gegensatz zur antiken Vorzeit so arm an „Denkerarchitektur" sei. Wir haben in unsern Kirchen, vorzüglich in den großen Kathedralen aus dem Mittelalter, eine „Andachtsarchitektur", die ihrem Zwecke, den Sinnen zu religiöser Sammlung

zu verhelfen und diese Stimmung kräftig zu erhalten, oft in genialster Weise angepaßt ist. Doch was haben wir besonderes mit Rücksicht auf die intellektuelle Beschaulichkeit, auf deren Erweckung und Nährung, auf ihr freies und ungestörtes Spiel wohl gebaut? Wo sind unsre Philosophenkolonnaden und Denkerhallen, die denen im Athen des Perikles entsprächen? Giebt es solche, so ist das ein bloßer Zufall, keine Absicht. Und in jedem Falle steht es schlecht mit der Ruhe, der Ungestörtheit und Andacht erweckenden Abgeschiedenheit vom Geräusch der Welt und von dem praktisch-geschäftigen oder neugierig-snobbig umhereilenden Teil der Menschheit, ohne die kein Tempel der Beschaulichkeit, so zweckmäßig er im übrigen errichtet sein mag, seinen Zweck erfüllen kann. Im besten Falle sind unsre Museen intellektuelle Andachtsplätze, in denen es von Menschen wimmelt, die ohne eigne Andacht sind und nicht daran denken, diese bei andern zu achten. Die Unglücklichen, die in Museen umherlaufen, weil „diese im Führer stehen", sind unter dem Namen Touristen bekannt. Sie reisen, um zu sehen, ohne zu wissen, was sie sehen wollen, und begehen darum den Fehler, alles anzustarren und mit den Beinen statt mit der Seele zu arbeiten.

In dieser Hinsicht bildet zwar das Britische Museum eine Ausnahme von der Regel. Es liegt in einer rastlosen, lärmenden Weltstadt, doch nicht in einer, die den europäischen Touristenstrom anlockt, und das bietet Schutz gegen den Unfrieden der Umgebung. Es ist ein Cyklopenbau mit so hohen Sälen und so dicken Mauern, daß die Stiersphinxe von Ninive oder das Porphyrstandbild Rhamses' II. aus Theben darin nicht unverhältnismäßig kolossal erscheinen; und nicht einmal ein verhallendes Echo von dem nervenerschütternden Verkehrsgeräusch der Weltstadt dringt in seine Hunderte von Metern langen Steingänge, in denen dank den Reichtümern Englands und der englischen Sammelwut die schönsten, merkwürdigsten und gewaltigsten Ueberreste von einem halben Dutzend großer, untergegangener Zivilisationen aufgespeichert sind.

Das Gebäude liegt in der City an der Grenze nach dem

Westend zu, und der wißbegierige, nach Gedankenfrieden lechzende Eingeweihte muß sich seinen Weg durch Handelsverkehrsadern, wie Strand und Oxford Street oder Tottenham Court Road bahnen, um hinzukommen. Betäubt von Wagengerassel, Pferdegestampf, Straßenstaub und Menschengewimmel gelangt er endlich zu dem mächtigen, auf Granitunterlage ruhenden Gußeisengeländer, dessen Festigkeit und Höhe den Eindruck hervorrufen, daß es sogar einer Belagerung müsse widerstehen können. Schon auf dem geräumigen Burghof mit seinen frischen Grasmatten und umherflatternden Taubenschwärmen atmet es sich leichter und verweilt es sich friedlicher. Man hemmt den Schritt — denn auf den Straßen Londons bewegen sich die Menschen infolge einer Art Selbstbewahrungsinstinktes rasch vorwärts — steigt die breite Freitreppe hinauf, atmet unter der ionischen Kolonnade einen Hauch von der majestätischen Seelenruhe der alten Welt ein und betritt durch lautlos schwingende Glasthüren die Vorhalle. Diese hat gewaltige Verhältnisse. Die Decke ruht auf vier Mauerpfeilern, die jedes Gewicht tragen zu können scheinen. Die vielen antiken Marmorbildsäulen und Inschriften rings an den Wänden, sowie das gedämpfte Tageslicht, das von einem monumentalen Treppenhaus zur Linken hereinfällt, macht diesen stillen, kühlen innern Vorhof zu einem stimmungsvollen Ruheplatz. Von hier aus hat man etwa gleichweit nach allen Heiligtümern — nach der Bibliothek, den griechisch-römischen und orientalischen Kunstsammlungen, sowie nach den kunstgeschichtlichen, archäologischen und ethnographischen Sammlungen im obern Stockwerk u. s. w.

In der für beschauliches Leben mindest geigneten Stadt Europas findet man hier stille, menschenleere Philosophenspaziergänge, die, wenn auch nicht so schön wie die des vorzeitigen Athens, doch die Macht besitzen, eine geschichtliche Stimmung zu erwecken, und denen ein kulturphilosophisches Gedankenweckvermögen innewohnt, von dem die Weisen des Altertums sich gewiß kaum eine Vorstellung bilden konnten. Hier unter den Kulturüberresten der uralten Zivilisationsherde um den Ganges, den

Euphrat und Nil, aus Lydiens tempelgeschmückten Küstenstädten und den sagenhaften Felsenburgen Boötiens und des Peloponnes, aus Etruriens Cyklopengräbern und Latiums blendenden Kaiserpalästen, verfügt die geschichtlich geschulte Phantasie, „der historische Sinn", über ein unvergleichlich großartiges Material für Kombinationen, Vergleiche und Gedankenbildungen.

Im Britischen Museum stehen Seite an Seite ehrwürdige Wahrzeichen von Kulturtypen, die hervorzubringen weitgetrennte Rassen ihre beste Lebenskraft, ja ihr Leben selbst geopfert haben. Im Laufe von Jahrtausenden hat eine kleine Anzahl von Geistesaristokraten unter den Völkern der Erde — Indier, Babylonier, Aegypter, Hellenen, Etrusker und Römer — daran gearbeitet, Gruppen von religiösen und ethischen Vorstellungen feste und klare Formen und vielseitige Einzelentwickelung zu geben — Vorstellungen, die ihre ersten, unvergänglichen Grundwälle schon in ursprünglichen, hinter jeder geschichtlichen Erinnerung zurückliegenden Zeiten und in nahezu unfaßbar langen Perioden haben, wo viele hundert Jahre weniger Neuheiten zu Tage förderten, als jetzt ein einziger Tag, wo aber das eigentlich einzige Neue, das mit der Entwickelung der Menschheit zusammenhängt, entstanden ist.

Die vom Nomadenleben und den frühesten Ackerbauverhältnissen hergeleiteten Uridеen der Kulturrassen haben, ebenso wie ihre körperlichen Züge und die Naturerscheinungen ihrer Heimat, gewisse allgemeine Kennzeichen, die ihnen gemeinsam sind, und andre, mehr spezielle, die sie von einander unterscheiden. Vorzüglich sind es die letzteren, die möglichst stark und vielseitig ausgebildet und schließlich, nach Erreichung einer gewissen Vollkommenheit, unter jener kraftерschöpfenden, rassenveredelnden wie rassenvernichtenden Arbeit, die man kulturelle Entwickelung nennt, festgelegt werden. Auf diese Weise, durch verschiedenartiges Fortschreiten, verwandeln sich die Barbarenhorden der Vorzeit zu genossenschaftlichen Kultureinheiten, zu scharf getrennten Kulturvölkern. Alle ihre verwickelten Haupteinrichtungen — Religion, Ethik, Staat, Wirtschaftswesen u. s. w. — entsprechen einander,

weil sie aus analogen Wurzeln aufgewachsen sind, unterscheiden sich aber in den Einzelheiten.

Haben die Urvorstellungen eines Volkes auf diese Weise ihre höchstmögliche und höchsteigentümliche Gestalt, ihre intellektuell und ästhetisch vollkommenste Spezialform erreicht, so ist die Lebenskraft der Rasse gewöhnlich erschöpft. Es kommt dann zur Stereotypierung und zum Stillstande, zu tausendjähriger Selbstwiederholung, wie in Aegypten, oder zu langsamem, unregelmäßigem Rückschritt, wie in Indien, zu einer plötzlichen innern oder äußern Katastrophe, wie in Babylonien, zu einer kriegerischen Niederlage schon im besten Mannesalter, wie in Etrurien, oder zu langsamem innerm, durch Angriffe von außen beschleunigtem Verfall, wie in der hellenischen und römischen Welt. Rassen gehen unter und ihre Zivilisationen werden vernichtet, die Menschheit aber bleibt lebendig und die Kultur schreitet weiter vor — gewöhnlich grade durch die siegenden, mordenden und verheerenden Neulinge.

Erhöht eine Rasse ihre Zivilisation und veredelt sie ihre besondern Eigenschaften, so bildet das einen Landgewinn für die allgemein menschliche Kultur, denn nationale Abweichungen sind doch nur Variationen eines unendlich reichen Grundthemas, nämlich des gemeinschaftlich menschlichen; und je entwickelter eine Zivilisation ist, desto mehr und abweichendere Variationen wird sie in ihren Grenzen bergen. Die zivilisatorische Individualisierung der Völker führt schließlich zur kulturellen Individualisierung des Einzelnen. Die Einzelnen hören in ihrem Seelenleben und dessen Pflege auf, national gebunden zu sein; sie werden individuell frei, die Kulturerfolge verschiedener Völker und Zeiten nach eignem Gutdünken zu prüfen und sich teilweise anzueignen. Die Kultur hat die Neigung, international, allgemeinmenschlich zu werden.

Die Griechen bilden das glänzende Beispiel einer Zivilisation, die streng national war, obgleich sie frühzeitig eine fertige Kultur von außen — von den Assyriern (die einst die Zivilisation der Babylonier fortsetzten) und von den Phöniziern, wenn nicht

auch von den Aegyptern — entlehnt hatte, und Griechenland gebar freie Individuen mit dem Blicke für die höchsten, allgemeinmenschlichen Ergebnisse der Kultur. Die Römer wieder übernahmen eine fertige Kultur von den Griechen und (vorher) von den Etruskern (die ihrerseits wieder von den Griechen entlehnt hatten); und die Kelto-Germanen, die vornehmsten Träger der neuzeitigen Kultur, entlehnten und entlehnen noch heute von den Römern und den Griechen, vor allem von den letzteren. Griechische Skulptur, Architektur, Dichtung und Philosophie bieten eine solche Menge von uns noch unerreichter und im höchsten Maße erstrebenswerter Kulturideale, daß wir fast verleitet werden, zu vergessen, daß die griechische Zivilisation ein nationaler, vergänglicher Spezialfall von kultureller Entwickelung, ganz wie die babylonische oder ägyptische, ist und daß sie im ganzen betrachtet ebensowenig wie diese die „universelle" oder „normale" Zivilisation genannt zu werden verdient. Eine solche hat es nie gegeben und wird es niemals geben . . . ehe nicht das Menschengeschlecht aufhört, aus verschiedenen Rassen in unter sich abweichenden Stadien von Ursprünglichkeit, Reifheit oder Niedergang zu bestehen, was vielleicht ein organisch unmöglicher Fall ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, bietet die Weltgeschichte ein tragisches Schauspiel. Sie zeigt uns Rassen und Nationen mit allen ihren hohen und niedrigen, schaffenden und zerstörenden geistigen Eigenschaften als ungefähr ebenso vergänglich, ebenso sterblich, wie es die Individuen sind. Die Nationen erleben wie die Einzelpersonen eine Jugend, ein Mannesalter und ein zeitweiliges oder endgiltiges Versiegen ihrer Lebenskraft. Und, wie es zuweilen bei den Einzelnen der Fall ist, so hinterlassen auch sie bei ihrem Heimgange ein Erbteil, das ihren Nachkommen von Nutzen sein kann — wenn es weise wahrgenommen und nicht unverständig verschleudert wird oder gar reiner Zerstörungslust zum Opfer fällt. Vieles von dem allgemeinmenschlich Wertvollen, das die Völker hervorgebracht haben, ist jedoch bisher immer mit ihnen untergegangen und nur ein

geringer Teil davon ist, mehr aus Zufall als mit Absicht, herübergerettet worden für die bei ihrem Untergange grade beginnende neue Zivilisationsarbeit.

Ja, die kulturelle Rettungsarbeit, diese Sicherung eines anhäufenden und fortschreitenden innern Zusammenhanges für die Kette aller einzeln für sich vergänglichen Zivilisationen, ist bis jetzt völlig einem blinden, rücksichtslosen Zufalle überlassen gewesen. Wurde eine ausgereifte Zivilisation von einer andern oder einem Barbarenvolke zertrümmert, so wurde zuweilen davon fast nichts gerettet. Die Menschheit erlitt einen der vielen und großen kulturellen Verluste, die sie seit ihrem Bestehen erfahren hat. Im besten Falle wurde nur das gerettet, was zufällig dem Sieger ein Bedürfnis zu befriedigen schien. Aus diesem Anlaß wurde bei Griechenlands Untergang viele Kultur nach Rom übertragen. Als aber Rom dem Ansturm unsrer Ahnen erlag, trat die Dämmerung des Mittelalters ein, die so lange anhielt, bis die Sieger dahin gelangt waren, einen Bedarf an den Kulturschätzen der Besiegten zu entwickeln. Dann erst fing man an, aus den Ruinen die kläglichen Bruchstücke herauszuscharren, die zufällig der Vernichtung und der Verwahrlosung entgangen waren.

Von den 70 bis 90 Dramen des Aeschylos sind uns 7 übrig geblieben, von 50 litterarisch bekannten Bildwerken des Praxiteles besitzen wir eins oder zwei! Myron liebte es, in Bronze zu arbeiten — infolgedessen ist keines seiner Originalwerke auf unsre Tage gekommen. Leider bildete er in seiner Vorliebe für Metall keineswegs eine Ausnahme unter den griechischen Bildhauern. Jeder Leser Homer's weiß, welch' begeisterte Metallverehrer die ästhetischen Sachverständigen in Griechenland schon frühzeitig waren. Die Metalle aber, vorzüglich die nützliche Bronze, waren vom kulturgeschichtlichen Gesichtspunkt für uns, die Nachlebenden, einer der unglücklichsten Stoffe für künstlerische Erzeugnisse — denn kein erobernder, niederbrennender, mordender oder plündernder Barbar, gleichzeitig ob von germanischer oder tatarischer Rasse, konnte der Versuchung widerstehen, die Bronzebildsäulen

einzuschmelzen und sie in nützliche Geschirre oder Waffen zu verwandeln. Myron's Diskuswerfer bestand aus Bronze und kommt deshalb nur in Marmorübersetzungen vor. Heil dem Marmor, der nicht zu Kochkesseln umgeschmolzen werden kann! Zwar kann er zu Mörtel gebrannt werden, und so manche Arbeit des Phidias und seinesgleichen ist nachweisbar noch bis zum 17. Jahrhundert diesen Weg gegangen. Marmor aber und andre Kalkmaterialien kommen in der Natur häufig vor, und deshalb fanden die Marmorbildwerke der alten Griechen nicht so ausnahmslos den Weg zum Kalkofen wie die Bronzestatuen den in die Schmelztiegel. Indem Phidias seine Meisterwerke — darunter Pallas Athene und seinen olympischen Zeus — aus Elfenbein, Gold und Bronze herstellte, sorgte er dafür, daß nicht das geringste Bruchstück davon die Barbareneinfälle und die tausendjährige Barbarenherrschaft überlebte, die er zwar nicht voraussehen konnte und die er, wenn er sie geahnt, gewiß zu tief verachtet hätte, um darauf die geringste Rücksicht zu nehmen. Gegen den herrlichen Reiterfries der Parthenon-Cella sind die Barbaren stellenweise mit planmäßiger Roheit vorgegangen und haben den Figuren die Köpfe abgeschlagen. Die Rümpfe der Gestalten sind uns jedoch erhalten geblieben und Fragmente eines oder des andern Kopfes sind in Schutthaufen wieder aufgefunden worden.

Erfahrungen dieser Art haben uns inzwischen klüger gemacht. Wir haben angefangen, die allgemein wertvollen Kulturfrüchte aller toten oder absterbenden Zivilisationen planmäßig zu sammeln und wissenschaftlich zu studieren, sowie die besten davon für unsre eigne Zivilisation, für unsre Erziehung, Bildung und Selbstkritik nutzbar zu machen. Waren es anfänglich fürstliche „Kuriositätenkabinette", so sind unsre großen Museen jetzt zu wissenschaftlich vereinigten und geordneten Materialiensammlungen zur Bezeugung des Zusammenhangs der menschlichen Kulturarbeit geworden. Die zwei großartigsten derartigen Sammlungen sind das Louvre in Paris und das Britische Museum in London.

In diesen mögen unsre Kulturphilosophen lustwandeln, um

ihre charakteristische Anlage, den historischen Sinn, auszubilden — ihre Fähigkeit, die Zivilisationen miteinander zu vergleichen, deren zufällige, mit Recht vergängliche Einzelheiten von ihrem wesentlichen, ureignen Landgewinn für die Weltkultur zu scheiden. Ihre Aufgabe ist es, den letzteren unsrer Kultur einzuverleiben, damit diese, wenn sie einmal auf die eine oder die andre Weise von der Weltenbühne verschwindet, ihrer Nachfolgerin ein möglichst reiches Erbteil unvergänglichen Kulturschatzes hinterlassen kann.

Die Nationalgalerie am Trafalgar Square.

Von allen großen Gemäldesammlungen in Europa wird die Londoner im Verhältnis zu ihrem Werte wohl weniger geschätzt als manche andre. Wer jedoch zwischen der Gemäldesammlung des Louvre und der National Gallery Vergleiche angestellt hat, der kann nicht umhin, sich von dem Unrecht in der landläufigen Beurteilung dieser großartigen Kunstsammlungen betroffen zu fühlen. Während die erste den stolzen Ruf hat, die vornehmste Gemäldesammlung Europas nördlich der Alpen zu sein, und kein gebildeter Mensch, ob er nun das Glück hatte, sie zu sehen oder nicht, sich selbst als ununterrichtet über deren hohe Bedeutung als Genuß und Bildungsmittel bekennen mag, hat die Nationalgalerie in London dagegen jetzt kaum angefangen, neben den Sammlungen in den Hauptstädten des Festlands genannt zu werden, und kein Fremder, die Künstler allenfalls ausgenommen, hält es für besonders wichtig, sie gesehen zu haben.

Der Grund hierin kann nicht in der Unterlegenheit der Nationalgalerie an Reichtum guter, die besten Zeiten und Schulen der Staffeleimalkunst vertretender Arbeiten liegen. Keine Galerie nähert sich dem Ideale der Vollständigkeit; die Nationalgalerie läßt aber wenigstens einen geglückten Versuch zur Erreichung dieses Ziels erkennen. Thatsächlich liegen auch keine ästhetischen Gründe dafür vor, daß die Nationalgalerie von den Kunstfreunden Europas verhältnismäßig übersehen wird, das liegt vielmehr in

geschichtlichen Veranlassungen und ist eine Folge von Nebenumständen.

Noch vor vierzig Jahren mußte der patriotische Kunstkritiker John Ruskin — später einer der wärmsten Bewunderer der Nationalgalerie — zu seinem eignen Kummer schreiben, daß die damals erst drei Jahrzehnte alte Sammlung von Oelbildern in London ein „Spott für Europa" sei. Die Nationalgalerie ist die jüngste von Europas staatlichen Sammlungen alter Meister, und wenn eine Anstalt dieser Art einmal in übeln Ruf gekommen ist, bedarf es langer Zeit, bis die Veränderungen zum Bessern, die mit ihr vorgegangen sind, auf die allgemeine Beurteilung Eindruck machen. Uebrigens reist man ja nach England in der Regel mit ganz andern Absichten, als um Kunststudien zu betreiben; man erwartet dort keine ästhetischen Genüsse und sucht solche deshalb auch nicht — ja man merkt kaum, daß sich solche bieten, denn was gegen die Erwartung ist, kann das Auge lange betrachten, ohne daß die Seele in richtiger Weise davon Kenntnis nimmt.

England bestrebt sich in unsern Tagen eifrig, die für die ästhetische Entwickelung der Nation versäumte Zeit einzuholen, die mit der Jugendperiode des Großindustrialismus in den zwei ersten Dritteln unsers Jahrhunderts zusammenfällt. Ein Schritt in dieser Richtung bestand in der privaten und öffentlichen Liberalität gegen die 1824 gegründete und bis 1860 nur vegetierende Nationalgalerie am Trafalgar Square.

Die 1300 Gemälde, woraus die Nationalgalerie jetzt besteht, bilden zwar eine weit kleinere Sammlung als die in Rom, Florenz, Paris, Dresden und Madrid, und nähern sich der Zahl nach nur den Galerien in Berlin, München und St. Petersburg. Qualitativ gelten sie jedoch ausnehmend viel, denn sie sind zum größten Teile so sorgsam ausgewählt, daß man davon sagen kann, sie liefern mit einem Minimum an Nummern ein Maximum kunstgeschichtlicher Erleuchtung und ästhetischen Gewinns. Es ist ein bedeutungsvolles Verdienst der englischen Nationalgalerie, eine gewähltere Sammlung als die meisten andern der genannten Galerien zu bieten. Die Schätze der Nationalgalerie sind in der

Hauptsache in den letzten drei Jahrzehnten zusammengekauft, und das bringt es mit sich, daß die Sammlung den Einfluß einer einheitlichen, mit modernem kunstgeschichtlichem Wissen und Urteil arbeitenden Leitung aufweist.

Im Palast am Trafalgar Square wird der Besucher nicht dadurch ermüdet und verwirrt, daß er die großen Meisterwerke und kulturgeschichtlich wichtigen Arbeiten nur als Oasen in den trostlosen Wüsten minderwertiger und uninteressanter Dinge verstreut findet. Man bemerkt es bei einem Gange durch die geräumigen, lichtreichen Säle, welche wesentliche Hilfe es für das Genießen der Kunstwerke ist, daß man sie einigermaßen von einander getrennt vor sich hat. Dazu bedarf es nur, daß die vornehmsten Bilder von einem Streifen leerer Wandfläche umgeben sind und daß im allgemeinen keine Gemälde höher als zwei Reihen übereinander aufgehängt werden — und auch das nur, wenn es durchaus nicht zu vermeiden ist. Um eine Beengung und Ueberfüllung durch minderwertige Sachen auch für die Zukunft auszuschließen, hat das Parlament bestimmt, daß solche Erwerbungen, die sich im Laufe der Zeit als minder glücklich oder durch das weitere Wachstum der Sammlung als überflüssig erwiesen haben, öffentlich versteigert oder an die öffentlichen Galerien in den Provinzen verschenkt werden sollen.

Es wäre natürlich eine Uebertreibung, die Sammlung alter Meister in der Nationalgalerie — von der „britischen Abteilung" ist hier überhaupt keine Rede — eine solche von fast lauter Kleinodien zu nennen, denn sie enthält nicht viele Arbeiten, deren außerordentliche Eigenschaften ihnen einen Weltruf erworben hätten — wie das z. B. mit einigen Gemälden von Rembrandt in Amsterdam und im Haag, mit Leonardo's „Mona Lisa" in Paris, mit Michel Angelo's und Raphael's Bildern in Rom, mit einigen Arbeiten Botticelli's in Florenz, mit den beiden Bellini's und mit Carpaccio in Venedig u. m. a. der Fall ist. Dennoch finden sich in der Nationalgalerie ungewöhnlich viele „Juwelen", wenn man darunter Gemälde verstehen will, die in würdigster Weise unsre Bekanntschaft mit dem Genie der be-

treffenden Meister zu vermitteln vermögen. Glücklich der, dem es vergönnt war, die Bekanntschaft des Titian durch „Bacchus und Ariadne" in der Nationalgalerie, oder des Tintoretto durch „Sankt Georg und den Drachen" — zwei unvergeßliche Glanzleistungen venetianischer Farbengebung — zu machen, oder die Bekanntschaft Rubens' durch dessen saft- und kraftvollen „Triumph des Silen" oder sein feines Werk „Le Chapeau de Paille", oder auch die Jan van Eyck's durch seine charakteristisch vornehmen und unglaublich schön gemalten „Arnolfini". Es wäre leicht, die Liste großer Meister um ein halbes Hundert zu verlängern, von denen man in der Nationalgalerie, mehr oder weniger, die richtige Auffassung gewinnt. Eine Menge holländischer Genre- und Landschaftsmaler befinden sich darunter, ebenso verschiedene Florentiner und Norditalieuer — vor allem Paolo Uccello, Fra Angelico, Filippo Lippi und Botticelli, sowie Mantegna und Paolo Veronese.

Liebhabern von Porträts bietet die Nationalgalerie wohl ebenso großen Genuß, wie irgend eine Galerie Europas. Sie besitzt Meisterwerke von Jan van Eyck und Gherhardt David, sowie von verschiedenen frühern flämischen und deutschen Meistern, ferner von Jan Mabuse, Holbein, Frans Hals, Rubens, van Dyck und Rembrandt, von Andrea del Sarto, Giovanni Bellini, Piero della Francesca, Moroni, Bordone, Moretto, Solario, Lorenzo Lotto, Raphael und andern Italienern, sowie, last nost least, von Velasquez.

Unter den fünf oder sechs Rembrandt'schen Porträts ist das eines ältern Mannes in Profil, mit der Jahrzahl 1657, besonders ergreifend — wie alle Arbeiten aus den letzten Jahren des wunderbaren Meisters. Angesichts der Armut und Verlassenheit des Alters füllt sich Rembrandt's Seele mit einem großen Pathos. Er betrachtet das Dasein als ein alter, von der Welt zurückgewiesener Prophet, sieht darin etwas wie eine ewige Tragödie der Seelen, deren wehmütige, traumhafte Nachtwanderung, bei der ein goldner Glanz aus unbekannter Lichtquelle durch schwere Schatten bricht und dunkeln Farben eine glühende Wärme verleiht. Er

hat erkannt, daß die einzige, wahre Größe des Menschen tragischer Art und daß dieser nur dadurch groß ist, daß er auf Leben und Tod sich selbst sucht und bei diesem nie endenden Suchen untergeht — einem Suchen, das in immer größere und dunklere Räume und schließlich, mit geheimnisvoller Logik, in die undurchdringliche Finsternis des Totenreiches hinausführt. Rembrandt's alternder Philosoph in der Nationalgalerie sitzt in einem düstern Zimmer; mit gefalteten Händen, die ein goldgelber Sonnenstrahl wärmt, und mit vorgebeugter Stirn sinnt er über diese Dinge nach; ein Schimmer zweifelnden Lächelns spielt in seinem sanften Blicke und um seine Lippen.

Auch Giovanni Bellini's venedischer Doge Leonardo Loredano, lächelt so, wie es nur der thut, der auf ein Leben zurückblicken kann, aber er ist Südländer und Weltmann. Er ist vornehm durch eine bis zum äußersten getriebene Klarheit und Festigkeit in den Umrissen seiner Seele, ein Charakter, aus dem härtesten Stoffe geschnitten, ein Führer der Menschen, weil Herr über sich selbst, und doch im Besitz einer innern Wärme, die den vornehm-scharfen Zügen eine unbeschreiblich diskrete Seelenfülle giebt. Bellini's Zeichnung und Farbengebung sind eins mit diesem venetianischen Patrizichcharakter — Härte belebt von vornehmem, durch die Seele beherrschtem Feuer.

Ein einzig dastehendes Wunderwerk scharfer Beobachtungsgabe und energisch feiner Malkunst ist das Bild eines jungen Mannes mit einer Nelke, im Katalog „ein venetianischer Senator" genannt und dem Mailänder Andrea Solario zugeschrieben, dessen Genius es nach jeder Hinsicht würdig ist. Es zeigt einen der unbedingt unempfindsamen Raubtiermenschen, die die italienische Renaissance, besonders gegen Ende des 15. Jahrhunderts, in höchster Vollendung hervorbrachte. Er hat sein weibliches Gegenstück in Paris Bordone's ein halbes Jahrhundert später gemalter Dame in rotem, tief ausgeschnittenem Sammetgewande, einer ganz vorzüglich gemalten goldlockigen, dunkeläugigen, rosenwangigen Schönheit mit der feinen Haut, wenn sie auch nicht so meisterhaft markvoll, so tiefsinnig wahr und stark ist wie jener.

Jeder kleinste Teil seines Gesichts unter den falkengleich niederschießenden Brauen lebt in einzig dastehendem Leben. Um Wangen und Kinn zeigen sich Falten, die mehr erzählen, als es ein ganzes psychologisierendes Essay vermöchte, und der Mund ist so lebend persönlich, so frech kraftbewußt, daß man es nicht aushält, ihn lange zu betrachten. Hier hat die Malkunst eines ihrer höchsten Ziele erreicht — in einem Werke, über dessen mutmaßlichen Meister die Fachgelehrten fast nichts zu berichten wissen. Bordone's Frauenbild ist saftig und glühend, mit roten und gelben Farbentönen gemalt, die den Beschauer an die tigergleiche Lebenslust, die zur Grausamkeit umschlägt, denken lassen. Sie ist ein herrliches Muster „der blonden Bestie", diese Venetianerin — raublustig sinnlich um den Mund, stolz und rücksichtslos in den runden, weit offnen, flammenden Augen — eine solche Verkörperung des ewig Weiblichen, daß, um nach der Ordnung der Natur damit auszukommen, man „der Mann mit der Nelke" sein müßte.

Velasquez malte Philipp IV. oftmals, doch kaum je mit berückenderer Meisterschaft, als in dem Brustbilde der Nationalgalerie. Seine große und wahrheitsgetreue Auffassung des zu Malenden, sein rascher und doch feinfühliger Pinsel, sein an seltsamer Schönheit so reiches und doch so prunkloses Kolorit, alles das, was Velasquez zum bewunderten und studierten Vorbilde moderner Porträtmaler gemacht hat, findet sich hier in höchster Vollendung wieder. Die Weichheit und der trockne Seidenglanz des Haars, die matt graublaue Regenbogenhaut des Auges, die vornehme Bläße der Haut, die an „blaues Blut", wenn nicht an gestörte Gesundheit erinnert — alles ist mit der großen, unbewußten Virtuosität des Genies gegeben; und doch bewundert man noch mehr die kraftvolle Modellierung des eigentümlichen Schädels und die seelenvolle Natürlichkeit der Gesichtszüge. Wir sehen auf den ersten Blick, daß König Philipp mit Müdigkeit im Blute geboren ist. Der schlaffe Zug um die schweren Lider, die sehr schmale und uninteressante Stirn und das dummdreist hervortretende Kinn, alles formt das Bild eines in Entartung be-

griffenen Herrschers. Und dennoch ist es Velasquez gelungen, seinem königlichen Gönner einen Zug echter Vornehmheit und den Hauch von etwas tiefer Menschlichem zu verleihen, was einen bei näherer Bekanntschaft mit der langweiligen Persönlichkeit des Habsburgers bald aussöhnen kann.

Das grade gegenüber hängende Bild, den Admiral Pareja in ganzer Figur darstellend, zeigt, wie Velasquez eine Aufgabe ganz entgegengesetzter Art gelöst hat — nämlich einen Mann von roher Kraft wiederzugeben, der andre befehligt, weil er mehr von der Natur als durch sozialen Zufall dazu bestimmt erscheint. Da steht er grade und fest, nicht ohne spanische Eleganz, mit dem Kommandostab in der Hand, während die funkelnden kohlschwarzen Augen unter den buschigen, unruhigen Augenbrauen trotzig gradeaus blicken. Das üppige, rabenschwarze Haar fällt auf einen breiten Spitzenkragen nieder und bildet den Hintergrund für ein gebräuntes, cholerisches Gesicht mit kräftigen, nicht geistlosen, doch unverfeinerten Zügen. Der Pinsel hat rasch, aber wunderbar trefflicher gearbeitet. Die Farbenreihe ist höchst einfach: kühles Grau und warmes Schwarz, nur unterbrochen von dem olivenbraunen Teint des Gesichts und der breiten, prächtig roten Fläche einer Schärpe. Eine Vision, dunkel und drohend wie eine Gewitterwolke, ist hier auf die Leinwand gezaubert. Der schwarze Admiral lebt innerhalb des vergoldeten Rahmens — lebt mit einer eigentümlichen spanischen Feurigkeit und Grandezza, die wir nur durch die Bilder von Velasquez kennen und woran wir diese auf den ersten Blick und ohne die Möglichkeit eines Irrtums wiedererkennen.

Für diejenigen endlich, die von der Kunst mehr verlangen, als schöne Spiegelbilder der Wirklichkeit — Spiegelbilder voll tieferer und edlerer Wahrheit, als gewöhnliche Sterbliche sie je zu sehen vermögen — für die, die das absolut Seltsame, das sagenhaft Unbegreifliche und das prophetisch Unergründliche von der Kunst begehren, hat die Nationalgalerie Leonardo da Vinci's große „Madonna unter den Felsen" in Rückhalt. Der gewaltige Zauberer der italienischen Renaissance läßt uns durch ein gold-

braunes, ätherisch durchscheinendes Medium in eine Welt blicken, wo die Formen der Landschaft, die Gesichtszüge, Gebärden und das Mienenspiel der Menschen sowie das zauberhafte, unerklärliche Spiel des Lichts um alle Dinge in der Nähe und Ferne einen geheimnisvollen Reiz weben, der sich in Worten nicht ausdrücken lassen will. Die Luft Leonardo's ist lautlos, seine Felsen sind ohne Echo und seine Gestalten öffnen nie den Mund, um zu reden — denn sie wissen, daß sie durch ihr stummes, von ewigem innerlichem Gleichmut beseeltes Lächeln mehr ausdrücken, als es die Sprache vermag. Vielleicht wollen sie uns glauben machen, daß die höchste Weisheit und die höchste Schönheit . . . in dem schwermütig gedankenvollen Lächeln eines Leonardo'schen „Engels" vereinigt seien. Läge etwa eine ganze Lebensphilosophie in Leonardo's Malerdevise: grandissima grazia d'ombre e di luce . . . ?

Fünftes Kapitel.

John Ruskin.

Ein Philosoph und seine Botschaft.

Durch das beste volkswirtschaftliche und ästhetische Denken Englands im letzten halben Jahrhundert zieht sich ein roter Faden, eine speziell englische Vorstellung. Diese findet man in allgemeingültigster Form von John Ruskin ausgesprochen. Er giebt ihr tausendfältig schillernde philosophische Formulierung und macht sie so zu einem Lebensgrundsatz für Alle, nicht bloß zur Grundlage einer wissenschaftlichen Theorie oder zu einer Richtschnur für eine gewisse Art praktischer Wirksamkeit.

Versteht man unter einem Philosophen jemanden, der seinem Volke ein höheres Ideal von Menschenwürde geben will, so kann nach Thomas Carlyle's Zeit keiner bessere Ansprüche erheben, Englands Philosoph zu heißen, als John Ruskin. Er hat einen ihm besonders eignen innern Blick für die rechte Natur und den höhern Wert des Menschen, den er dem Bewußtsein des englischen Volkes einzuimpfen gesucht hat, und sein Bestreben ist auch von einigem Erfolg gewesen, besonders unter der geistigen Aristokratie der Nation. In der Prophetenvision Ruskin's von einer edleren Menschennatur offenbart sich der Mann als eine Vereinigung von wirtschaftlichen und ästhetischen Antrieben. Zum Ideal der Gesellschaftsreform wird es, die nützliche Arbeit und das freie Schönheitsschaffen zu untrennbar verbundenen, ja soweit die höhern Fähigkeiten der Menschen reichen, zu idenschen Thätigkeitsarten zu verschmelzen.

Der Ruskinismus ist eine Art der Gesellschaftsverbesserungssucht, die im letzten halben Jahrhundert zahlreiche begabte Persönlichkeiten, ja in gewissem Maße ganze Gesellschaftsklassen, überall in Europa ergriffen hat. Sie unterscheidet sich von dem festländischen Radikalismus, Sozialismus, Anarchismus, Nihilismus u. s. w. aber darin, daß ihr Ideal in erster Linie ethischer Natur ist und daß sie mehr die Menschen als die Gesellschaftszustände umwandeln will. Diese sollen erst seiner Zeit dadurch umgewandelt werden, daß die Menschen ihre Seelen umwandeln — nicht umgekehrt. So lange sich die innere Umwandlung der Individuen noch nicht vollzogen hat, will der Ruskinismus die Ge-Gesellschaftsformen, wie sie in England bestehen, im allgemeinen beibehalten wissen. Darum ist der Ruskinismus auch konservativ in Religion und Ethik — breit christlichpuritanisch konservativ, nicht engherzig sektiererisch. Jedoch giebt es in England geistvolle Männer, deren Gedanken im wesentlichen mit dem Ruskinismus übereinstimmen und deren Wirken auf großen Gebieten des englischen Lebens ein in Ruskin's Sinne umgestaltendes ist, die sich offen als Sozialdemokraten, als Atheisten und als Feinde der christlichen Ethik bekennen. Zu ihnen gehört William Morris, der auf kunstindustriellem Gebiete am kraftvollsten den Ruskin'schen entsprechende Ideen verwirklicht hat, und ein zweites Beispiel ist Walter Crane.

Sein Leben und Wirken.

John Ruskin wurde 1819 in London geboren. Er scheint ein „Wunderkind" gewesen zu sein, denn schon im Alter von sechs bis sieben Jahren beschäftigte er sich aus eignem Antriebe damit, die Iliade, die Bibel, Shakespeare, Bunyan u. a. zu lesen. Geschwister hatte er nicht, ebensowenig Spielkameraden, oder er suchte solche wenigstens nicht auf. Zur Abwechslung mit seinem frühzeitigen Lesen, konnte er halbe Tage damit zubringen, das Muster und die Farben eines indischen Teppichs zu bewundern

oder einige Bäume oder einen plätschernden Springbrunnen vor dem Fenster nachdenklich zu betrachten. Sein ungewöhnliches Denk- und Beobachtungsvermögen scheint die ihm eigentümliche gesellschaftswissenschaftliche Richtung dadurch erhalten zu haben, daß er öfters Londoner Kaufleute sich mit seinem Vater über Nationalökonomie aussprechen hörte. Außerdem machte er mit dem Vater in offenem Wagen Reisen durch ganz England, und der Gegensatz zwischen der rohen, niederdrückenden Häßlichkeit der Industriebezirke und dem seelenerfrischenden Reize der Acker- und Gebirgsgegenden dürfte auf sein empfängliches Kindergemüt einen Eindruck fürs ganze Leben gemacht haben. Schon in diesen frühen Jahren konnte er sich vom Genusse einer schönen Landschaft oder eines Oelgemäldes völlig hinreißen lassen. Der Aesthetiker war ihm angeboren. Was ihm aber nicht angeboren war, aber von seiner orthodoxen Mutter in nachdrücklichster Weise anerzogen wurde, das war die puritanische, bibelgesättigte Art von Religiosität. Er wandte sich jedoch, gewiß sehr frühzeitig, von dem naiven Bibelglauben der Mutter ab und wurde einer jener anglikanischen Deisten, die sich für die Verleugnung der theologischen Lehrsätze des Christentums vor sich selbst dadurch rechtfertigen zu wollen scheinen, daß sie desto strenger an dessen ethischen Dogmen festhalten. Die Aesthetik würde für ihn zur puritanisch schönen Moral. Wo er seine Ansprüche auf sittliche Reinheit, Güte und Erhabenheit nicht befriedigt findet, verneint er, daß die wahre Schönheit existieren könne.

Nachdem Ruskin in Oxford studiert hatte, verlor er, damals wenig über 20 Jahre alt, seinen Vater und sah sich als einzigen Erben eines Vermögens von mehreren Millionen Mark. Dank diesen glänzenden äußern Umständen, hat er sich sein ganzes Leben lang ununterbrochen seinen ästhetischen Forschungen und philosophischen Spekulationen, sowie sozialer Agitation widmen können. Nach Beiseitelegung des Kapitals, das er für den eignen Unterhalt als notwendig erachtete, verbrauchte er nach und nach alles übrige Geld zur Verwirklichung seiner Ideen über die Hebung des Kunstgewerbes und der Kunst. Außer der Zeit, die

er als Professor der Aesthetik und auf zahlreichen jahrelangen Reisen in Italien zubrachte, wohnte er zurückgezogen auf einer kleinen Besitzung in der Nähe Londons oder, in den späteren Jahren, an einem der Seen oben in Cumberland.

Mit einem Schlage zum selbständigen Kunstkritiker wurde Ruskin durch einige jugendliche Bemühungen zur Verteidigung des Landschaftsmalers J. M. W. Turner, der von den damaligen akademischen Aesthetikern hart befehdet wurde. Er hatte sich vorgenommen, einen Revueartikel über die Wahrheit und Schönheit in Turner's Kunst zu schreiben, der Artikel schwoll aber zu einer umfänglichen Abhandlung an und auch diese erweiterte sich bald zur Gestaltung eines dickleibigen Buches, das 1844 herauskam. Die Arbeit führt den Titel Modern Painters und wurde zwischen 1846 und 1860 — nach gründlichen Studien des Verfassers in Italien — durch weitere vier Bände vermehrt. Zusammen mit der 1849 geschriebenen ästhetischen Abhandlung The seven Lamps of Architecture und dem schönen, halb kunstphilosophischen, halb kunstgeschichtlichen Werke The Stones of Venice (1851—1853) bietet es eine vollständige Darstellung der kunstkritischen Grundsätze Ruskin's. Diese wendete er mit einer eigentümlichen, in die damalige englische Malerkunst tief eingreifenden Wirkung an, als er 1854 eine Reihe Briefe an die Times schrieb, um einige Gemälde seines Freundes W. Holman Hunt und von dessen Kameraden (D. G. Rosetti, John Millais, E. Burne-Jones u. a.) in der „präraphaelitischen Brüderschaft" zu erklären und zu verteidigen.

Neben diesen und andern, hauptsächlich kunstphilosophischen Schriften hat Ruskin Essais und Vorträge, vorzugsweise sozialphilosophischen Inhalts, verfaßt. In erster Reihe unter diesen stehen die zwei, 1857 in Manchester gehaltenen Vorträge über „die Nationalökonomie der Kunst", die unter dem Titel A Joy for Ever (and its Price in the Market) erschienen, sowie vier Ende 1860 als Revüebeiträge verfaßte Essais „über die ersten Fundamentalsätze der Nationalökonomie", die in Buchform unter dem Titel „Unto this Last" veröffentlicht wurden.

Es wäre gleichwohl gänzlich verfehlt, weil es ein Uebersehen des innersten Kerns der Urheberschaft Ruskin's bedeutete, seine ästhetischen und seine sozialökonomischen Schriften streng auseinander halten oder sie getrennt von einander erörtern zu wollen. Künstler, Kunstkritiker und Kunsthistoriker mögen aus Ruskin's Schriften ja eine Menge Vorstellungen herausfischen, die sie in erster Linie als Spezialisten interessieren, und Nationalökonomen können wohl daraus einen ähnlichen, recht erheblichen Gewinn für ihr besondres Fach erzielen, wenn sie z. B. „Unto this Last" lesen. Eigentlich hat aber ein für soziale Ethik nicht interessierter Aesthetiker oder ein für Aesthetik nicht interessierter Nationalökonom mit Ruskin nichts zu schaffen — außer etwa um von seiner Einseitigkeit geheilt zu werden.

John Ruskin's Ehre ist, immerdar Philosoph zu sein, niemals ein mit bloß halb intellektueller Manneskraft arbeitender Spezialist. Er ist der Mann, der an die Kunst nicht anders als im Zusammenhang mit den übrigen Hauptthatsachen des Gesellschaftslebens, und umgekehrt, zu denken vermag, und in Uebereinstimmung mit diesem synthetischen Temperamente schreibt er auch. Wenn es den Systematikern oft schwer fällt, seine Schriften zu klassifizieren, so ist das . . . um so schlimmer für sie und für ihre Definitionen.

Seine Auffassung von der Schönheit.

Als Professor der Aesthetik hat Ruskin jungen Kunstbeflissenen Ratschläge erteilt und damit seine Stellung zum „Idealismus" und zum „Realismus" in der Kunst klar gekennzeichnet.

Hier einige von diesen Ratschlägen:

„Zeichnest Du einen Gegenstand ab, so sollst Du ihn darstellen, wie er Dir erscheint, nicht so, wie Du weißt, daß er wirklich ist."

„Der Gegenstand ist für Dich eine optische Erscheinung; Du mußt Dir Kenntnis von den optischen Gesetzen verschaffen,

damit Du auch richtig siehst, und durch genaue Messungen bei gespanntester Aufmerksamkeit sollst Du lernen, in Deinem Bilde mit unbedingter Treue diese optische Erscheinung wiederzugeben."

„Hast Du das gelernt, so wird es, wenn Du wirklich ein Stück besondrer menschlicher Fähigkeit an Dir hast, dahin kommen, daß Du innere Bilder des Gegenstandes siehst, die edler und in höhern Sinne wahr sind, als irgend eine optische Erscheinung oder eine äußere Wirklichkeit. Die Wiedergabe dieser innern Gesichte im Bilde ist die eigentliche Aufgabe für jede schöne Kunst, die ihre absolute Grundveste in der Treue gegen die Erscheinungswelt und ihre absolute Existenz in der Phantasie hat. Und doch . . . auch das Beste auf diesem Gebiete ist nur ein Schatten."

Ruskin ist also — wie es sich gebührt — gleichzeitig „Realist" und „Idealist", Synthektiker auch in der reinen Schönheitslehre. Er verlangt, daß der Künstler der äußern Wirklichkeit und seiner eignen Seele treu bleibe. Insoweit als eine Landschaft Einzelheiten wiedergiebt, müsse sie unbedingt naturwahr sein. Die Felsen sollen unzweideutig erkennen lassen, welcher geologischen Schicht sie angehören; die Baumstämme und die Blätter müssen ebenso richtig, wenn auch nicht in der Art bis ins kleinste charakterisiert sein, als wären sie von einem Botaniker gezeichnet; die Spiegelung in Waldseen dürfen optisch nicht ungereimt erscheinen, und die Wolken und Lichteffekte in der Luft sollen meteorologisch richtig sein. Und doch ist diese Landschaftsmalerei desto höhere Kunst, je weniger sie der Wirklichkeit und je mehr sie der Vorstellung einer großen Menschenseele von der Wirklichkeit nahe kommt. Je höher und kühner der Flug der Phantasie, desto besser; doch die Phantasie muß gründlich bekannt sein mit der Wirklichkeit, und unfähig sein, diese nur im mindesten zu verfälschen, sie muß die Wirklichkeit in Uebereinstimmung mit deren tiefinnersten Gesetzen zu idealisieren vermögen. Jedes Stückchen Natur ist von unwesentlicher, zufälliger Art und zeigt nur eine Seite der ganzen Naturwahrheit. In der Seele des Künstlers soll mehr allgemein umfassende Naturwahrheit wohnen, als in dem Stückchen Natur, das er sich als Vorlage für sein

Kunstwerk erwählte, und er soll letzteres in Uebereinstimmung mit seiner Einsicht in das, was die ausschlaggebende und reichste Form der dahin gehörigen Naturwahrheit ist, zu idealisieren verstehen.

Ist das der volle Idealismus? — Keineswegs, nur dessen Anfang.

„Die Kunst darf nicht nur ein angenehmer Zeitvertreib sein. Ihr Zweck ist es, entweder eine Grundlage für das Leben oder eine Verherrlichung desselben oder beides gleichzeitig zu sein." „Alle gute Kunst ist Offenbarung und Lobpreisung." „Sobald der Künstler seine Aufgabe, zu preisen, vergißt, um nachzuahmen, ist seine Kunst verloren. Seine Aufgabe ist es, auf irgend eine Weise, wenn auch noch so unvollkommen, die Vorstellung von etwas Schönem wiederzugeben, nicht aber durch irgendwelche wenn auch noch so vollkommene Mittel etwas Niedrigstehendes und Häßliches zu schaffen." „Die Kunst ist nur insoweit groß und gut und wahr, als sie ein bewußtes Werk menschlichen Vollkommenheitstrebens im höchsten Sinne ist" — d. h. nicht bloß ein Werk seiner Sinne und geschickten Finger, sondern auch einer edeln, über sich selbst hinausstrebenden Seele.

Wir müssen hierbei bedenken, daß Ruskin's ethisches Ideal ein puritanisch englisches ist, und daß er deshalb fordert, daß der Künstler seine Stoffe im asketischen Geiste dieser Ethik wählen und „verherrlichen" solle. Ruskin hat einen tiefen Schauder vor „nur anatomischer Schönheit" und wendet nichts gegen ein Bild mit häßlicher oder naturwidriger Anatomie ein, wenn nur Stimmung, Ausdruck und Geist von der „richtigen" Art sind. Wunderlich gezeichnete Anatomie und asketische Stimmung vertragen sich oft recht gut mit einander, und Ruskin nimmt die erste aus Vorliebe für die zweite gern mit in Kauf, obgleich es hier offenbar oft genug zu einem Verstoß gegen die wichtigen Grundsätze bezüglich der „Treue gegen die Erscheinungswelt" oder wenigstens der Vermeidung der „Häßlichkeit" kommen kann. Die Art des Fälschens und Häßlichmachens der physischen Natur, die er bei einem Landschaftsbilde unbedingt verurteilen würde,

kann er in einem Figurenbilde billigen — denn ist der Mensch nicht in erster Linie Seele und erst in zweiter Leib, und ist nicht das asketische, körperfeindliche Streben der Seele eine ihrer edelsten Lebensäußerungen?

Die dem Künstler „besonders eigne Veranlagung", die ihn innre Bilder wahrnehmen läßt, welche edler und in höherem Sinne wahrer sind, als eine optische Erscheinung oder eine äußere Wirklichkeit, diese Veranlagung kann ja von tausenderlei Art sein. Sie muß sich nach Ruskin auf eine sentimentale, von der Welt abgewendete Seelenstimmung gründen. Dann erst ist sie eine „hohe", sonst eine „niedrige" (gemeine).

Der Präraphaelitismus ist die notwendige englische (ruskin'sche) Folge dieser Art Idealismus. Die Maler der Gotik und der Frührenaissance waren von dem Idealismus beherrscht, den Ruskin so oft als den einzigen hinstellt, weil er für ihn der einzige wahre ist. Giotto's Heilige, Orcagna's Engel und Fra Angelico's Madonnen sind zwar menschliche Gestalten — doch solche, wie sie die christlich erhitzte Phantasie gesehen hat. Raphael's spätere Madonnen und Apostel, sowie alle Kunstwerke, die der Hochrenaissance — der Zeit nach 1500 — angehören, sind zwar auch Erzeugnisse einer idealisierenden, aber doch einer allzu irdischen Phantasie. Mantegna und Bellini malen die thronende Himmelskönigin. Wenn Raphael seine „Madonna im Armstuhle" malt, will er uns nur den schönsten Typus einer jungen italienischen Mutter zeigen, die eher dem Bauernstande als den gebildeten Klassen angehört. Desselben Künstlers Apostel im Vatikan sind ganz und gar keine galiläischen Fischer und Handwerker, die von weltumwälzender religiöser Begeisterung ergriffen wären, sondern hübsch drapierte Athleten-Philosophen mit griechischem Typus und mehr heidnischer als christlicher Stimmung. Folglich ist die Kunst der Präraphaeliten eine große und hohe trotz ihrer technischen Unreifheit, während der von Raphael eingeleitete Zeitabschnitt schon dem Verfalle angehört, obgleich er die Maltechnik in ihrer höchsten Vollendung sah.

Diese Theorie des Präraphaelitismus entschleiert die Un-

haltbarkeit des übernatürlichen Zuges in Ruskin's ästhetischem Idealismus, indem sie ihn zu tausend Selbstwidersprüchen verleitet. Die Theorie ist so verwirrend, weil sie mit beiden Füßen hinkt. Ruskin, der die griechische Kunst aus deren bester Zeit verehrt und Tintoretto und Tizian zu einem Paar der allergrößten Maler stempelt, ist nicht nur außer stande, an seinem mittelalterigen Asketen-Idealismus festzuhalten, sondern muß das Verfehlte desselben auch indirekt dadurch anerkennen, daß er gerade Raphael als Grenzpfahl und Maßstab am Scheidewege zwischen der guten und der schlechten italienischen Kunst hinstellte. Wäre es nicht möglich, daß auch Raphael seine Unvollkommenheiten hätte, daß die Kunst und ihr Idealismus aber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dennoch eine ununterbrochen steigende Richtung aufwiesen? Der Idealismus in der Hochrenaissance, den Raphael nicht einmal nach der stärksten Seite vertritt, war ohne Zweifel mehr irdischer Art als der der Frührenaissance — man muß aber Engländer sein, ihn für minder edel und wertvoll als den letzteren zu halten. Der Argwohn Ruskin's und seiner Landsleute, daß die starke Neigung der Hochrenaissance zu physischer Schönheit und irdischer Freude und Trauer einen niedrigen, sinnlichen Hintergrund habe, mag als ein Beitrag zu deren eigner Charakteristik dastehen.

Ruskin ist jedoch immer besser als seine eignen Theorien. Wie jede große Seele fürchtet er sich nicht vor Selbstwiderspruch und ist stets bereit, die Schranken, die er selbst aufgerichtet hat, zu überspringen. Sein Stolz ist nicht die Folgerichtigkeit des Kopfes, sondern die des Herzens.

An einer Stelle definiert er die schaffende Phantasie (imagination) als „das Vermögen, greifbare Symbole zu finden, die uns veranlassen, über die Beschaffenheit und Natur von Göttern, Geistern, abstrakten Tugenden und Mächten Betrachtungen anzustellen, doch ohne daß diesen der Glaube innewohnte, daß diese greifbaren Formen unter uns eben so oder in fast gleicher Gestalt, wie wir sie darstellen, wirklich vorkommen". Auf den ersten Blick erscheint es schwierig, das mit einigen der im Vorhergehenden

angeführten, auf eine gewisse Naturwahrheit dringenden Definitionen zusammenzureimen. Was ist aber Schlimmes dabei, da wir mit einer so herrlichen Definition des Symbolismus bereichert werden? Für Ruskin ist des Phidias Zeus ein Symbol, und in diesem Symbol lag gewißlich ein Stück der höchsten Naturwahrheit.

Nur dadurch, daß man diesen, in der Synthese starken und in der Analyse schwachen Mann in synthetischem Geiste studiert, gelangt man dazu, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man muß seine Auffassung von der Aesthetik der Philosophie dadurch vervollständigen, daß man diese in ihrem unlösbaren Zusammenhange mit seiner ethisch-wirtschaftlichen Anschauungsweise studiert.

Seine Lehre von der Arbeit.

Man bemerke, wie Ruskin die Entwickelung der Kunst in Verbindung mit der der Industrie auffaßt. Bei einem Rückblick auf die älteste Geschichte des Handwerks finden wir, daß in der Urzeit viele Kunstzweige Handwerk gewesen sind und daß die Unterscheidung zwischen Kunst und Handwerk in der Geschichte eines Volkes erst in einem sehr vorgeschrittenen Stadium der Zivilisation zutage tritt. Ueberall, wo es noch einen selbständigen Bauernstand giebt, der seiner eignen Kultur treu geblieben ist und nicht die der Mittelklassen nachzuäffen begonnen hat, sind Handwerk und Kunst noch jetzt wesentlich eins. Die allerfrühste Kunst ist die des Töpfers, hiernach tritt die des Zimmermanns auf, welche die des Holzbearbeiters einschließt. Zu mauern und Steine zu bearbeiten ist ursprünglich nur ein Ueberleiten der Kunst des Zimmermanns und des Holzbearbeiters auf ein dauerndes Material. Erst nachdem die Kunst, Thon, Holz und Stein zu bearbeiten, eine hohe Entwickelung erreicht hatte, kam die Metallarbeiterkunst und schließlich die Malerkunst auf.

Das sind die fünf großen Mutterkünste. Ihr Wert, ja, ihr ganzer Wert beruht darauf, daß sie die Natur sowohl ihrer

Rohstoffe, als auch ihrer fertigen Erzeugnisse, sowie der Zwecke und der Möglichkeiten, denen sie dienen sollen und können, richtig erfassen. Sie haben untereinander einen organischen Zusammenhang, aus dem man keinen Teil, ohne dem Ganzen zu schaden, ablösen kann. Diese großen Künste, Handwerke und schöne Künste vereint, „haben und hatten alle Zeit nur drei leitende Grundsätze und Endziele — durch äußere Mittel der Religion der Menschen größere Kraft zu verleihen, deren sittliche Natur zu vervollkommenen und ihnen für ihr materielles Dasein zu dienen". Werden sie diesen Grundsätzen entfremdet und fördern sie nicht, jede an ihrer Stelle, auf einmal alle diese Ziele, so steht es schlecht. „Das richtige Prinzip" ist verloren und der Fortschritt wird unmöglich.

Aller sogenannter „Fortschritt", der im Dasein der Menschen die Industrie von der Kunst, die Nützlichkeitserzeugung von dem Schönheitsschaffen, die wirtschaftliche von ästhetischer Thätigkeit bis zur Wurzel trennt, ist vom Uebel. Ruskin gehört zu den, in unsern Tagen nicht seltenen Schwärmern, die in dem bloßen „Fortschritt", in gewerblichem und kommerziellem Aufschwung und demokratischer Politik an und für sich selbst keinerlei Heil erkennen wollen. Wohin führen uns diese prahlerischen modernen Dinge? „Vorwärts." *Wohin* vorwärts? Bei der wilden Jagd nach Erfindungen, größerer Gütererzeugung und erhöhtem Handelsnutzen, sowie nach nationaler Ausdehnung (d. h. zahlreicherem Volksbestand mit größern Industriestädten, größern Absatzgebieten für den Handel und größern Kolonien, um diese damit zu versorgen) kann das Endergebnis leichter eine menschliche Erniedrigung als eine Erhöhung und ein Glück werden. Jedenfalls unterliegt es keinem Zweifel, daß durch Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Baumwollspinnereien, Kohlengruben und dergl. die Menschen millionenweise an Leib und Seele vertieren und verkrüppeln, obwohl alle diese Einrichtungen *auch*, und vorzüglich für die höhern Gesellschaftsklassen, ihre guten Wirkungen haben mögen; z. B. dadurch, daß sie Kleider, Brot, Reisen, Bedarfsgegenstände und Bücher verbilligen.

Ruskin selbst verschließt nicht davor die Augen, daß das Problem durch innere Widersprüche verwickelt ist. Er sieht ein, daß sogar die rein psychische Seite des Fortschritts eine Mischung von Gutem und Schlechtem aufweist. „In einer Gesellschaft", schreibt er, „wo sich das Leben nur nach den Gesetzen des Angebots und der Nachfrage regelt, und der Staat im übrigen nur seine Bürger hindert, physische Gewalt gegen einander zu brauchen, sind die Individuen, denen es — allgemein gesprochen — glückt, reich zu werden, die Fleißigen, die Entschlossenen, die Hochmütigen, die Knauserigen, die Behenden, die Ordentlichen, die Schlauen, die Phantasielosen, die Gefühllosen und die Ungebildeten. Die, die arm bleiben, sind die vollkommen Thörichten und die vollkommen Weisen, die Trägen, die Unwürdigen die Unterwürfigen, die Grübler, die Dummen, die Phantasten, die Feinfühligen, die Gelehrten, die Verschwenderischen, die Bösen aus Laune oder Trieb, die plump Schurkischen, die offen Diebischen und die im Grunde Herzensguten, Gerechten und Heiligen."

An andrer Stelle und unter der Herrschaft einer mehr sarkastischen, weniger gerechten Stimmung schreibt er ungefähr folgendes: „Das Leben, von dem wir behaupten, daß es das ehrenvollste sei" — nämlich ein Leben wirtschaftlichen Strebens und Gedeihens, the life of the selfmade man — „führt nach der Ordnung der Natur" dazu . . . daß das Opfer dieses über alles ehrenden Lebens einen Gesichtsausdruck bekommt, der an den Typus der niedrigsten aller Rückgrattiere, an den Fischtypus erinnert! Das Seelenleben drückt den Gesichtszügen seinen Stempel auf. Die vorherrschende Seelenstimmung in einem einseitigen Leben schafft eine typische Physiognomie. Für den wirtschaftlichen Emporkömmling in England ist sie fischähnlich. Man vergleiche nur den Kopf eines Dorsches mit der stehenden Abbildung des selfmade man im Punch, und blicke dann auf einen menschlichen Idealkopf, z. B. auf einer altgriechischen Münze von Syrakus mit dem Bilde des Apollo! — Der Text ist bei Ruskin von einer Illustration begleitet, die „das Männchen" aus dem Punch und die griechische Münze wiedergiebt.

Der moderne Fortschritt gab uns auf der einen Seite den selfmade man, den Millionär, der sich dazu vom Laufburschen emporgearbeitet hat, und auf der andern den Fabrikarbeiter, der sein ganzes Leben lang von den 57 Maschinenbewegungen, die die Herstellung eines Stiefels erfordert, eine einzige ausführt. Ruskin verwirft diese beiden Fortschrittsblüten in Menschengestalt. Er findet, daß die Arbeitsteilung — die es einem Schelm leicht macht, Millionen zu verdienen, und einem Automaten, Schuhmacher zu sein — uns im ganzen zu teuer zu stehen kommt, obwohl sie die Waren billiger macht. Sie liefert uns nämlich Millionen und Abermillionen von „billigen" Menschen und ermöglicht die Menschenteilung. Die auf Arbeitsteilung begründete Zivilisation hat oft nur ein 57tel Menschentum für jedes einzelne menschliche Individuum übrig, mit dem sie die Welt beglückt. Wohl lieben auch diese 57tel-Menschen das Leben — in ihrer kleinen, billigen 57tel Weise, aber . . . sie hätten doch *ganze* Menschen, mit einer ganzen Liebe zum Leben sein können, wenn sie nicht schon vom Mutterleibe an „arbeitgeteilt" gewesen wären.

Natürlich muß ja die tägliche Arbeit der Menschheit auf Einzelpersonen — ja nach deren natürlicher Beanlagung — verteilt werden, doch *in dieser Weise*, daß jeder wirklich eine *ganze* Arbeit zu verrichten hat. Diese Arbeit kann eine Einzelheit einer größern sein, die die Zusammenwirkung von Hunderten erfordert, und gleichwohl eine solche, daß in ihrer Ausführung eine ganze Menschenseele aufgehen kann, und, wenn sie gut ausfallen soll, aufgehen muß. Viele Menschengeschlechter haben an den Kathedralen der Frühgotik gebaut. Dieselbe Einzelheit eines mit Blättern verzierten Gesimses, einer Konsole, eines Säulenknaufs kehrt hundertfach wieder, niemals aber in mechanischer Gleichheit. Das Schmuckwerk ist mit einer Unendlichkeit freier Abwechslungen ausgeführt, deren jede für sich ein selbständiges Kunstwerk bildet, welches davon zeugt, daß die Arbeit eine selbständige Schöpfung der Phantasie und an sich ein Genuß gewesen ist — eine wahre Kunstübung, die einem ganzen menschlichen Naturell Beschäftigung gegeben hat.

Wie verhält es sich aber mit jener andern Art Arbeit, die, ungleich einer Kunstindustrie oder Kunst, einer Ingenieurarbeit oder Wissenschaft oder der Thätigkeit als Leiter eines gewerblichen oder eines Handelsunternehmens überhaupt nicht eines Menschen beste Kräfte in Anspruch nehmen kann, wie hoch sie auch aufgefaßt und wie vorzüglich sie auch ausgeführt werden mag? Auf diese Frage giebt Ruskin uns die etwas unbefriedigende Antwort, daß eine solche Arbeit — wenn sie zu etwas an sich Menschenwürdigem wirklich nicht veredelt werden könne — überhaupt nicht verrichtet werden solle. „Wir sind auf diese Welt nicht gekommen, um etwas zu thun, was wir unmöglich mit der Sympathie unsrer Seele umfassen können. Wir haben eine gewisse Arbeit für unser tägliches Brot auszuführen, und diese soll mit Ernst und Fleiß verrichtet werden; wir haben auch des Vergnügens halber zu arbeiten, und das soll mit freudigem Herzen geschehen; keines von beiden darf aber nur halb oder flüchtig, sondern muß gesetzten Sinnes gethan werden, und was einer solchen Anstrengung unwert ist, mag überhaupt unterbleiben."

Thatsächlich zeigt Ruskin eine starke Neigung für manche sehr drastische Vereinfachungen des allzu verwickelten Lebens, zu dessen nervös erschöpften Opfern der „Fortschritt" uns gemacht hat. So *wenig* Eisenbahnen, Maschinen und Fabriken wie möglich, die irgend erreichbarste Beschränkung der Produktionszweige, die der Gesundheit des Arbeiters schädlich sein können, sowie die Abschaffung jeder Arbeit, die an sich selbst geistlos ist oder nur einfältig unnütze Dinge erzeugt — das ist sein Plan, das Gesellschaftsleben wieder einfach zu gestalten. Wenn das glückt, wird es weniger als jetzt unmöglich erscheinen, zu dem verlorenen Grundsatze der Einheit aller Schönheits- und Nützlichkeitsarbeit zurückzukommen.

Seine Wohlstands-theorie.

Wir arbeiten — nicht allein, um durch die Arbeitserzeugnisse unsre Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch um durch die Arbeit selbst unsre Fähigkeiten zu üben. Die Menschennatur ist nicht allein absorbtiver (aufsaugender), sondern auch explosiver (ausgebender) Art. Es ist für sie ebenso sicher tödlich, ihre Energie nicht entladen, wie sie durch leibliche und geistige Nahrung nicht ansammeln zu können.

Ruskin's Lehre von der Arbeit ist von dauernder Bedeutung für die Aesthetik und die Nationalökonomie dadurch, daß er diese beiden Seiten menschlicher Lebensäußerung in geistvoller Verbindung zusammenhält. Die Aesthetiker haben die Uebung gewisser Fähigkeiten abgesondert von andern behandeln zu können geglaubt; die Nationalökonomen haben gemeint, sie hätten nur mit der Beschaffung von Mitteln zur Befriedigung von Bedürfnissen zu thun. Beide haben einander deshalb außer Acht lassen zu können geglaubt, indem sie meinten, die verschiedenen Formen der Arbeit, womit sie sich beschäftigten, hätten keinen weitern Zusammenhang, der berücksichtigt zu werden verdiente. Nach Ruskin dagegen ist diese Rücksichtsnahme das Einzige, was die Aesthetik und die Nationalökonomie davor bewahren kann, zu zwei „Unvernunft-Wissenschaften" d. i. zwei Systemen von Erörterungen ohne feste Unterlagen und darum ohne endgültige Ergebnisse zu werden.

Die Arbeit der Bedarfsbefriedigung und die der Fähigkeitsübung sind untrennbare, unendlich fein verflochtene oder unmerkbar in einander fließende Lebensäußerungen einer einzigen Psyche. Ohne Rücksicht auf diese, also auf einander, wird es zur Unmöglichkeit, sie recht zu verstehen, zu beurteilen und zu leiten. Wenn wir uns nicht darüber schlüssig geworden sind, was wir als Merkmale einer vollständigen Menschennatur betrachten sollen, so haben wir es uns auch unmöglich gemacht, die zureichenden Forderungen für die Aesthetik und Nationalökonomie aufstellen zu können.

Die wirtschaftliche Thätigkeit hat den Zweck, Wohlstand zu schaffen, die Aesthetik den Zweck, Schönheit zu erzeugen. So viel

erfahren wir von den Lehrern beider Wissenschaften — sie halten es aber für überflüssig, die Beschaffenheit der Menschennatur zu erörtern, für die der Wohlstand Wohlstand, die Schönheit Schönheit sein solle. Statt dessen geben sie uns die wichtige Erklärung, daß aller Wohlstand nur ein verhältnismäßiger, alle Schönheit Geschmackssache sei. Ja, alles im Leben ist ein verhältnismäßiges, auch die Schönheit, und alles im Leben ist eine Geschmackssache, auch der Wohlstand. Doch — verhältnismäßig wozu? Eine Geschmackssache für wen? Für die Griechen des Perikles oder die Hunnen Attila's? Für unsern selfmade Millionär oder für unsern 57 tel-Schuhmacher oder für einen herzensguten, Reichtümer verachtenden, allseitig begabten Schönheitsfreund wie unsern Ruskin selbst? Der Menschen giebt es vielerlei, und nicht minder ästhetische und wirtschaftliche Systeme, die für sie Gültigkeit haben.

Laßt uns, um festen Boden unter den Füßen zu bekommen, unsre Erklärung des Wohlstandes geben und danach trachten, daß wir einen schönen Wohlstand bekommen, der jede besondere Erläuterung der Schönheit überflüssig macht — sagt Ruskin zu seinen modernen Engländern und schreibt zu diesem Zwecke seine Essais über „die ersten Grundsätze der Nationalökonomie" und über „die Nationalökonomie der Kunst".

John Stuart Mill hat sich in seinen Principles of Political Economy die Mühe, den Begriff Wealth festzustellen, durch die Behauptung erspart, „daß jedermann eine für die gewöhnlichen Zwecke hinreichend richtige Vorstellung von dem habe, was man mit Wohlstand meint". Daraus folgt, daß der Verfasser es nur als seine Aufgabe betrachtete, eine Zergliederung der vorhandenen wirtschaftlichen Thatsachen zu liefern, nicht aber festzustellen, wie diese Thatsachen eigentlich sein sollten (ein Grundsatz, dem er in seinem Buche keineswegs treu geblieben ist). Das was die meisten neueren Nationalökonomen thun, indem sie streng zwischen Zergliederung der Thatsachen und den Vorschriften für eine bessere Zukunft unterscheiden, ist zweifelsohne eine vortreffliche Arbeitsteilung, und Ruskin's Schriften verlieren viel an Leichtfaßlichkeit und überzeugender Kraft dadurch, daß er diesen Grund-

satz nicht beobachtet, sondern in verwirrender Weise seine analytischen Entdeckungen mit seinen philosophischen Erfindungen vermengt hat. Dennoch wäre es eine nicht zu entschuldigende Pedanterie, seiner in hohem Grade wertvollen, ja auf gewissen Gebieten epochemachenden zergliedernden Darstellung der Grunderscheinungen der Nationalökonomie die gebührende Aufmerksamkeit deshalb zu versagen, weil sie sich in einem phantastischen, doch keineswegs unsympatischen Entwurfe für eine sozialökonomische Reform verstreut findet.

Mit großer Gedankenschärfe und Wohlredenheit ist Ruskin gegen die bequeme und zu scheinbarer Klarheit führende Methode der ältern Nationalökonomen — er schrieb ja über diese Dinge gegen Ende der 50er und zu Anfang der 60er Jahre — die Theorie der Nationalökonomie zu vereinfachen, aufgetreten. Sie behandelte den eigentlichen Gegenstand dieser Wissenschaft, den Menschen, ausschließlich vom Gesichtspunkte seiner wirtschaftlichen Bedürfnisse und Fähigkeiten aus. Die andern Seiten menschlicher Natur wurden nur insoweit erörtert, als man individuelle „Abänderungen" in der allgemeinen Formel für nötig fand. Die Methode erscheint ja annehmbar; sie setzt aber voraus, daß es beim Menschen zwischen seinen wirtschaftlichen und seinen andern Eigenschaften einen Unterschied gebe, und daß im zutreffenden Falle die ersten angegeben und die zweiten nicht vergessen werden. Ruskin versichert, daß die erste dieser Bedingungen gar nicht vorhanden sei und daß, wenn es der Fall wäre, die Nationalökonomen es doch nachweisbar vergessen hätten, Teile der Menschennatur mit in Rechnung zu ziehen, die bei ihren wirtschaftlichen Handlungen ohne Zweifel eine Hauptrolle spielen und deshalb von den allgemeinen Erörterungen, ohne diese wissenschaftlich haltlos zu machen, nicht ausgeschlossen werden könnten.

Unter den vergessenen Eigenschaften, die bei den wirtschaftlichen Handlungen der Menschen ebenso andauernd wirksam sind wie einige andre, betont Ruskin vor allem die gegenseitige Anteilnahme der Mitbürger, ihr Bedürfnis zu lieben und zu achten, wie geliebt und geachtet zu werden, ihr Gemeinsamkeitsgefühl,

gegründet auf den Instinkt für die Unvollständigkeit der Einzelperson ohne ihre Mitmenschen, und ihren scheinbar unvernünftigen Trieb, zuweilen lieber das Leben zu opfern, als es unter gewissen, allgemein geringgeschätzten oder verabscheuten Bedingungen weiterzuführen. Ruskin leugnet nicht, daß es dem modernen Industrialismus gelungen ist, recht ansehnliche Mengen von Menschen groß zu ziehen, die diese „sympathischen" Eigenschaften in merkwürdig geringem Grade besitzen; er bestreitet aber, daß ein Gesellschaftsleben noch länger möglich sei, wenn diese gar zu rein wirtschaftlichen Geschöpfe oder deren Kennzeichen wirklich zu der herrschenden Stellung im Wirtschaftsleben gelangten, die die „rein nationalökonomische Theorie" ihnen zugeschrieben hat. Die Abstraktionen „des wirtschaftlichen Menschen" seitens Ricardo's und seiner Schule schildern dessen Handelsweise in wirtschaftlichen Dingen als einzig von engherziger wirtschaftlicher Selbstsucht und Raubgier eingegeben, mit dem folgerichtigen Bestreben, wenig zu geben und viel zu erhalten, und die Menschen als Gegenstand möglichst intensiver wirtschaftlicher Aussaugung und Beschwindlung zu behandeln.

Die Nationalökonomen vergessen hinzuzusetzen, daß wir es hier mit Kräften zu thun haben, die alles wirtschaftliche Gesellschaftsleben auflösen und unmöglich machen würden, wenn sie je die Oberherrschaft erlangten. The economic man ist eine krankhafte soziale Erscheinung und spielt keine ausschlaggebende Rolle; denn wenn das wirklich der Fall wäre, könnte es keine economic society geben. Das Vorhandensein einer solchen beweist, daß die ökonomische Wissenschaft keine einzelne Seite des Menschen zum Ausgangspunkt für ihre Anforderungen machen kann, sondern daß sie den Menschen als ein teils egoistisches, teils altruistisches Gesellschaftswesen betrachten muß. Der Mensch ist ein Erzeugnis der Gesellschaft. Er lebt nur durch diese und dadurch, daß er positive gesellschaftliche Triebe besitzt.

Wenn die Gesellschaft nicht *in* jedem Einzelnen lebte, könnte sie auch nicht *um* ihn vorhanden sein. Die allermeisten Menschen sind nicht, obwohl sie es oft selbst glauben, nur aus

Verlangen nach wirtschaftlicher Macht, nach Geld und Reichtum thätig, sondern auch infolge des Wunsches, Konsumenten allerlei nützlicher, angenehmer oder schöner Dinge zu sein. Wir streben nach wertvollem Besitze und erkämpfen uns Wohlstand, um ein einigermaßen reicheres Leben führen zu können.

„Wertvoll" bedeutet ausgestattet mit Eigenschaften, vermöge deren ein gewisser Bedarf befriedigt oder eine gewisse menschliche Fähigkeit ausgeübt werden kann. Da nun vielen Menschen das Bedürfnis innewohnt, wirtschaftliche Macht zu besitzen und auszuüben, ein Bedürfnis, das nur durch die Empfindung einer solchen Machtausübung gestillt wird, ist sicherlich auch der Reichtum ein wertvolles Ding. Regelmäßige Zufuhr gesunder und guter Nahrung, ein gut gebautes, hübsch gelegenes Haus, eine naturgeschichtliche Büchersammlung, eine Radierung von Rembrandt, die Zuneigung der Mitmenschen u. s. w. sind aber auch wertvolle Dinge. Eine Volkswirtschaft, die nur die Voraussetzungen und Gesetze des Erwerbs von Reichtum erörtert und darstellt, ist durch die ungehörige Begrenzung ihres Forschungsgebiets verfehlt. Die Nationalökonomie ist Wohlstandsökonomie ganz im allgemeinen, und ihr kann kein menschliches Bedürfnis, keine menschliche Fähigkeit fremd sein. Sie giebt die allgemeinen Gesetze an für die Befriedigung und Ausübung aller menschlichen Thätigkeiten durch Arbeit, Tausch und Besitz. Doch die negativen, die zerstörenden, die das Leben verderbenden und arm machenden, die selbstmörderischen Bedürfnisse und Fähigkeiten — ist auch deren Befriedigung und Ausübung, auch deren „Wohlstand" ein Gegenstand der Nationalökonomie? Gewiß, auch ihr — nicht Wohlstand, sondern „Schlechtstand" (nicht wealth, sondern illth, wie Ruskin sagt) — ist ebenfalls ein Gegenstand der Nationalökonomie. Diese Wissenschaft, die zergliedernde Nationalökonomie, kann sich auf keine Weise der Mühe überheben, die Voraussetzungen und Gesetze all des negativen Wohlstands, des Schlechtstands und Notstands, der in der Gesellschaft herrscht, zu erforschen. Wie könnte sie sonst ihre Bestimmung erfüllen, wie in höherm Sinne dadurch wertvoll werden, als indem sie als Grundlage der aufbauenden National-

ökonomie dient, die uns angiebt, wie das wirtschaftliche Gesellschaftsleben sein *sollte*?

Ruskin und die Nationalökonomie.

John Ruskin, ein Mann mit einem folgerichtigen Ideal für das Leben, ist zu seiner Gesellschaftskritik durch die Entdeckung drängt worden, daß unser liberaler Handels- und Industriestaat, unser demokratischer Fortschritt keinen Platz für sein Ideal habe, ja dieses in der Praxis, wenn auch nicht in der Theorie, allenthalben verneine. Er ist der naiv verwegne Idealist, der sich durch die zermalmende Mahnung: „Schlag' eine bessere Gesellschaft als die bestehende vor, wenn dir diese nicht genug ist!" nicht zu Boden werfen läßt. Er nimmt den Handschuh auf — unbekümmert um alle theoretischen und praktischen Nationalökonomen und ihr überlegnes Achselzucken. „Unbekümmert?" Ja, bis zur Verachtung ihrer Autorität, doch, wie wir gesehen haben, nicht ganz unbekannt mit deren wirtschaftlichen Allgemeinsätzen und Beweisen, sondern voll scharfsinnigen Urteils über die bestehende Gesellschaftstheorie.

Die Nationalökonomie ist für Ruskin eine „sogenannte" Wissenschaft, eine „elende" Wissenschaft, denn sie ist im Grunde eine Advokatur für das soziale Elend, statt von Anfang an ein Wegweiser zur Abschaffung des Elends und zu dessen Ersetzung durch einen „wahren", einen *schönen* Wohlstand zu sein. Ruskin's Vermengung der zergliedernden und der aufbauenden Nationalökonomie tritt hier recht handgreiflich zu Tage — und doch führt sie, dank seinem Genie, zu allerlei vortrefflichen Ergebnissen. Wer die Kraft hat, neue Begriffe zu schaffen, dem ist es auch erlaubt, alte zusammenzukoppeln und zu verflechten. Was an diesen bleibenden Wertes war, erhält nachher einen um so höhern Wert. Ruskin erwirbt zu seinem beißenden Spotte über die Nationalökonomen ein Recht, weil er ihre Wissenschaft auf solche Weise bereichert, daß sie ihm schließlich ein gewisses Maß von Anerkennung zugestehen müssen.

„Der wirkliche Kernpunkt in diesen Essais, deren innerster Sinn und Zweck," schreibt Ruskin in der Vorrede zu „Unto this Last", „ist, wie ich glaube zum erstenmale in englischer Sprache, eine logische Definition von Wohlstand zu geben, weil eine solche Definition als Grundlage für die Wirtschaftswissenschaft unbedingt unentbehrlich ist." Ob man nun Ruskin's Anschauungen von „Wohlstand" „logisch" und „Definitionen" nennen will oder nicht, so steht es doch fest, daß er mit überzeugender Kraft die wichtige, lange übersehene Wahrheit ausgesprochen hat, daß die Definition von „Wohlstand" die Grundveste auch für die analytische Nationalökonomie sein müsse. Er hat wertvolle Hinweise auf eine solche Definition gegeben und im Zusammenhange damit scharfsinnig angedeutet, daß der Tauschwert nichts anders als eine mehr verwickelte Form des relativen Nutzens sei. Sein Schlußsatz lautet dahin, daß die zergliedernde (analytische) Nationalökonomie in ihren ersten Grundbegriffen mit der Psychologie, Ethik und Aesthetik aufs innigste zusammenhängt — denn so tief und weit reicht der Begriff „Nutzen" oder „Gebrauchswert", wenn man nicht von einer willkürlichen, irreführenden Abstraktion einer „wirtschaftlichen" Natur, die von der übrigen Menschennatur verschieden wäre, ausgeht.

Nachdem er also — in einer Weise, die natürlich aus seinen eignen Schriften ersehen werden muß — die analytische Nationalökonomie nicht nur kritisiert, sondern auch in wesentlichen Punkten rehabilitiert hat, fährt er in seiner Beweisführung damit fort, daß er ganz unsystematisch zu einer eigentlichen, d. h. philosophischen Aufgabe überspringt. Ohne nur ein neues Kapitel zu eröffnen, beginnt er das in der Zukunft gültige Wohlstandsideal zu erörtern und inbetreff der besten Weise, es auf dem Wege der Sozialreform vorzubereiten, Ratschläge zu erteilen. Seine Definition vom Ideal des wirtschaftlichen Wohlstands (wealth) enthält nichts anders als eine Charakteristik des nächst erstrebenswerten höhern Typus der menschlichen Natur, soweit dessen Verwirklichung auf die Arbeit, auf die wirtschaftliche, vom Gebrauchswerte im allgemeinen und vom Tauschwerte im besondern

beeinflußte Thätigkeit einwirkt und von ihr abhängt. Diese Charakteristik findet man jedoch nicht in seinen wirtschaftlichen Essais zusammengefaßt, sondern in Gestalt zusammenhangloser Gedankensplitter über seine ganze schriftstellerische Produktion verstreut. Diese verstreuten Züge zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, ist eine litterarische Aufgabe, die unsern ästhetischen Philosophen offenbar nicht interessiert hat, denn das hat er sorglos der freien Phantasie des geneigten oder ungeneigten Lesers überlassen. Er meint offenbar genug gethan zu haben, wenn er an tausend verschiedenen Stellen eindringlich ausgesprochen hat, daß sein Uebermensch ein harmonisches Ganzes von religiösen, ethischen, ästhetischen *und* auf wirtschaftlichen Nutzen abzielenden Vollkommenheiten sein müsse. Unter diesen nimmt einen hervorragenden Platz die *Ehrlichkeit* ein — denn ohne sie ist, im Ganzen betrachtet, kein nationales wirtschaftliches Leben möglich. Je mehr Ehrlichkeit im Handel und Wandel, desto größere Ersparnis an allen, für nützliche Zwecke gebrauchten Kräften. Unehrlichkeit ist das anti-ökonomische, das wertzerstörende, wertverschwendende Prinzip.

Ruskin's Wohlstandsbegriff ist so allumfassend, so rein philosophisch, daß er nie daran denkt, ihm eine andre Fassung als: „There is no wealth but Life" zu geben. Es giebt keinen andern Wohlstand als das Leben selbst — *dein* Leben, „das Leben mit all seiner Kraft der Liebe, der Freude und der Bewunderung". „Dasjenige Land ist das reichste, das die größte Zahl edler und glücklicher menschlicher Wesen ernährt, und derjenige Mann ist der reichste, der nach Entwickelung seiner eignen Lebenskräfte zu höchster Vollkommenheit, durch seine Persönlichkeit und durch seine Besitztümer den ausgedehntesten helfenden Einfluß auf das Leben andrer Menschen ausübt."

Ruskin weiß recht wohl, daß die Ansichten der Menschen über das, was für sie gut und wirtschaftlich erstrebenswert sei, eben so zahlreicher Art sind, wie ihre verschiedenen Naturen und daß diese Ansichten, alle für die analytische Nationalökonomie ihre Bedeutung — doch nicht *die gleiche* Bedeutung haben, denn

es giebt hohe und niedrige, normale und abnorme, vielfach und wenig anerkannte Wohlstandsideale. Er vergißt jedoch, sein eignes Ideal mit dahin zu rechnen und es so bestimmt zu formulieren, wie jede nur persönliche Anschauung es sein muß. Nach Prophetenart spricht er von seinem Ideal in einer dunkeln, vieldeutigen Sprache — als wäre ihm aus einer göttlichen Weisheitsquelle eine Offenbarung gekommen.

In seinen praktischen Vorschlägen zu einer Spezialreform dagegen drückt er sich so klar aus, wie man es nur wünschen kann. Er fordert, daß der Staat ein System kostenfreier und in gewissen Fällen zwangsweiser Volkserziehung, nicht bloß Volksunterweisung einrichten soll. Die Erziehung soll eine körperliche, sittliche und berufliche sein — dahin abzielend, erstens die Jugend gesund, stark und schön, sowie mit allen Gesetzen der Gesundheit vertraut zu machen; zweitens, sie mit Liebe zur Ehre und Gerechtigkeit zu erfüllen und ihre Umgangsweise mit Vorgesetzten, Untergebenen und Gleichstehenden zu verfeinern, und drittens, ihnen die möglichst gründliche Vorbildung zur Meisterschaft in den Berufen oder Kunstzweigen zu vermitteln, für die sich jeder Einzelne durch seine Naturanlagen eignet. In Verbindung mit derartigen Uebungsschulen errichte der Staat Werkstätten nebst gewerblichen und landwirtschaftlichen Produktionsanstalten aller Art, die nicht die Unternehmungslust des Einzelnen ersetzen, wohl aber, nach dem Grundsatze des freien Wettbewerbs, im Lande den möglichst hohen Standard guter und ehrlicher Arbeit aufrecht erhalten sollen. Die Preise der staatlichen Waren sollen nicht mehr und nicht weniger als deren Herstellungskosten decken. Vermag die private Unternehmungslust sie besser und billiger zu erzeugen, so ist das gut. Wer aber einen Gegenstand von zweifelloser Haltbarkeit kaufen will, der unter gesunden Arbeitsverhältnissen erzeugt ist und den dafür unumgänglichen Preis bedingt, der wird eine solche Ware — unabhängig von den Launen privaten Unternehmungsgeistes und mehr oder weniger gewitzter Profitspekulation — in den Staatslagern finden.

Alle Arbeitslosen sollen in diesen Regierungsanstalten Be-

schäftigung finden. Fehlt es ihnen an Berufsgeschicklichkeit, so sollen sie darin ausgebildet, sind sie krank, so sollen sie gepflegt werden. Wollen sie nicht arbeiten oder lernen, so sollen sie zu grober und gefährlicher Beschäftigung zwangsweise verwendet werden — bis sie auf bessere Gedanken kommen. Doch auch in diesem Falle wird ihnen der normale Arbeitslohn — abzüglich der Unkosten des Zwangssystems — angerechnet, obgleich dieser nicht eher ausgezahlt wird, als bis sie sich moralisch gebessert haben. Endlich soll der Staat für alle, die wegen Alters oder einer andern nicht ehrenrührigen Ursache außer stande sind, sich auf dem Arbeitsmarkte ihren Unterhalt zu verdienen und die keine Ersparnisse besitzen, gute und würdige Unterkunftstätten errichten und unterhalten. Wer seine Kräfte ehrlich angewendet hatte, so lange er solche besaß, um seinen Teil der Arbeitslast der Gesellschaft zu tragen, verdient auch, von der Gesellschaft einen Ruhegehalt zu bekommen und hat keine Ursache, sich dessen zu schämen. Der Unterhalt gestaltet sich bescheiden für die gewöhnlichen (Hand-) Arbeiter, reichlicher für die in ihrem Berufe geschickten Arbeiter und paßt sich den normalen Lebensbedürfnissen der höheren und höchsten Produzentenklassen an — ganz wie das schon bezüglich der Pensionen der Fall ist, die den Staatsdienern zugewendet werden.

Wie man sieht, ist Ruskin eine Art Staatssozialist, doch kein Feind privaten Unternehmungsgeistes und kein Allweltgleichmacher. Er will, daß der Staat alles mögliche erzeugen, doch nicht, daß er überhaupt alle Erzeugung in die Hand nehmen und irgendeine private Unternehmung verbieten solle. Während er sowohl die entsittlichenden Wirkungen als auch die Notwendigkeit des Wettbewerbs erkennt, will er diese durch den Kampf mit einer, ihrer Güte nach mustergültigen Staatsproduktion innerhalb vernünftiger Grenzen halten. Er fordert, daß jede einzelne Art von Arbeit vom Staate mit einem feststehenden, nötigenfalls von Zeit zu Zeit zu verändernden Lohnsatze, nicht aber, daß etwa alle Arbeit mit dem gleichen Lohnsatze bezahlt werde. „Falsch, unnatürlich und verderblich ist dasjenige System, demzufolge es

dem schlechten Arbeiter gestattet ist, sich für die Hälfte des wohlverdienten Lohnes des guten Arbeiters anzubieten und entweder dessen Platz einzunehmen oder ihn durch seinen Wettbewerb zu nötigen, für einen Lohn zu arbeiten, der unzureichend ist, um ihn auf seinem höhern physischen, moralischen und produktiven Standpunkte zu erhalten."

Ruskin meint, daß der „freie Kampf ums Dasein" in der Gesellschaft ebensowohl zum Ueberleben der schlechtest, wie etwa der best Ausgerüsteten führen könne. Wer für den Billigkeitswettbewerb am besten ausgerüstet ist, ist es nicht immer auch für den Ehrlichkeits- und Soliditätswettkampf. Der erste ist oft der „billigere", der schlechtere, der zweite der „teurere", der bessere Mensch. Dadurch, daß unsre Gesellschaftsordnung den Billigkeitsmenschen gestattet, die Qualitätsmenschen zu Tode zu bekämpfen, trägt sie zur Verschlechterung der Menschheit bei. Des Menschenmaterials Menge wächst mit der „Entwickelung der Industrie", seine Güte wird dadurch aber herabgesetzt. Kommt es in einer Nation zu einem Mangel einer gewissen Art von Qualitätsmenschen, so kann dieser nicht durch eine weitere Zunahme an Produzenten und Waren ausgeglichen werden, sondern es stellen sich dann Verderbtheit und nationaler Verfall ein — und zwar ebenso unausweichlich, als wenn die Fischtonne zu wenig Salz enthält.

„Produktion bedeutet nicht Arbeitsamkeit und Warenreichtum, sondern die Erzeugung von Dingen, die nach allen Seiten zur Benutzung gut sind. Die Lebensfrage der Nation lautet nicht: Wie viele Arbeiter beschäftigst du? — sondern, wie viel Leben erhältst du aufrecht? denn so wie der Verbrauch das Endziel der Erzeugung ist, so ist der Zweck: wirklich zu leben, das Endziel des Verbrauchs."

Sechstes Kapitel.

Kunstgewerblicher Idealismus.

Eine englische Renaissance.

In einer 1891 herausgegebenen Gedichtsammlung, die er als Verfasser selbst mit Vignetten in reinem, originellem Stil geschmückt hat, hat der Künstler, Kunsthandwerker und Schriftsteller Walter Crane einige poetische Reflexionen über das Streben seines Lebens geliefert. Das erste Gedicht der Sammlung heißt „Renascence“ und fängt mit folgenden Worten an:

Art, once an outcast in a wintry land,
Far from the sun-built house where she was born,
Did wander desolate and laughed to scorn.
— — — — — — — — — — — —
Then Art, aweary, laid her down and slept
Beneath an ancient gate, and dreaming smiled,
For Hope, like spring, came full of tidings good;
— — — — — — — — — — — —

Die Kunst war eine verhöhnte Fremde in Albion, in einem Lande, wo es keine Sonne in Menschenseelen gab, wo kein Sonnenschein der Kunst über der Tagesarbeit lag. Sie wandte sich weg von der grauen, rauhen Gegenwart, um in den schönen Ruinen eines „antiken Portals“ zu träumen, und da erschien ihr die Hoffnung im sonnenfrohen Schmucke des Frühlings und verkündete den Tag der Wiedergeburt. Die neue Botschaft versprach, daß Arbeit und Kunst im Leben der Menschen noch

einmal unauflöslich verbunden werden sollten und daß sowohl die Kunst wie die Arbeit dadurch in ihre rechte Würde eingesetzt werden sollte.

Diese Anschauung von der Stellung der Kunst im Leben der Gegenwart und diese Hoffnung auf eine Wiedergeburt nicht nur durch eine ästhetische, sondern auch durch eine allgemein soziale Erneuerung teilt Walter Crane nicht bloß mit Ruskin und dem großen Kunsthandwerker und Dichter William Morris, sondern ebenso mit vielen andern. In der Hauptsache waren es jedoch diese drei, von denen der Gedanke und die Hoffnung sich innerhalb Albions Landesmarken verbreitete.

Im Schatten gotischer Kirchenportale und italienischer Renaissance-Loggien haben diese Idealisten von einem sozial gesünderen und ästhetisch lebenskräftigeren England zu träumen angefangen. Sie erkannten, daß Europas größte Bildhauer und Maler vor fünf oder sechs Jahrhunderten ihren größten Ehrgeiz darein gesetzt hatten, gute Handwerker zu sein, was nach dem Geiste jener Zeit mit guter Bürgerschaft in jeder Hinsicht, in ästhetischer ebenso wie in wirtschaftlicher und politischer, gleichbedeutend war. In ihrer demütigen sozialen Gebundenheit wurden sie gute, nicht selten große und sehr freie Künstler. Ein großer Handwerker sein bedeutete auch ein tüchtiger Künstler sein. Jetzt dagegen wird das Handwerk von den künstlerisch Ehrbegierigen mißachtet, denn man meint, seine einzige Größe liege liege in dessen Geeignetsein zu großindustrieller Entwickelung, und nur das „freie" Künstlertum gilt als Feld für ästhetisches Schaffen mit tiefer Eingebung. Statt zahllose Handwerker mit gesundem und starkem Schönheitstriebe, die um deswillen von den andern geschätzt würden, aufzuweisen, sind unsre Gemeinwesen von mißglückten „freien" Künstlern übervölkert. Diese bringen die Künstlerschaft selbst in übeln Ruf, indem sie zeigen, daß deren meiste Jünger mißglückte Mitbürger sind, die sich darauf versteifen, auf einem Wirkungsgebiete zu arbeiten, wo ihre Talente nicht ausreichen, ein einziges achtunggebietendes, in vernünftigem Sinne sozial wertvolles Ergebnis zu erzielen.

Ein Gemeinwesen ist für ästhetisches Schaffen nicht gesund organisiert, wenn es nicht einen offnen Weg mit gleichmäßiger, unmerklicher Steigung zwischen Handwerk, Kunsthandwerk und Kunst besitzt. Im Kunsthandwerke müssen wir die Pflanzschulen, die ästhetisch lebendigen, sozial fungierenden Akademien für unsre freiesten und schönsten Künste haben. Innerhalb der einzelnen Berufe soll der Zögling sich Kenntnis von der Moral und der Technik der Arbeit — diese Wörter in allgemeinster Bedeutung genommen — aneignen, und dann mag er, wenn der innere Trieb stark genug ist, versuchen, sich vom bescheiden schaffenden Kunsthandwerker zum anspruchsvollen, schaffenden Künstler dadurch zu erheben, daß er im Atelier eines guten Meisters und in den großen Museen studiert, sowie Vorlesungen über die Geschichte und Philosophie seiner Kunst besucht.

Die „freien" Künste sollten vor allem frei sein von jeder pedantischen und snobbigen Zurückhaltung gegenüber dem andern Handwerksleben — denn nur dadurch können sie frei bleiben von Vertretern, die ebenso unfähig sind, etwas Nützliches wie etwas Schönes zu erschaffen. Und andrerseits sollte auch kein nützliches Handwerk seiner ästhetischen Moral und Ehrbegierde ermangeln, die ihm die Aussicht nach den blauesten Höhen der Schönheitserzeugung eröffnen — denn nur so kann es voller Vertreter sein, die geschickt genug sind, das Werk ihrer Hände sowohl schön als nützlich zu gestalten.

Hieraus folgt, daß die moderne Wiedergeburt von unten her einsetzen muß — dadurch daß sie eine hohe ästhetische Moral in die Gewerbe einführt und die Persönlichkeit des Arbeiters, vorzüglich in jedem Handwerke, das ein Kunsthandwerk ist oder zu einem solchen werden kann, zur möglichst großen Geltung zu bringen.

Kunstgewerbliche Qualitätserzeugung.

Zur Förderung dieser Ideale wurde in London 1888 eine Arts and Crafts Exhibition Society gegründet, die zu ihren Vorstandsmitgliedern William Morris, Walter Crane, den Maler Burne-Jones, den Zeichner Henry Holiday, den keramischen Künstler William de Morgan, den Künstler-Buchbinder T. J. Cobden-Sanderson u. a. zählte. Einige Mitglieder der Königlichen Kunstakademie — darunter W. B. Richmond und G. J. Frampton — traten später in die Gesellschaft ein, die schließlich eine große Anzahl mehr oder weniger selbständig arbeitender Kunsthandwerker und kunstgewerblicher Firmen Englands umfaßte. Wir haben es hier mit Pionieren zu thun, die von den gewöhnlichen Geschäftsleuten und Industriellen als eine Sippe unpraktischer Schwärmer oder, im ungünstigeren Falle, als eitle, sich selbst ankündigende Amateure betrachtet haben. Die Art und Weise der Propaganda des Vereins besteht nämlich, wie schon sein Name andeutet, darin, kunstgewerbliche Ausstellungen zu veranstalten, mittels deren ästhetisch hochstehende Arbeiten der Allgemeinheit vor Augen geführt werden sollen. Solche Ausstellungen sind seit 1888 etwa ein Jahr ums andre in der New Gallery in London abgehalten worden.

Der Eindruck von einer solchen Ausstellung ist thatsächlich ein ganz andrer, als man nach der Betrachtung der Londoner Kunstindustriegeschäfte erwarten sollte. Natürlich findet sich eine unverkennbare Familienähnlichkeit zwischen dem Stile der Möbel, Holzschnitzereien, Teppiche, Gewebe, Stickereien, Metallgegenstände, Fayencen, Lederarbeiten, Buchbindereierzeugnisse und aller übrigen Gegenstände in diesen Geschäften und auf einer Arts-and-Crafts-Ausstellung. Ein ganz eigentümlicher Stil kehrt in allen englischen Kunsterzeugnissen wieder; innerhalb dieses nationalen Stils finden sich aber große ästhetische Unterschiede. Die New Gallery hat stets einen Teil auserwählter Proben des Allerbesten geboten, was England auf den in Frage kommenden Produktionsgebieten zu liefern vermag und hat überdies das Vorhandensein eines mutigen, an guten Gedanken reichen Strebens

nach neuer Schönheit angedeutet. Die ausgestellten Gegenstände wollen einzeln für sich, als besondre Kunsterzeugnisse wirken. Sie zeugen öfter von künstlerischer Fähigkeit als von großem technischen Geschick. Sie weisen mehr auf neue Stilrichtungen, die zum Dasein emporkeimen, als auf eine wohlbestellte Stilreifheit hin; sie scheinen ihre Entstehung eher künstlerischen Einfällen als auf Brauchbarkeit zielender Nüchternheit zu verdanken; sie atmen häufiger eine Art Bohème-Ungebundenheit des Künstlermenschen, als die unbedingte Hochachtung des Handwerkers oder Kaufmanns für alles, was als „respektabel" gilt. Wo sie unbefriedigend erscheinen, sündigen sie durch grünen Dilettantismus, nicht durch graue Maschinenfinesse. Mit einem Worte, man hat es dabei mit einer in ihrem Aesthetizismus buntscheckigen, in ihren technischen Fertigkeiten ungleichen Sammlung kunstgewerblich interessierter und schaffender Persönlichkeiten zu thun — nicht mit kaufmännischen Firmen, „die auf der Höhe der gewerblichen Vollkommenheit ihrer Zeit stehen".

Die „Vollkommenheit", der man in der New Gallery begegnet, ist aber doch hervorragendster Art. Da hängen zwischen Kunstgeweben mancherlei Schlags einige große Gobelintapeten von William Morris. Sie sind für ein Zimmer mit eigentümlicher Beleuchtung und Farbenharmonie ausgeführt und sollen in Wandfelder von teilweise unregelmäßiger Form passen. Obwohl also streng ihrer dekorativen Bestimmung angepaßt, erscheinen sie von der Persönlichkeit eines großen Künstlers doch so gesättigt, daß sich neben ihnen so manches anspruchsvolle Staffeleigemälde als unpersönliches Fabrikerzeugnis ausnehmen dürfte. Morris' „Arras-Tapeten" sind gewebte Bilder in gotischem Stil, wozu Burne-Jones die seltsam unwirklichen Ritter und Jungfrauengestalten gezeichnet, Morris selbst aber die sagenhaften Wälderdickichte und Blumenfelder, in denen jene sich bewegen, hervorgezaubert hat. Die abendhimmelähnliche, grün-bläuliche Farbenabstufung mit den bleichen, schattenhaften Fleischtönen rührt von Morris her; ebenso die phantasievollen gotischen Schleifen nebst Frucht- und Blattguirlanden, die die Umrahmungen

bilden. Das Ganze erscheint als von den Traumgesichten eines keltischen Dichters und Künstlers in sternenheller Sommernacht in den Waldestiefen von Wales eingegeben. Die Harmonie zwischen der Zeichnung, der Farbenabstufung, dem Material und der Ausführung ist wahrhaft vollkommen — wie auf den mittelalterlichen flandrischen Wandbekleidungen, von denen Morris seine Kunst gelernt hat. Wie diese, gewähren uns die Morris-Gobelins einen ganz eigenartigen, von den Wirkungen der Malkunst weit verschiedenen Genuß, der darin liegt, daß sie nicht mehr scheinen wollen als sie sind: nämlich stimmungsvoll dekorative Bilder, die durch kunstvolles Zusammenweben farbiger Wollenfäden hergestellt sind — künstlerische, figuren- und farbenreiche Gewebe zu Wandverzierungen.

Der Gobelinweber William Morris hat in seinen Ratschlägen für das Kunsthandwerk den leitenden Grundsatz für jede — nicht nur für die dekorative — Kunst aufgestellt, indem er stark das Gebundensein an ein Material und dessen Eigenart betont, das die Grundlage für alles ästhetische Schaffen bildet. Der Künstler soll dadurch schaffen, daß er die Eigentümlichkeiten des Materials aufs höchste steigert, nicht dadurch, daß er diese unterdrückt, verhüllt oder verfälscht. „Vergiß niemals, mit welchem Material du arbeitest, und suche es stets zu der Wirkung, die es am besten zu erzielen vermag, zu benutzen." „Fühlst du dich durch den Rohstoff, den du verarbeitest, gehindert, statt durch ihn unterstützt, so hast du dein Gewerbe nicht besser gelernt als einer, der Dichter sein will und sich über die Mühe, im Rhythmus und in Reimen zu schreiben, beklagt. Die Grenze, die ein besonderes Material den Eigenschaften des Werkes zieht, soll dir ein Vergnügen, kein Hemmnis sein. Ein Zeichner oder Künstler muß die Arbeitsgeheimnisse des besonderen Handwerks, für das er seine Muster und Skizzen ausführt, allemal von Grund aus kennen — sonst bleibt das Ergebnis einzig und allein eine tour de force. Die Freude am Verständnis für die Eigenheiten und Verwendungsmöglichkeiten eines besondern Rohstoffs und die Befähigung, diese hervortreten zu lassen, eine Erinnerung an

natürliche Schönheit und natürliche Erscheinungen zu erwecken, nicht eine Nachahmung derselben zu geben — das ist die raison d'être der dekorativen Kunst." Auf der andern Seite muß der Handwerksmann ein möglichst freier und verantwortlicher Kunstausübender sein — auch wenn er das Muster oder die ästhetische Erfindung eines andern ausführt — denn sonst wird das Ergebnis, d. h. das in seinen Händen veredelte Material, ein mechanisches Ding ohne den Stempel freier Persönlichkeit, der mehr wert ist als eine „tadellose" Genauigkeit in der Ausführung der Formen. Der moderne Kunsthandwerker soll aus seiner allzu bescheidenen Stellung als Radzahn in der Maschinerie einer Geschäftsfirma hervorgezogen werden. „Wir glauben nicht an die Vortrefflichkeit der Sachlage, wo unpersönliche, unbekannte Kunsthandwerker für ein ihnen unbekanntes, unpersönliches Publikum arbeiten", schreibt Morris in der Vorrede eines seiner Ausstellungskataloge.

Das beste nächst den Morris-Gobelins auf einer Arts- and Crafts-Ausstellung sind gewöhnlich Gardinen- und Möbelstoffe mit vielfarbigen, eingewebten Mustern, bedruckte Baumwollkretonnes, Teppiche, Prachtstickereien, Tapeten und . . . Bücher. Fayencen in persisch-rhodischem und arabisch-spanischem Stil, nebst dekorativ vortrefflichen Arbeiten in getriebenem Kupfer — große Gefäße und Schüsseln mit archaistisch stilisierten Schiffen und Vögeln, oder Fruchttrauben und Laubranken — erwecken oft genug Bewunderung. Ein und das andre hoch originell gestaltete, von freier Künstlerhand geschmückte Holzmöbelstück oder eine Kamineinfassung aus Stein gewährt einen ungetrübten Genuß. Im ganzen aber sind die Holz- und Steinschneiderei, sowie Glaswaren und Erzeugnisse der Schmiedekunst und auch noch andre Zweige des Kunstgewerbes nur schwach vertreten gewesen. Die Goldschmiede und Juweliere haben leider oft durch völliges Fernbleiben geglänzt.

Die Gewebe- und Tapetenmuster zeichnen sich durch ihren Abstand, ebenso vom „realistischen" Stile wie von der Wirrnis der albernen Schnörkel aus. Hier finden sich weder die naturgetreu wiedergegebenen Rosensträußchen oder Kirschenbündel, noch

der unheimliche Wust von Spiralen, Dreiecken und Pfefferkörnern, womit die Menschheit etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts ihre Möbel und Wände zu bedecken liebte, was das letzte Jahrzehnt teilweise noch immer fortsetzt, obwohl es zu besserer Einsicht gekommen sein sollte. Die Musterformen der besten englischen Kretonnes, Wollengewebe, Sammetbrokate, Gardinenstickereien, Teppiche und Tapeten stammen vielfach aus der Pflanzenwelt, sind aber immer dekorativ umgedichtet, so daß sie eine ihrem Zwecke entsprechende Vereinfachung oder Verstärkung im Stile der Linien und Farben bekommen haben. Die Farben sind gewöhnlich gedämpft, denn Wände, Möbel und Fußboden eines Wohnraums sollen ja für Menschen- und Kunstsachen, d. h. für farbenschwache Gegenstände, den Hintergrund bilden, nicht sie koloristisch übertrumpfen. Durch eine reiche, sanfte Harmonie innerhalb eng begrenzter Farbenskalen, nicht durch realistische Buntheit und Mannigfaltigkeit, machen diese Farben einen tiefen Eindruck. Ebenso die Linien; sie fließen zu wenigen und einfachen Formen zusammen und bilden lieber ein paar große, flache, als viele und stark gebogene Kurven. Wo Tiergestalten als Motiv verwendet sind, erinnert deren Stilisierung an die Naivität und den Humor der Kinderfabel. Pflanzenstoffe dagegen erhalten zuweilen ein Pathos, als wären sie alten Heldengedichten entlehnt. Meistern wie Morris und Crane, ist ohne die Verletzung dieser Grundsätze doch die Erzielung der reichsten Wirkung möglich.

Sogar die Seidenstickereien können Belegstücke eines großen, freien Stils bieten. Wie es sich gehört, wollen sie prachtvoll, das aber in vornehmer, feierlicher Art sein. So findet man z. B. einen großen Thürvorhang aus dicker, indischer Rohseide mit nur drei oder vier Sommerrosen, Lorbeersträuchern oder Granatbäumen bestickt, die in der Weise stilisiert sind, daß ihre Blüten oder Blätterkronen oben eine majestätische Borte bilden, während die kräftigen, einfachen Linien der geraden oder wenig verzweigten Stämme die ganze übrige Fläche des Vorhangs schmücken.

Eher als die meisten andern Zeitgenossen sind die Engländer zu der Einsicht gelangt, daß auch die Herstellung von Büchern,

eines der demokratischten Handwerke, eine wahre Kunstindustrie sein kann, daß wir also bisher bei unsrer Bemühung, „Prachtwerke" zu schaffen, keineswegs auf dem richtigen Wege gewandelt sind. Daß Papierfabrikant, Schriftgießer, Buchdrucker, Illustrator und Buchbinder einander nach von vornherein gegebenen, gesunden ästhetischen Grundsätzen unter der Führung kunstverständiger Verleger in die Hände arbeiten müssen, um ein durchweg schön ausgestattetes Buch herstellen zu können — das bedenkt der moderne Bücherliebhaber nur selten. Und wie viele, des Lesens kundige Aesthetiker sind wohl zu dem Bewußtsein gelangt, daß es schönen und häßlichen Druckstil und Druckerschwärze ebenso geben könne, wie schöne und häßliche Schriftstücke und Tintensorten? — oder, daß eine verzierte Druckseite nicht schön sein könne, wenn ihr die Harmonie zwischen den Illustrationen oder Verzierungen und dem verwendeten Druckstil mangelt?

Viele englische Eiferer für künstlerische Bücherausstattung verlangen, daß die Illustrationen ganz streng dekorativ und mit jeder Linie so gezeichnet sein sollen, daß sie mit den verwendeten Lettern im Einklang stehen. Diese, als das Wesentliche an einem Buche, sollen an sich selbst schön dekorativ sein, d. h. zusammen mit den Illustrationen und den Verzierungen eine schöne Gesamtwirkung hervorbringen. Dieses Ideal wurde nicht selten von den ältesten Buchdruckern — z. B. von Aldus Manutius in Venedig — erreicht. Holbein und Dürer haben gezeigt, wie man zeichnen müsse, um Titelblatt und Textseiten eines Buches harmonisch auszuschmücken.

Verschiedene englische Zeichner — darunter Burne-Jones und Walter Crane — haben diese Grundsätze gewissenhaft durchgeführt. Eine in William Morris' Druckerei — The Kelmscott Press — hergestellte Folioausgabe von Chaucer's Werken enthält Illustrationen von Burne-Jones und Ornamente von Morris. Sie bildet für moderne Menschen eine neue Offenbarung, wie majestätisch schön ein Buch auch ohne Mithilfe von Farben, Vergoldungen oder edlen Steinen sein könne, und sie wird mit Recht für das Meisterstück der englischen Buchdruckerrenaissance angesehen. Die

Illustrierung und sonstige Ausschmückung von Spener's Faerie Queene durch Walter Crane ist eine bescheidenere Probe guter Qualität. Hunderte andrer, in den letzten vier oder fünf Jahren in London herausgegebener kleiner und großer Prachtwerke halten mit bewundernswerter Treue und oft mit schönstem Erfolge an den angedeuteten ästhetischen Grundsätzen fest. Hier hat die englische, von anglo-keltischen Künstlern angefachte und aufrecht erhaltene Reaktion gegen den Realismus in der Ausschmückung wieder einen Triumph gefeiert, denn nur durch eine zweckmäßige Vereinfachung und Stilisierung der aus der Wirklichkeit entlehnten Bilder und Ornamentmotive kann das neue typographische Schönheitsideal erreicht werden.

Ein entsprechender Fortschritt hat auch in der Buchbinderei stattgefunden. In ihren edelsten Formen steht sie in England zwar nicht höher als anderswo, dieses Land aber hat eine demokratische und für Bethätigung eines guten Geschmacks besonders geeignete Unterart der Buchbinderei, die in den letzten Jahren Riesenfortschritte gemacht hat. Ich meine die englische „Leinenkartonnage", die zwar nicht so haltbar und schön wie der echte Leinenband ist, das ihr auf dem Festlande entsprechende „Heften" und „Broschieren" aber bei weitem übertrifft. Statt des früher ausschließlich verwendeten Buchbinderleinens, eines Stoffes mit den denkbar schlechtesten ästhetischen Eigenschaften, werden nun halb grobe Leinen- oder Hanfstoffe gebraucht, die ein hübsches, unregelmäßiges Gewebe haben, geschmackvoll gefärbt werden können und obendrein nur eine sehr einfache Herstellung des Titels in Gold- oder farbigen Buchstaben gestatten. Da Rücken und Ecken mit künstlichem Pergament bedeckt und die Blätter oben beschnitten und vergoldet sind, während deren übrige Ränder uneben bleiben, kann ein solcher billiger Einband sich ganz vornehm ausnehmen.

Die künstlerische Ausstattung von Büchern ist nicht die einzige Form des Kunsthandwerks, die durch den Einfluß der in der New Gallery ausstellenden Pioniere veredelt worden ist. In den zehn Jahren, die verflossen sind, seit die Arts and Crafts

Exhibition Society ihre Thätigkeit begann, haben verschiedene englische Kunstindustrien große Fortschritte gemacht — im wesentlichen freilich als Fortsetzung einer früheren, hauptsächlich von Morris und dessen nächsten Freunden eingeleiteten Reform, doch auch auf neue Anregungen hin, die unmittelbar von der New Gallery ausgingen. Wenn in einem Lande mit Englands ungeheuern Mitteln und mächtiger Nachfrage nach allem, was ein vermögendes oder reiches Haus verschönern kann, eine Bewegung dieser Art erst einmal in Gang gekommen ist, erreicht sie auch sehr schnell eine gewisse Reife und großen Umfang. Es ist zur Modesache geworden, seine Wohnstätte im Morrisstile oder in einem diesem ähnelnden Stile einzurichten, und es giebt einen Markt für derartige echte und halbechte, doch nicht übel nachgeahmte Gegenstände — leider auch allerdings für die billigen Humbugnachbildungen, die nur das ganz kritiklose Auge täuschen können. London ist jetzt ein höchst wertvoller Studienplatz für jeden, der an der Kunstindustrie Interesse hat — wenn er es nur versteht, sich in diesem Labyrinth, das an Gutem und Schlechtem so reich ist, zu dem Besten hindurchzufinden. Hat er Glück oder das rechte Unterscheidungsvermögen, so wird sich ihm eine der feinsten Blüten der englischen Kultur offenbaren — eine Pflanze, die, obgleich nicht selten etwas steif und trocken in der Zeichnung und oft etwas sentimental angekränkelt in der Farbe, dadurch Interesse erregt, daß sie hinsichtlich ihrer Art allen entsprechenden Erscheinungen auf dem Festlande ungleich ist, sowie in dem einen und andern Einzelfalle eine Schönheit ersten Ranges erreicht.

William Morris. Es lag eine schöne Symbolik des Zufalls darin, daß die Arts and Crafts Exhibition Society 1896 ihre Ausstellung grade an dem Tage eröffnete, wo William Morris der Vergänglichkeit seinen Tribut errichtete. Er in erster Linie war der belebende Geist dieser Ausstellung. Ob

seine unzähligen Bewunderer sich auch nicht mehr an der unwiderstehlichen Anziehungskraft seiner urwüchsigen und kraftvollen Persönlichkeit erquicken können, sein Schöpfergeist wird unter ihnen doch fortleben und wirken, bis die Zukunft einige der Forderungen erfüllt hat, die der große Künstleridealist keck und unverdrossen an sie stellte.

Morris war einer jener Enthusiasten, die Enthusiasten hervorbringen — nicht bloß durch Worte, sondern noch mehr durch ihre Thaten und ihr Leben. Als Dichter, Kunsthandwerker und Mensch war er eine der schönsten seltsamen Erscheinungen unsrer Zeit. In seiner Dichtung erschien er wie ein nachgeborner Altskandinavier oder isländischer Barde, wie ein Schatten aus jener Zeit, die uns die altnordischen Eddas, Familiensagen und Königsbücher geschenkt hat. Als Kunsthandwerker war er mit Leib und Seele ein Mann des 14. Jahrhunderts — ein Künstler mit dekorativer Phantasie und keinem andern Ehrgeiz als dem, ein freier Meister in verschiedenen nützlichen Berufen zu sein. Wenige der großen Engländer sind in geringerm Grade „Kinder ihrer Zeit" gewesen, und doch haben wenige einen unmittelbareren Einfluß auf ihre Zeit ausgeübt. Was er mit Feder oder Zeichenstift schuf, war nicht unerreichbar vollkommen, doch stets mit jenem explosiven ästhetischen Fluidum geladen, das oft minderwertige Versuche einer mächtigen Künstlerpersönlichkeit für den Kunstsinn der Umgebung mehr befruchtend macht, als so manches Meisterwerk, das eine minder reiche Persönlichkeit zum Vater hat. Als William Morris vor ungefähr dreißig Jahren als junger Mann sein kunstgewerbliches Lebenswerk begann, um sein Volk aus der bodenlosen Geschmackserniedrigung im Kunstgewerbe emporzuheben, ahnte er wohl kaum, daß er bei seinem Tode tiefreichende, lebenskräftige Anregungen in fast jedem Zweige des Kunsthandwerks hinterlassen würde.

Trotz der bunten Mannigfaltigkeit seines Wirkens war William Morris' Leben doch von einer großartigen Einheit erfüllt. Unerschrockener Idealismus und nie versagende Treue gegen das eigne Ideal — das war seines Lebens Alpha und Omega.

Der breitschultrige, sicher auftretende, untadelig freundliche, zuweilen recht zerstreute Morris schrak nicht davor zurück, andern Menschen ungleich, manchmal sehr ungleich zu sein und dementsprechend zu reden und zu handeln. Sein Ideal war von dieser Welt — er wollte sie zu einer schönen Heimstätte für gesunde, grade Menschen machen, die zu ihrem eignen Lebenslauf Ja und Amen sagen könnten. Keinen Augenblick zweifelte er daran, daß sein Ideal gesund und würdig — wenn auch nicht das einzige gesunde und würdige — sei, und sein kräftiger Einfluß auf seine Zeit beruht grade auf diesem nordisch männlichen Selbstvertrauen, dem wikingartigen Selbsteintreten auf Leben und Tod gegen die ganze Welt. Die Macht des Beispiels ist vielleicht nie von größerem Werte, als in diesem Falle — denn in der Moral unsrer Zeit, die sich die absolute Moral dünkt, und in dem verwickelten Kulturleben unsrer Zeit giebt es unendlich viel, was dem Hervortreten der allereigensten Züge der Einzelpersönlichkeit entgegenwirkt. Zwar hat der Kunsthandwerker Morris sklavische Nachahmer gefunden — meist Geschäftsseelen, die unselbständig alles nachbildeten, was flotten Absatz fand —, es giebt aber auch eine Menge englischer Zeichner und Kunsthandwerker, die an seinem Beispiel den Mut fanden, sie selbst zu sein, den für die Künstler ganz unentbehrlichen Mut, in der Oeffentlichkeit mit den seltsamen Geheimnissen ihrer eignen, innern Welt hervorzutreten, unbekümmert darum, daß die Verdutztheit der Phantasiearmen sich zu Anfang in Gestalt von Sticheleien entladet. Morris ist deshalb ein Reformator nicht allein für England, sondern auch für jedes andre Land, dessen öffentliche Meinung von kunstfeindlichen Individualitäten vernichtenden Philisterseelen beherrscht wird.

Morris war, wie die Engländer so schön sagen, a great worker. Man konnte ihn außer in seinen Werkstätten, wo er alles — von der Gobelin- und Teppichweberei und der übrigen Kunstweberei bis zur Kattundruckerei, Glasmalerei, Möbelschnitzerei und Buchdruckerei — überwachte, nur in seiner Wohnung treffen, wo er von früh bis spät arbeitete. Er bewohnte nahe

dem Themsestrand in Hammersmith ein einfaches, altmodisches Haus, dessen Inneres einen interessanten Gegensatz zu einem reichen, in gewöhnlichem Sinne schön ausgestatteten englischen Wohnsitze bot. Ist letzterer fast überfüllt mit Möbeln und Kunstgegenständen, einer ihrem ästhetischen Werte nach sehr bunten Sammlung von Wertvollem und Plunder, ebenso ungeeignet als Bewegungsraum für die Füße, wie für das nach einer Perspektive suchende Auge, ohne feinere Auswahl und ohne Einheit in der Mannigfaltigkeit, so sahen im Vergleich hiermit Morris' helle, luftige Zimmer fast wie unmöbliert aus. Sein Speisezimmer war fast mit nichts anderm geschmückt als mit einem altindischen Teppich von wunderbarer Schönheit, der baldachinartig an einer Schmalseite von der Decke herabhing. Zwei große Pfauen aus ziselierter und eingelegter Bronze, gleichfalls eine antike morgenländische Arbeit, standen Wache an jeder Seite einer geschnitzten, altenglischen Eichenlade, die als Ehrenplatz diente. Der Speisetisch bestand nur aus mächtigen, weißgescheuerten Eichenplanken, die auf festen Böcken ruhten und von einem dicken Eisenbande zusammengehalten waren. Einige Bilder von Rosetti und Burne-Jones schmückten die Wände, die, weil mit Morris'schen Tapeten bedeckt, für sich selbst Schmuck genug waren, mit Tapeten, deren feine Farbenharmonie und eigenartigen Tier- und Pflanzenmuster von einer makellosen, unvergänglichen Schönheit sind, die ihnen ausschließlich eigen ist. In dem langen Vorzimmer befanden sich ein paar einfache Schränke mit einigen ausgewählten Goldschmiedearbeiten, sowie mit Kunstgläsern und keramischen Meisterwerken aus der Blütezeit der Kunst des Abend- und des Morgenlandes. Jeder Stuhl, jede Bank, jeder Vorhang war eine Augenweide, bezeugte aber die Vorliebe des Besitzers für einfache Dinge und für Dekorationsstile vergangener Zeiten. Und alles harmonierte mit einander — von den Dürer'schen Radierungen bis zum persischen Teppich auf dem Fußboden — wie die Einzelheiten eines von Meisterhand gemalten Renaissance-Interieurs.

In seinen Werkstätten bei Merton Abbey, ein paar Stunden

von der Südgrenze Londons entfernt, hatte Morris ein Idyll geschaffen, das an die „alte gute Zeit" erinnerte. Zwischen Wiesen, Bächen und Hainen hatte er Gebäude aus dem 16. Jahrhundert entdeckt, die mit halbverfallenen, noch um ein paar Jahrhunderte älteren Klostermauern umgeben waren. Hier brachte er seine Webereien, Färbereien, Glasmalwerkstätten u. a. unter, ohne auch nur einen malerischen Zug des schönen Gesamtbildes zu zerstören. Alle Arbeit wurde nur von Hand ausgeführt, zum Teil nach alten, guten Methoden, die Morris in den ihm so teuern Handschriften aus dem 13. und 14. Jahrhundert entdeckt und erst selbst mit großer Mühe hatte lernen müssen, ehe er seine Arbeiter und Arbeiterinnen darin hatte einüben können. Nachdem das aber geschehen war, suchte er diesen das größtmögliche Maß individueller Freiheit in der Arbeit zu geben. Dennoch war er weit davon entfernt, Werkstätten und deren technische und wirtschaftliche Organisation etwa als ein Ideal zu betrachten. Er gehörte nicht zu den Leuten, die da glauben, daß man große Probleme durch private Versuche lösen könne. Ueberhaupt hatte Morris klarere Vorstellungen davon, welche Art sozialer Verhältnisse er wünschte, als auf welchem Wege diese herbeigeführt werden sollten. Er hielt nicht viel von den „Kräften des Fortschritts" in der kapitalistisch organisierten Gesellschaft, sondern ließ sich gern einen revolutionären Rückschrittler nennen. Er leugnete, daß die bestehende Gesellschaft in der Weise organisiert sei, aus sich selbst heraus gesunde Schönheit erschaffen zu können. *Vor* uns aber habe es eine derartig beschaffene Gesellschaft gegeben. Hole man sich von ihr ästhetische Eingebung und fordere man von der heutigen Gesellschaft eine solche Umbildung, daß sie eine Heimstätte für diese Eingebung werden kann.

Dieser, in Morris' eigenartiger Dichter- und Künstlernatur begründete archaistische Zug ist oft als eine Schwäche bezeichnet worden und schlug in seiner Dichtung auch zuweilen wirklich zu einer Schwäche um. Er pflege sich gar zu willfährig ästhetischen Idealen vergangener Zeiten *mit* deren Unvollkommenheiten unterzuordnen — hat man gesagt. Mag sein. Er hatte aber

eine sehr beachtenswerte Antwort für die, die da meinen, die neuesten ästhetischen Ideale müßten „modern", müßten Kinder des modernen Lebens selbst sein. Großer, edler Stil in der Kunst, besonders im Kunsthandwerk ist ohne lange, lebende Ueberlieferung nicht möglich, sagte er. Die Ueberlieferung wurde aber beim Uebergange aus dem Mittelalter zur neueren Zeit unterbrochen, und die Gegenwart ist ästhetisch traditionslos. Einen neuen Stil erschaffen? ... Das ist eine Arbeit von tausend Jahren. Besser wäre es, ein Stück, nur einige hundert Jahre weit, umzukehren, nach freier Wahl an das Stückchen Ueberlieferung anzuknüpfen, mit dem man sich innerlich am nächsten verwandt fühlt, und dann erst weiter zu gehen, um nach eignem Geist die Entwickelung da organisch fortzusetzen, wo unsre Vorväter sie gesund und schön stehen gelassen haben.

Walter Crane. Ein andrer Vertreter der Renaissance, der dafür eifert, die zerrissene Verbindung mit einer früheren Kunstperiode wieder herzustellen, ist Walter Crane — im Leben ein Beispiel seiner eignen Theorie von dem Zusammenhange der Kunst und des Kunsthandwerkes, denn er ist einer der wenigen zeitgenössigen Künstler, der aus einem Kunsthandwerke aufgewachsen ist und seine Verbindung mit diesem niemals zerschnitten hat. Als Jüngling kam er zu dem ausgezeichneten Xylographen W. J. Linton in die Lehre und erhielt hier eine gründliche Ausbildung als Buchillustrator. Diesem Fache hat Crane stets einen beträchtlichen Teil seiner Arbeitskraft gewidmet und damit mächtig dazu beigetragen, es umzubilden und zu heben. Von ihm illustrierte und dekorativ ausgestattete Bücher giebt es etwa achtzig, und darunter befinden sich ebenso Kinderschriften wie Prachtausgaben von Shakespeare und Spenser.

Am bewundernswertesten ist Crane als Buchdekorateur in seinen illustrierten Werken für Kinder, vorzüglich in seinen er-

findungsreichen, farben- und formenschönen Blumenphantasien Queen Summer, The First of May, Floras Feast u. a. m. Hier kommt seine dekorative Beanlagung zu ihrem Rechte und schafft eine große Menge anziehender Variationen der verschiedenen Typen, die er der bunten Welt der Blumen entnimmt. Neben Kate Greenaway und Caldecott hat Crane zumeist dazu beigetragen, die schöne Kunst der farbigen Buchausstattung in England auf eine hohe Stufe der Vollendung zu bringen. Die etwas matte und trockne Farbenskala, die die Engländer bevorzugen, eignet sich hierzu ganz vorzüglich.

Crane's Wirksamkeit als Dekorateur im gewöhnlichen Sinne des Wortes, als Musterzeichner für farbige Tapeten und Stoffe, für Deckenfriese, Glasmalereien u. dergl., ist nicht so allumfassend gewesen wie die von William Morris, doch aber von großem Einfluß, besonders durch seine amtliche Stellung als Examinator an dem großen kunstgewerblichen Institute in South Kensington und als Direktor der Zeichenabteilung an der städtischen Kunstschule von Manchester. Crane zeichnet sich vor Morris aus durch größere Freiheit in der Verwendung der Formen des Tier- und Menschenkörpers für seine dekorativen Kompositionen und durch die Vorliebe für eine manchmal recht starke Farbenwirkung.

Alle diese Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgewerbe hat Crane nicht gehindert, auch die Bildmalerei in Oel- und Wasserfarben zu betreiben; er hat es aber vorgezogen, ein großer Kunsthandwerker *und* ein mittelmäßiger Staffeleimaler, als *nur* ein mittelmäßiger, wenn auch origineller Staffeleimaler zu werden. Seine Bilder, ganz wie seine Buchillustrationen, sollen eher schmücken als schildern. Der Phantasie ermangeln sie nicht, doch diese ist mehr dekorativer als psychologischer Art. Ein Beispiel dafür ist sein großes Gemälde, „der Regenbogen und die Woge". Aus grünlichblauem, weiß schäumendem Wogenschwalle erhebt sich eine Frauengestalt, die von einer Jünglingserscheinung umarmt wird, welche sich nach ihr aus dem Schimmer des Regenbogens von der azurblauen Himmelveste niederbeugt. Hier sind es die kunstreich gemischten Farbenabstufungen und die kühn auf-

schwellenden Wogenlinien, die das Interesse des Beschauers erwecken. Der Blick wird angenehm gefesselt und die Einbildungskraft wird angeregt — doch nur etwa ebenso, wie wenn man vor einem von Crane's prachtvollen Tapetenmustern mit schönen Pfauen steht, die feierlich zwischen wunderlich stilisierten Lorbeerbüschen und Granatbäumen umherstolzieren. Ein persönliches, seelisches Interesse erwecken dagegen die beiden menschlichen Gestalten nicht, und das hat auch gar nicht in der Absicht des Künstlers gelegen.

Die englische Renaissance ist auf das Dekorative beschränkt, auch da, wo sie über dessen Gebiet hinausgehen zu wollen scheint. Man könnte zuweilen sogar Morris' Dichtung dekorativ — dekorative Poesie — nennen, denn die Gedanken, um die sie sich bewegt, sind, auch wo sie dem psychologischen Gebiete angehören, mit einer Art dekorativem Ziele vor Augen angewendet. Natur und Menschen sind stimmungsvoll und schön geschildert, niemals aber tiefsinnig analysiert und zeugen nie von eignen Entdeckungen des Dichters im Seelenleben. Er giebt dieses nach den ältesten Heldengesängen Griechenlands und Skandinaviens wieder und beschränkt sich, in klangvollem, halb altertümlichem Englisch die alten Abenteuer wieder zu erzählen, wobei er sie mit einer Menge neuer, farben- und formenschöner Ornamente ausstattet. Er dichtet das Nibelungenlied ebenso um, wie er die flandrischen Wandbekleidungen neu schafft — getreu im Geiste, doch frei in den schmückenden Einzelheiten.

Dieser Zug, diese eigentümliche Beschränkung, die der ganzen Bewegung einen solchen Zusammenhalt gegeben und sie zu einer schnellen, doch nicht vorzeitigen Reife gebracht hat, haben ihre Ursache wahrscheinlich darin, daß die führenden Geister alle keltisches Blut in den Adern haben. Bei dem britischen Kelten ist der Sinn für dekorative Kunst seit der Urväter Zeiten eine hervorragender Rassenzug gewesen. Der Kelte versteht es, dekorativen Schöpfungen die Poesie und Mystik seiner Seele einzuhauchen — und eben deshalb ist er in England berufen gewesen, dem Kunsthandwerk einen ästhetischen Aufschwung zu geben, den der

Angelsachse zwar zu schätzen, nicht aber selbst zu erreichen imstande ist. Daß es heute noch eine offene Frage ist, ob die kunstgewerbliche Wiedergeburt Englands eben so kurz andauern solle, wie sie glänzend gewesen ist, und inwiefern ihr eine seelenlose, nachahmerische und banalisierende Periode folgen solle — das beruht wohl zumeist auf den eigentümlichen Rassengegensätzen im englischen Volke. Die angelsächsischen Elemente sind die Träger der Weltmacht und der Demokratie. Sollen sie deshalb zuletzt auch den entscheidenden Einfluß auf die Kultur haben? Vielleicht nicht. Das ist jedoch eine Frage, deren Lösung die Zukunft angeht.

Siebentes Kapitel.

Künstlerpersönlichkeiten.

Ford Madox Brown. In England veranstaltet man fleißig sogenannte „Einmannsausstellungen" — ein vortreffliches Mittel, das Lebenswerk eines Künstlers zusammenzubringen und einen Ueberblick darüber zu bieten. Auf einer solchen Ausstellung, die uns die ersten Schritte eines kraftvollen Künstlergeistes in den Fußspuren großer Vorgänger zeigt, die das erste Umhertasten seiner ästhetischen Eigenart und danach das sichere und siegesgewisse Bestreben, frei und klar sich selbst und nichts als sich selbst zum Ausdruck zu bringen, aufweist, erhält man einen tiefern Einblick in das innerste Wesen des menschlichen Kunsttriebes, als das auf einer gewöhnlichen Ausstellung möglich ist, wo nur einige Arbeiten aus einer gewissen Periode der Thätigkeit des Künstlers zu finden sind und um unsre Aufmerksamkeit mit vielen andern Schöpfungen wetteifern müssen. Ja, eine solche Einmannsausstellung bietet uns, gleich den gesammelten Werken eines Dichters, etwas mehr allgemein menschlich Interessantes als eine bloß ästhetische Entwickelungsgeschichte.

Der Künstler ist nur *ein einzelner* Typus der menschlichen Individualität, und seine ästhetische Eigenart ist im Grunde seine mittelst eines besondern Symbolismus ausgedrückte allgemein menschliche Eigenart. Seine der Entstehungszeit nach geordneten Kunstwerke werden von diesem Gesichtspunkte aus zu einer Reihe Urkunden über das geheimnisvolle Problem von der

Art und Weise und der Bedeutung der Entdeckung des eignen Wesens und des schließlichen Aufgehens in dessen Verwirklichung. Ist uns auch die Persönlichkeit aus dem Auge entschwunden, so bleibt uns doch das noch immer erhalten, was seine allereigenste, seine besondere Form von Lebensthätigkeit war, erhalten in Gestalt desjenigen weniger vergänglichen und mehr eigenartigen Teiles der Persönlichkeit, den wir sein Lebenswerk nennen.

Die meisten Arbeiten des 1821 gebornen und vor wenigen Jahren verstorbnen englischen Malers Ford Madox Brown waren vor einigen Jahren in der Londoner Grafton Gallery gesammelt zu sehen und gaben reichlich Gelegenheit zu Betrachtungen der eben angedeuteten Art. Madox Brown war das Original der Originale unter denjenigen englischen Künstlern, die in den 50er und 60er Jahren Englands Kunst mit neuem Geiste erfüllten — einem Geiste, der heute dem modernen England einen der besten und allgemeinst anerkannten Ansprüche verleiht, den, in unsrer Zeit den künstlerisch fruchtbaren und einflußreichen Ländern zugezählt zu werden. Madox Brown war der mindest bekannte und der am längsten unterschätzte unter den Präraphaeliten, jetzt werden jedoch Stimmen laut, die ihn für den Bahnbrecher dieser Bahnbrecher erklären.

Es erfordert das Zusammentreffen gar so vieler glücklicher äußerer und innerer Umstände, eine wirkliche künstlerische Größe zu erreichen, und sehr wenig liegt dabei innerhalb der Grenzen des menschlichen Selbstbestimmungsvermögens. Madox Brown hat ein mehr männliches Temperament als der weiche, träumerische Rosetti, und sein Farbensinn war freier als der Holman Hunt's. Millais würde vielleicht in der durchdringenden Kraft des psychologischen Blickes Madox Brown sehr nahe gekommen sein, wenn er in der Reife des Mannesalters seiner Sinnesart in der Jugend treu geblieben wäre. Sowie das künstlerische Lebenskonto dieser Männer und ihrer Mitbewerber heute steht, fällt das Endurteil dahin aus, daß Madox Brown in der ästhetischen Selbstverwirklichung am weitesten gelangt ist. Tief in seiner Seele besaß er seltene Gaben, und trotz äußerer Schwierigkeiten, trotz Mangel an

Anerkennung, gab er doch keinen Augenblick die oft schwere und kummervolle Arbeit auf, diese Schätze zu Tage zu fördern. Er steht in erster Reihe, nicht bloß weil er der am eigenartigsten begabte, sondern auch weil er der sich selbst unerschütterlich treueste unter den Präraphaeliten war. Außerdem erwarb er sich schließlich einen männlichen Blick für das Leben — frei von Rosetti's und Millais' zuweilen etwas schwüler Sentimentalität ebenso, wie von Hunt's asketischem Predigergeiste. Gewiß hatte auch er seine recht enge Begrenzung. Der Farben- und Formensinn war bei ihm, wie bei allen diesen englischen Künstlern, mit wunderlichen Unvollkommenheiten behaftet, und es liegt über seiner, wie über fast aller moderner englischer Kunst etwas unselig Gezwungenes, wie eine Erinnerung daran, daß sie mit Mühe und in trüber Laune erschaffen worden ist und sich im eignen Vaterlande nie recht heimisch fühlen kann. Gegen *eine* national bedingte Form der Begrenzung kämpfte Madox Brown jedoch mit seltenem Erfolge — und grade das verlieh ihm den Zug universeller Größe.

Englische Künstler haben, wenn sie ihre Aufgabe wirklich ernst nehmen, eine erschreckende Neigung zu predigen — asketische Moral und christliche Religion zu predigen. Schönheitsdrang und Moral wohnen in der englischen Seele Wand an Wand. G. F. Watts und Holman Hunt malen selten ein Bild, ohne halb von dem Verlangen, einen moralischen oder religiösen Lehrsatz einzuschärfen, beherrscht zu sein. Statt auszusprechen oder niederzuschreiben, was sie für die höchsten Wahrheiten halten, malen sie diese. Sie erzeugen dadurch Gemälde, die nicht völlig selbständige Kunstwerke, sondern eher Illustrationen zu einem ungeschriebenen, als allbekannt vorausgesetzten Text darstellen. Watts ist auch konsequent genug, seine Gemälde mit langen, selbstverfaßten Erklärungen zu begleiten — ein naives Bekenntnis, daß er nicht „nur Künstler", d. h. kein *ganzer* Künstler sei.

Auch Madox Brown hatte ursprünglich dieses speziell englische, zwitterhafte Künstlerblut in den Adern; er überwand aber diesen Fehler, überwand ihn auf die rechte Weise, indem er ihn groß wachsen ließ, so daß er zu einer goldnen Tugend wurde.

Von einer Leidenschaft für das abstrakt „Schöne" und „Wahre" arbeitete er sich zu einer vorurteilsfreien Künstlerliebe für alle großen Kräfte in der Menschenseele empor — zu dem großen sogenannten „Bösen", ebenso wie zu dem großen sogenannten „Guten". Denn das, was wirklich wahrhaft menschlich ist, umschließt Beides; das was in der tiefsten Bedeutung wahr, lebendig wahr ist, ist auch schön, denn es steht in volltönigem Einklang mit dem Grundcharakter des ganzen Daseins. Als Milton'scher Moralist-Künstler anfangend, wurde Madox Brown zum Shakespear'schen Psycholog-Künstler, dem nichts Menschliches ästhetisch fremd und alles große Menschliche schön war.

Madox Brown's hervorragendste Arbeit aus seiner früheren, künstlerisch unfreieren Entwickelungsperiode ist das große wunderliche Gemälde Work, dessen eigentümliche Farbendisharmonien, unglaublich peinlich genaue Ausführung und treffsichre Charakteristik den Beschauer zum Nachdenken, wenn auch nicht zum Loben nötigt. Der Gesamteindruck ist nicht befriedigend, denn er enthält nicht einen entschiedenen Sieg für eine Stimmung, sondern einen fortgesetzten, unsichern Kampf zwischen mehreren. Das Bild stellt eine Straße von Manchester, dem Wohnorte des Künstlers, in den fünfziger Jahren dar. Eine Menge Arbeiter sind mit dem Aufgraben einer Wasserleitung oder etwas ähnlichem beschäftigt, und der gewöhnliche Verkehr gehender, reitender und fahrender, verkaufender und kaufender, plaudernder und zusehender Personen strömt auf dem engbegrenzten Schauplatze vorüber. Work bildet einen der frühesten Versuche, mit der koloristisch verkünstelten Ateliermalerei der 30er und 40er Jahre zu brechen, das klare, unruhige Licht der freien Luft statt der durch Vorhänge geschützten seifengrünen und seifenbraunen Lichtwirkungen der Malerwerkstatt wiederzugeben. Von diesem, rein kunstgeschichtlichen Standpunkte aus gesehen, ist Work ein ganz besonders interessanter Versuch — doch wenig mehr. Die Farbengebung ist im großen und ganzen unangenehm und unwahr. Einige Gesichter sind ohne erkennbare Ursache flachsblütenfarbig gemalt — wenn nicht zufällig ein abnormer Zug im Farbensinne

des Künstlers dafür die richtige Erklärung bildet — und die Farben auf den, Ranten oder Streifen zeigenden Röcken der Frauengestalten sind sehr grell, ölfarbig grell — nicht im mindesten täuschend. Das Zueinklangbringen auch des buntesten Mosaiks greller Farben, wie es freie Luft und Sonnenlicht stets hervorbringen, fehlt hier — und doch ist es eine Naturwahrheit, die der Künstler nicht beobachtet hatte oder nicht wiederzugeben vermochte.

Madox Brown hatte in der ersten Hälfte der 40er Jahre in Paris und Rom studiert, sowie in Basel einen für sein Leben entscheidenden Eindruck von Holbein's Arbeiten bekommen. Er war zu jener Zeit gar nicht unwillig, bei einem lebenden Meister in die Lehre zu gehen oder einen ältern zu studieren — der Versuch aber, andern Gesetzen als denen seiner eignen Gemütsart zu gehorchen, schlug bei ihm fehl. Weder französische noch alte italienische Vorbilder konnten ihn auf die Dauer befriedigen, und er begann nach seiner Heimkehr nach England (besonders im Laufe der 50er Jahre, wo Work entstand) langsam eine Selbständigkeit zu entdecken und zu pflegen, deren verborgene Beschaffenheit er zuerst beim Anblick von Holbein's kraftsatten, von psychologischer Einsicht überfließenden Bildern geahnt hatte.

Von diesem altdeutschen Zuge in Madox Brown bildet schon Work ein beredtes Zeugnis. Jedes Gesicht und jede Gestalt des figurenreichen Bildes ist von individuellem Leben übersättigt. Aber die überaus feine Ausführung macht nicht, wie es bei Holbein der Fall ist, den Eindruck eines quellenden, behaglich vor Augen gestellten Reichtums, sondern den eines mühsam erworbenen, um unsre Bewunderung allzu eifrig bettelnden Prunkstücks. Man hat das peinliche Gefühl, der Katalog könne recht damit haben, daß der Künstler an diesem Gemälde — wenn auch mit Unterbrechungen — mehr als zehn Jahre gearbeitet habe. Es ist mehr lehrhaft, als ästhetischen Genuß bietend — und eben deshalb werden die Engländer nie müde, moralisch lobpreisend von ihm zu sprechen und zu schreiben.

Wenden wir uns nun einer weit spätern Arbeit, „Cordelias

Anteil" zu, so finden wir einen Künstler, der ganz Künstler, eine Persönlichkeit, die ganz sie selbst ist. Das Bild ist eine reife Frucht von einem freien, stark wachsenden Künstlerbaume. Dieses nicht große Gemälde ist etwas so Eigenartiges, so sich selbst Genugthuendes in Zeichnung, Gruppierung, Ausdruck und Kolorit, daß wenige an ihm vorübergehen dürften, ohne ihm die hohe Anerkennung zu zollen, daß es ein neuer, einzig dastehender Beitrag zu dem ästhetischen Schatzfonds der Menschheit sei — ein Etwas, das, wenn es spurlos verschwände, einen unausfüllbaren, leeren Raum in unserm ästhetischen Bewußtsein hinterlassen müßte. Hier ist „etwas Neues unter der Sonne", eine Schöpfung — denn die Schöpfungstage sind noch nicht zu Ende und werden so lange dauern, wie dem Menschengeschlechte die geheimnisvolle Kraft eigen ist, das Genie seinem Mutterschoße entspringen zu lassen. Der Stoff ist zwar nicht neu für die Kunst, nicht einmal für die Malkunst, und auch hierin liegt eine „Lehre". Aus gewöhnlichem Thone erschafft das Genie neues Leben, denn es ist des Genies Art, selbst lebend zu sein und Leben zu geben; grade die größten Genies hauchen mit Vorliebe ihren belebenden Atem alten, allbekannten Thonformen ein. Shakespeare hat ja nichts andres als das gethan; er erfand kaum ein einziges Drama, war aber doch der Vater von größerer dramatischer Kunst, als irgend ein andrer. Daß Madox Brown noch imstande war, etwas Neues aus einem Stoffe zu machen, den Shakespeare schon unsterblich gemacht hatte, beweist zwar nicht, daß seine Kräfte den Vergleich mit denen des Letztern auszuhalten vermögen, wohl aber, daß es keine Nebenbuhlerschaft da giebt, wo ein Funke Genie vorhanden ist. Was Genies sich aneignen, haben sie nicht mit einem andern gemeinsam, denn ihr „Eignes" ist das noch nie Dagewesene.

Der Inhalt des Bildes ist der erste Auftritt des ersten Aufzugs von „König Lear", wo der junge König von Frankreich die von ihrem Vater verstoßene Cordelia an seine Brust drückt und in die Worte ausbricht:

Fairest Cordelia, that art most rich being poor,
Most choice forsaken, and most loved despised,
Thee and thy virtues here I seize upon:
Be it lawful I take up what's cast away.

Hier ist der ganze dramatische Sprengstoff der wunderbaren Szene gesammelt. Es fehlen nur noch der Ausbruch und deren Wirkungen, die Shakespeare in fünf langen Akten behandelt. Unser Maler besaß nun kein andres Mittel, die tieftragische Bedeutung des Auftritts hervorzuheben, als das, daß er den handelnden Personen und deren gegenseitigen Verhältnissen die vollste Charakteristik aufprägte. Das aber hat er mit markiger Kraft gethan. Der alte, vom eisigen Wintersturme des Zorns und Argwohns erschütterte König Lear sitzt in dem figurenreichen Bilde allein. Er hat gegen die stolze und liebliche Cordelia ausgetobt; sein von vollem weißen Haar und Bart umflossenes Haupt ist auf die mächtige Heldenbrust niedergesunken, während die Augen Blitze eines Hasses schleudern, der der tragische Umschlag einer Vaterliebe ist. Der Frankenkönig mit dem nach aufwärts gewendeten Blicke, der die Hand Cordelias an sein Herz drückt, ist eine poesievolle Troubadourgestalt — ein Schwärmer und Krieger zugleich. Cordelia hat etwas von des Vaters majestätischer Kraft und viel von dessen unerschrockener Empfindlichkeit, die es ihr unmöglich macht, sich zu den schamlosen Erklärungen kindlicher Ergebenheit ihrer ebenso falschen, wie kraftvollen Schwestern zu erniedrigen. Diese knieen mit ihren Gatten an der andern Seite von Lear's Throne, und ihre grobsinnlichen Hände umklammern mit festem Griffe die goldne Herrscherkrone, die Lear eben von dem weißen Greisenhaupte abgenommen hat.

Ohne eine Ahnung von Shakespeare's Drama oder von der alten keltischen Sage, würde man auch von Madox Brown's Gemälde allein einen starken Eindruck von dem tragischen Inhalt der Situation empfangen — von dem gewaltigen Alten, der in blindem Wutausbruche diejenigen von den Jungen verstößt, die ihn lieben, während er sich rücksichtslos Eigennützigen, die ihn

verachten, in die Hand giebt. Noch mehr: Das Gemälde zeigt die ursprüngliche Stimmung vergangener Zeit, es versetzt die Phantasie mit kräftigem Ruck in eine farben- und kraftreiche Sagenwelt, wo die guten und die bösen Eigenschaften der Menschen sich noch zu ungeheuern Maßen, zu den tiefsten Tönen auswuchsen, die sich weit von den unklaren, seichten, farbenmatten Zwischenstufen unterscheiden, auf denen sich die Tugenden und die Laster der modernen Menschen meist bewegen. Die altertümlichen Einzelheiten auf Madox Brown's Bilde sind so seltsam, so eng mit der heroischen Psychologie desselben verknüpft, daß das Ganze sich in unsrer Phantasie von Shakespeare's, der Zeitfärbung nach recht unklarem Drama ablöst. Etwas altertümlich Schweres und Barbarisches findet sich auf Madox Brown's Gemälde selbst in den Gesichts- und Gestaltentypen, wovon Shakespeare's unhistorisch allgemein gehaltene Charaktere in uns keine Vorstellung erwecken. Auch die Farbengebung des Bildes hat einen Zug von schwerer, barbarischer Vorzeitpracht. Wohl klingen die Farben zusammen, doch mit hartem, scharfem Klange, der von vielen Modernen kaum noch Harmonie genannt werden dürfte. Der abnorme, im Grunde keineswegs anheimelnde Zug im Farbensinne des Künstlers, der in Work so störend wirkt, ist hier durch Veredlung und richtige Verwendung zu einer künstlerischen Stärke geworden.

Die Madox Brown-Ausstellung in der Grafton Gallery enthielt noch viele andre Bilder, meist mit mittelalterlichen, zuweilen mit biblischen, selten mit modernen Vorwürfen. Sie verrieten denselben genialen Blick für das seelisch Bezeichnende und tief Bedeutungsvolle, doch nicht immer dieselbe ausreichende Herrschaft über eine hiermit übereinstimmende Technik. Als Freskomaler im Rathause von Manchester und als Zeichner für monumentale Glasmalereien zeigte sich Madox Brown im Besitz einer kraftvollen Behandlung der Umrisse, sowie einer trocknen und harten, damit aber recht gut übereinstimmenden Farbengebung. Diese Eigenschaften sind aber zuweilen so vorbehaltslos auf seine Staffeleibilder übertragen, daß diese fast an verkleinerte Monumentalmalereien erinnern. Das leidenschaftlich

Persönliche und Charaktervolle in jedem Gesicht und jeder Gestalt schlägt auf den kleinen Bildern manchmal in ein Zerrbild um. Im Grunde ist allerdings, wie man es an den großen vlämischen und deutschen Charaktermalern, einem Jan van Eyck, Gherhardt David, einem Dürer und einem Holbein am besten sieht — die Grenze zwischen scharfer Auffassung der Eigenart einer Persönlichkeit und einem geistreichen Zerrbilde ihrer Physiognomie eine äußerst feine. Das Zerrbild ist ja eigentlich nur eine unästhetische, auf Kosten der Harmonie und der *vollen* Wahrheit ausgeführte Vereinfachung einer graphischen Charakterschilderung. So mancher wird indessen ein Bild, dessen so weit wie möglich getriebene Individualisierung der Gestaltentypen und Stimmungen schon das Gebiet des Zerrbildes berührt, unbedingt bevorzugen vor einem solchen, das durch Anwendung einer unpersönlichen Schönheitsschablone entstanden ist, die den seelischen Inhalt und das, was Leben und unendliche Mannigfaltigkeit hat, einer mechanisch schönen Formen- und Farbenharmonie hinopfert. Das organisch Schöne ist nicht das gleichmäßig Abgeputzte, sondern das sich individuell Unterscheidende.

Madox Brown's biblische Bilder sind in dieser Hinsicht sehr lehrreich, denn der Gegensatz zwischen dem, was man zu sehen gewohnt ist, und dem, was der Künstler bietet, ist auf diesem Gebiete besonders schlagend. Die biblischen Charaktere und Situationen sind von den meisten Künstlern nach Form und Farbe so schablonenhaft gemacht, daß eine rücksichtslose persönliche Auffassung und Darstellung wie eine Ueberraschung, wie die Offenbarung von etwas Neuem und Fremdartigem wirkt. Auf Madox Brown's Bildern mit biblischen Stoffen haben wir es mit sehr menschlichen, in allen möglichen seelischen Schattierungen schillernden Menschen und mit blendenden morgenländischen Lokalfarben zu thun. Sein Petrus ist ein großer, starker ältlicher Mann mit mächtigem, keineswegs kahlem Kopfe. Noch haben die Leidenschaften nicht aufgehört, ihre schwarzen Wetterwolken über die tiefgefurchte Stirn zu jagen. Wie Jesus mit Kupferschüssel und Handtuch vor ihm kniet, um ihm in tiefem ethischem Sinne die

Füße zu waschen, ballt er die starken Hände, krampfhaft, wie voller Entsetzen zusammen und schleudert einen wild forschenden Blick auf den ihn ansehenden Meister, so als wollte er fragen, ob er hier in ein furchtbares Geheimnis eingeweiht, oder ob es ein schrecklicher Hohn sei, der ihm angethan werde. Solche und andre, von thörichten Händen allzufleißig betappte biblische Situationen treten aus Madox Brown's Bildern mit unerhörter Frische und naivem Gebundensein an das Irdische hervor, so als wären sie gestern zum erstenmale aufgefunden. Die abstrakt gewordenen Dinge werden unter seinen Händen wieder konkret, bekommen wieder Fleisch und Blut. Selbst in der Gestalt Jesu, dem als einem Menschen so wenige Künstler sich zu nähern wagen, begegnet man einem kräftigen persönlichen Leben von einer Art, die durch ihre Originalität zum Nachdenken anregt. Hier findet sich eine erhabene Stärke in Göttlichkeit, Ergebenheit und Seelenreinheit verklärt, die in ihrer stillen, harmonischen Art aller rohen Kraft und unbezähmten Heftigkeit des Petrus unfehlbar überlegen ist.

Besonders interessant sind Madox Brown's meist in schwarzer Kreide ausgeführte Phantasiebildnisse von Homer, Shakespeare, Michelangelo, Cromwell und andern wohlbekannten Persönlichkeiten. Er dichtet deren ältre Porträts in einer Weise um, die uns mehr von den Seelen dieser Geisteshelden bietet, als wir je vorher gesehen zu haben glauben. Bei seinem Shakespeare-Bildnis hat er ja ziemlich freie Hand, da die verbürgten Bilder dieses Dichters so wenig zahlreich und so dürftig sind. Hier ist es ein Genie, das ein Genie durch den Zwischenraum von Jahrhunderten wieder erkennt. Die Homer-Phantasie ist die packendste. Auf der gefurchten Stirn ruht der Schimmer einer schönen und erschreckenden innern Welt, die vielleicht niemand, außer dem Sänger selbst, jemals in ihrer ganzen olympischen Pracht ahnen wird. Verlassen, mit der von den Göttern verliehenen Leier allen Widerwärtigkeiten des Alltagslebens preisgegeben, wandert der blinde Sänger Ilions unter stürmischem Nachthimmel dahin. Mit dem Bettelstabe in der Hand, tastet er

sich von Thür zu Thür, von Ort zu Ort, um als Dichterlohn Gastfreundschaft für sich und sein Werk bei den vielen Gleichgültigen, den wenigen Halbverstehenden zu gewinnen. In diesem Bilde spiegelt sich die Erscheinung des allgemeinen Loses großer Geister wieder — eine Erscheinung, die Madox Brown's eignes Leben ihm eingab.

Holman Hunt und G. F. Watts.

Durch die kühne, für englische Augen oft verletzende Farbengebung, durch die mikroskopische Ausarbeitung von Einzelheiten und Nebenteilen und durch die Treue gegen die geschichtliche Wahrheit bei deren Auswahl, so wie durch die tiefernste Auffassung seiner Künstlersendung erinnert William Holman Hunt an Madox Brown, besonders an dessen frühzeitigere Entwickelungsstufen. Wo dieser aber anfing, da ist Hunt stehen geblieben. John Ruskin hält ihn jedoch für einen der hervorragendsten englischen Maler der Gegenwart, denn er betreibt die Kunst nicht um der Kunst willen, wie es Madox Brown that, sondern malt stets als religiöser und ethischer Symbolist.

Diese für England so gewöhnliche, für festländische Beschauer aber so schwerbegreifliche Erscheinung — daß ein Künstler vor allem um dessentwillen bewundert wird, was er über das rein künstlerische Gebiet hinaus leistet — beruht in Holman Hunt's Fall gewiß zum großen Teil auf tief persönlichen Eigenschaften, doch auch auf gewissen geschichtlichen Verhältnissen. Hunt's religiöses Temperament ist nicht poetisch-phantasievoll, sondern rationalistisch-dogmatisch. Er hat mehr Anlage zur bildlichen Darstellung der Morallehren und geschichtlichen Ereignisse des Christentums, als für den malerischen Ausdruck der geistigen Schönheit desselben. Und hierin kommt er seinem englischen Publikum entgegen, denn dieses bedarf einer Brücke zwischen der Weltanschauung eines Exporteur-Kolonisten und eines Künstlers, um überhaupt Teilnahme für die Kunst haben zu können. Diese

Brücke ist die ethisch-religiöse Verdolmetschung der Aufgabe der Kunst. Ein Kunstwerk mit sittlichem oder religiösem Inhalt kann jeder Engländer verstehen, denn wenn er auch nicht dessen ästhetischen Wert erkennt, so versteht er wenigstens dessen „Moral".

Holman Hunt verdient es, bei einem solchen Publikum volkstümlich zu sein, denn er wendet dessen Kunstauffassung mit vieler Naivetät und ehrlicher Konsequenz an. Sein großes Gemälde „Der Schatten des Todes" soll das allbeliebteste Kunstwerk in der Stadt, die es besitzt (Manchester), sein. Es ist achtunggebietend in seinem ethnologischen und archäologischen Wahrheitsbestreben, und interessant, teilweise schön in seinen peinlichst genau ausgearbeiteten Einzelheiten — doch das Ganze begeistert nicht. Das ist nicht religiöse Kunst, sondern religiös verkünstelte Kunst und wirkt deshalb langweilend, wie jede Beschränktheit. Ein solches Bild kann auf der Vorbereitungsstufe zur ästhetischen Erziehung eines Volkes nützlich sein, es verbleibt ihm aber nur ein geschichtlicher Wert, wenn diese Entwickelungsstufe glücklich überwunden ist.

Auch George Frederick Watts gehört zu den Malern, die ihre ethischen Vorstellungen mehr lieben als die Kunst, sie mittelst Linien und Farben zu verdolmetschen. Die Malerei ist ein Mittel. Watts hat von sich selbst gesagt, daß er „Vorstellungen, keine Gegenstände" male, und nach einzelnen seiner Bilder zu urteilen, muß man schließen, daß er zuweilen geglaubt habe, Vorstellungen oder Gedanken malen zu können, ohne überhaupt Gegenstände zu malen. Watts zeigt die Vorzüge und Fehler aller großen Autodidakten. So wenig wie Burne-Jones ist er ja zu einem Zeichner oder Maler in die Schule gegangen und liefert deshalb unaufhörlich Proben einer zuweilen unbegreiflich mangelhaften, zuweilen genialen, immer höchst persönlichen Technik. Vor den Arbeiten dieses Malers fühlt man seine ästhetische Feinfühligkeit gewöhnlich gleichzeitig verletzt und geschmeichelt, und es wäre sicherlich unvorsichtig, ihnen die hohe Anerkennung, die sie verdienen, zu zollen, ohne am Rande hier und da ein Fragezeichen anzubringen.

Sind diese anglo-keltischen Künstler immer gesund? Ist es

deshalb, weil weder Burne-Jones noch Watts der Rasse nach Engländer ist, sondern weil beide in englische Erde verpflanzte Walliser sind, daß man den Eindruck einer so wunderlichen Zerrissenheit in ihrer Künstlerschaft empfängt? Ihr Formensinn ist nicht germanisch-realistisch, sondern keltisch-dekorativ, ihre Stimmungen sind nicht germanisch mannhaft, sondern keltisch weich, und doch haben sie den echten germanischen Tiefsinn — einen Tiefsinn, der jedoch zuweilen wie erborgt, nur halb ihr eigen und für sie selbst schwer faßlich erscheint. Das Eigentümliche daran ist folgendes: je mehr Tiefsinn, desto mangelhaftere Technik. Es sieht so aus, als ob die beiden Rassengenien, außer in seltenen Ausnahmefällen, nicht harmonisch zusammenwirken könnten.

Bei Watts, wie bei Burne-Jones kann jedoch der Malergeist dann und wann die Oberhand bekommen, ohne den Philosophen-instinkt zu ersticken. Dann erreicht er eine Harmonie hohen Ranges. Sein Gemälde „Die Liebe und der Tod" ist ein solcher Glücksfall.

Man sieht ein üppiges, schemenhaftes Dornengebüsch auf der Treppe zur Thür des Lebens; es sind rote und weiße Rosen zwischen glänzenden, dunkelgrünen Blättern, und ein Geflecht kriechender Zweige mit spitzigen, blutroten Stacheln. Eine majestätische Gestalt in blaßblauem Gewande steigt mit schweren, sichern Schritten die Treppe empor. Man sieht sie nur vom Rücken her, aber in einer Haltung, die von unwiderruflichem Vorsatze, von Schicksalszwang spricht. Sie stellt auf Rosen und Dornen ihre gefühllosen Füße, nichts kann ihr Eintreten, das Eintreten des Todes in das Haus des Lebens hemmen — nicht einmal der Genius der Liebe, der schützend seine rosigen Schwingen ausstreckt und flehenden Auges seine Kinderhände abwehrend hebt. Sein schimmerndes Gefieder wird in dem ungleichen Kampfe zerknickt, und sein Blick zärtlicher Fürbitte muß in hilfloser Ergebenheit ersterben, wenn er den majestätisch bezwingenden Zügen des großen Unabwendbaren begegnet. Der Tod ist, wie die Liebe, einer der großen, unergründlichen Genien des Daseins, und bei seinem Gange durch das Haus des Lebens von übermenschlicher Schönheit.

Die Farbengebung stimmt hier mit dem Geiste des Bildinhalts überein. Es liegt etwas von Tizian's Majestät und von Tintoretto's Gewaltsamkeit darin, sie ist aber zu trocken, um für südländisch gelten zu können, und sie ist zu erfüllt von Zufälligem, zu wenig geklärt, nicht konsequent genug edel in Zucht gehalten und selbstbeherrscht, um in hundert Jahren noch für klassisch zu gelten.

Ruskin sagt irgendwo, der Engländer sei wilful. Mag er bedeutende oder geringe Originalität besitzen, immer fällt es ihm schwer, über sie Herr zu bleiben, sich selbst Gesetz genug zu sein. Seine geistvollsten wie seine mittelmäßigsten Werke sind — in unsern Tagen mehr als je — durch Launenhaftigkeit befleckt. Die Geistesflammen eines Carlyle, eines Ruskin, eines Madox Brown und eines Watts brennen nicht rauchlos genug, um spätern, kommenden Geschlechtern noch leuchten zu können.

Achtes Kapitel.

Der Nationalcharakter.

Volkscharakter und Volkszustände.

Zwischen den Naturverhältnissen, besonders dem Klima eines Landes und den nationalen Charaktereigenschaften eines Volks besteht sicherlich eine höchst innige gegenseitige Abhängigkeit. Der Volkscharakter — mit seinen überwiegend hellen oder dunkeln Stimmungen, seinem mehr ruhigen oder stürmischen, saftvollen oder trocknen Temperamente, seinem hauptsächlich ausgebenden oder aufnehmenden Thätigkeitsinstinkt, seiner üppigen oder dürftigen, weichlichen oder heldenhaften Einbildungskraft, seinem klaren oder getrübten geistigen Auffassungsvermögen — kann wesentlich als der seelische Widerschein des Klimas, seines Reichtums oder seiner Armut an Sonnenlicht, Wärme, Regen und Wind betrachtet werden, und ebenso als abhängig von den Naturverhältnissen des Landes, seiner reichen oder dürftigen Pflanzen- und Tierwelt, seinem kargen oder fruchtbaren, flachen oder unebenen Boden. Wüßten wir von einer einzigen Menschenrasse, welche Klimate sie durchwandert, mit welchen sie seit ihrer Urzeit zusammengelebt hat, so würde es möglich werden, eine weit vollständigere Wirkung des Naturcharakters auf den Menschen festzustellen, als das jetzt der Fall ist, wo wir in den meisten Fällen wissen oder vermuten dürfen, daß die Völker, anthropologisch betrachtet, in ihrer jetzigen Heimat Neulinge sind.

Immerhin gewährt es eine große Hilfe beim Studium eines gegebenen Volkscharakters, die herrschenden Naturverhältnisse zu

beobachten und ihn mit diesen zu vergleichen. Hierdurch gewinnt man eine Grundlage für die weit verwickeltere Frage nach der Einwirkung des Nationalcharakters und der Kulturverhältnisse auf einander. Diese ist natürlich eine gegenseitige. Generation auf Generation trägt dazu bei, der Gesellschaft und der Kultur eine gewisse Gestaltung zu geben, und jedes Menschengeschlecht erhält seine grundlegende Erziehung und Ausbildung von der Gesellschaft, aus deren Schoße es geboren war.

Das Klima Englands. England hat ein graues, feuchtes, windiges, gleichmäßig mildes Klima, das das Gras- und Buschwachstum, die Schaf- und Rinderzucht fördert, das besonders günstig für die Baumwollspinnerei ist und die Menschen muskulös und beweglich macht, die Empfindungsfeinheit aber abgestumpft, und das Gemüt einförmig mürrisch, sowie die Intelligenz ungelenk und nachlässig macht.

Die englische Landschaft ist oft recht hübsch und erzeugt vielfach nützliche Nahrungsstoffe, sie ist aber niemals großartig. Sie stimmt deshalb zur Sentimentalität und praktischen Unternehmungslust, läßt aber das Verlangen nach starken, heitern Schönheitseindrücken unbefriedigt. In Verbindung mit der feuchten Luft und dem drückenden grauen Himmel hat sie eine starke Neigung, beschauliche Menschen zu Hypochondern zu machen. Unter diesem spleen verbirgt sich in gewissen Fällen eine ästhetische Empfindsamkeit, die bis zum Aeußersten dadurch verfeinert wird, daß sie die möglichst reichen Wahrnehmungen aus nahezu unmerklichen Abstufungen von Licht, Schatten und Farben saugen muß.

Wir haben es hier mit einer Abart des westeuropäischen Küstenklimas zu thun. Die Seewinde halten den Himmel wolkenbedeckt und erzeugen unaufhörliche Temperaturunterschiede. Gleichzeitig hindern sie aber die Temperatur, besonders hoch oder

niedrig zu werden. Die Witterung wechselt von Stunde zu Stunde mit Sonnenblicken, Regenschauern, Nebeldunst, schwüler Luftstille und kühlen, heftigen Windstößen — und sie ist von der Jahreszeit fast unabhängig. Es kommen Tage vor, wo man alle Jahreszeiten nach einander erleben kann, und es giebt Jahre, die vom Januar bis zum Dezember nichts andres bilden, als einen regnerischen und windigen Herbst, ohne eine Minute richtiger Sommerwärme oder Winterkälte. Der englische Sommer ist niemals heiß, oft aber drückend treibhausschwül. Der englische Winter ist niemals kalt, oft aber durchdringend feuchtkühl. Man bekommt in England nicht leicht einen Sonnenstich und ebensowenig erfriert man dort einzelne Körperteile, man leidet aber an Leib und Seele durch den Mangel an kräftigem, unmittelbarem Sonnenlichte, und von Oktober bis Mai ist jedermann trotz kalter Abreibungen und wollener Unterkleider von einer langen Reihe starker oder schwacher Hals- und Brustkatarrhe heimgesucht — die zu ihrer Zeit der Lungenschwindsucht, der in England verbreitetsten tödlichen Krankheit, die Wege bahnen.

Dieses Klima besteht rein aus Unzuverlässigkeiten und ist voller kleiner Unbehaglichkeiten. Es lenkt die Aufmerksamkeit niemals durch seine Schönheit, sondern nur dadurch, daß es häßlich und aufreizend ist, kräftig nach außen, so daß es keineswegs zu „süßem Nichtsthun" verlockt, dagegen mehr zur Thätigkeit als einem Anregungsmittel antreibt. In England arbeitet man eifrig, und der englische Sonntag beweist hinreichend deutlich, daß sich ein unerträgliches Gefühl von Langeweile notwendig einstellt, sobald das Hasten und Jagen nach dem Lebensunterhalt für einige Stunden aufhört. Die Unmöglichkeit, im Freien zu verweilen, ohne sich gegen Feuchtigkeit und Wind durch einen athletischen Sport zu wehren, steht in enger Beziehung zu der niederdrückenden englischen Sonntagsstimmung und der englischen Sportleidenschaft. Das englische trübe Wetter macht die Muskelübung zur einzig möglichen Unterhaltung im Freien für alle, mit Ausnahme der wenigen, die mit einem außergewöhnlich feinem Sinne für die Natur ausgerüstet sind — und auch diese müssen

wenigstens gute Fußgänger zu sein, um Gelegenheit zum Naturgenusse zu finden.

Nichts kann zu länger andauernder Trägheit weniger ermunternd sein als das englische Klima. Es zeigt weder Skandinaviens oder Rußlands monatelange Schneeperiode, noch Italiens oder Spaniens halbjahrelange Tropenhitze, die die Menschen zur Vorsicht in körperlichen Anstrengungen nötigt. Bei kühlem, trübem Wetter unthätig zu sein, ist ein Vergnügen nur für Leute, die zum Idiotismus herabgesunken, die in körperlicher und geistiger Auflösung begriffen sind.

Man kann der bleiernen Witterung nicht anders als mit Arbeit und mit . . . Alkohol entgegenwirken und man wird dabei zur einförmigen Arbeitsbiene oder zum einförmigen Trinker oder gar zu beidem zugleich. Das Klima belebt nicht durch irgendwelche starke Gegensätze oder durch fast unveränderliche Pracht oder Schönheit, wie in gewissen Mittelmeerländern, sondern es macht das Dasein einförmig halbdüster und das Gemüt phlegmatisch-hypochondrisch. Der Volkscharakter wird ruhig, ausdauernd, strebsam und im höchsten Grade praktisch, aber phantasielos; er wird körperlich thätig, doch seelisch träge; er wird materiell anspruchsvoll und fortschrittlich, doch geistig leicht zu befriedigen und konservativ.

Englische Natur. Wenn ein englisches Landschaftsbild anziehend erscheint — wozu im allgemeinen nicht mehr gehört, als daß die Sonne in Gnaden gernht, einige Strahlenbündel darüber zu werfen — ist sein ästhetischer Wert von ganz eigner, schwer zugänglicher Art. Unter Englands nebeligem Himmel lernt man vielleicht besser als anderswo Farben in scheinbar Farblosem sehen, unbestimmte Abtönungen schätzen und prunkende, aber schlecht harmonierende Farbenzusammenstellungen verwerfen.

Selbst in dem rücksichtslos rußgeschwärzten und von Rauch

beherrschten London, dem folgerichtigen Erzeugnis eines grauen Himmelsstrichs und einer ähnlichen Lebensstimmung, kommen, besonders an Spätsommernachmittagen, ausgesucht schöne Farben- und Lichtwirkungen in den höhern Luftschichten zu stande. Die Wolken und die Dunstmassen über der Themse bilden zuweilen phantastisch geformte Riesengrotten, in deren Irrgänge einzelne Strahlenbündel mit feiner, reicher Farbenwirkung einbrechen.

An einem und dem andern Tag im tiefen Winter glänzt die Mittagssonne londonisch orangegelb von einem für englische Verhältnisse ungewöhnlich hohen, deshalb aber keineswegs klarblauen Himmel. Dieser hat dann nicht den verschossenen blauen Ton, der für einen schönen englischen Sommertag charakteristisch ist und der den Nordländer wie den Südländer zur Verzweiflung bringen kann. Das Himmelsgewölbe Londons ist dann, obwohl wolkenfrei, kalt stahlgrau. Die ganze Luft ist mit durchscheinendem, unendlich feinem Dunste erfüllt, der alle längeren Perspektiven bezaubernd wirkungsvoll mach, aber schon bei hundert Schritt Abstand allen Gegenständen einen kaltgrauen Ton verleiht.

Mit Grau ist es, mit kaltem oder warmem Grau, mit durchscheinendem oder selbstleuchtendem Grau, oder mit undurchsichtigem, lichtverschluckendem Grau mit einem Stiche ins Strohgelbe, Blaßblaue oder Hellgrüne — womit der Londoner Himmel malt, wenn er grade in lebensfrohster Laune ist. Gewiß eine „Grauwetterstimmung", doch für den Einzelfall verfeinert bis zur Schönheit. Man blickt hinaus über ein grauschimmerndes Lichtmeer, aus dem dunkle Turmspitzen und die schwarzen Dächer der Häuser mit schwach versilberten, zitternden Umrissen hervorragen — ein Meisterstück der Natur in Grisaille.

Ganz anders, und doch damit verwandt, ist die Stimmung oben im Themsethal an einem Sommertag, der grade einmal schönes Wetter bietet.

Wenn die Themse etwa bei Richmond, aufhört, ein schmaler Meeresarm mit drei bis vier Meter Wasserstandsunterschied zwischen Ebbe und Flut zu sein, verwandelt sie sich zu einem bescheidenen Flusse, dessen charakteristisch englische Anmut den

Beschauer entzücken muß. Er bietet zwar keine nennenswerte Abwechslung der Szenerie und man wird nie versucht zu behaupten, daß man sich von ihm hingerissen fühle, seine Naturschönheit ist aber dennoch vollkommen in ihrer Art.

Das erste, was den Fremden in dieser Flußlandschaft, dem eigentlichen summergarden der Londoner, überraschen wird, sind die kleinen Verhältnisse und die äußerst weiche Stimmung in Licht, Farben und Linien. Der Name London giebt ja mit Recht die Vorstellung von allem im größten Maße ein. Die Themse oberhalb der Riesenstadt ist jedoch so klein, daß der Dampferverkehr in ungewöhnlich trocknen Sommermonaten infolge Wassermangels sehr erschwert ist. Aus irgendwelchem unbegreiflichen Grunde ist dieser Verkehr sehr begrenzt — fast auf die Sommersonntage beschränkt — und ungemein schlecht geordnet. Die Folge davon ist, daß die Ruderboote und die kleinen privaten Dampfschaluppen das Flußleben oberhalb Londons beherrschen. Das verleiht ihm ein idyllisches, mit dem milden Charakter der Natur vortrefflich übereinstimmendes Gepräge.

Bei einer Bootfahrt auf der Themse glaubt man sich auf einem, durch einen ungeheuern Park sich windenden Flusse dahinzugleiten. Die vielen Villenstädte zu beiden Seiten bemerkt man kaum, denn deren staubige Straßen halten sich ein Stück landeinwärts, und die Uferstreifen selbst sind lauschigen Gärten mit Villen dicht am Wasser oder üppigen Parken mit Palästen eingeräumt, die sich weitab inmitten des dichten Grüns hundertjähriger Buchen und Linden verbergen. Der Erdboden ist von einer dicken, weichen Matte herrlich gedeihenden Grases verhüllt, das über das lockre Flußufer hinausquillt und zu dem grauen, undurchsichtigen Wasser hinabfließt. Büsche verschiedener Art wachsen prächtig auf diesen feuchten, treibhauswarmen, kaum je von einem scharfen Windhauche heimgesuchten Flußwiesen, und uralte Weiden und Erlen mit geschmeidigen, graziös herabhängenden Zweigen streiten sich mit jenen um das Vorrecht, die blattreichen Zweige in das stille, gemächlich vorüberfließende graugrüne Wasser zu tauchen.

Die Julisonne brennt nicht, denn sie hat dicke, milchweiße Schleier vor ihrem englisch bleichen und phlegmatischen Gesicht. Das Himmelsgewölbe ist nicht hoch und blendend, sondern spannt sich tief und flach, wie ein weißblaues Zeltleinen, über die offene, saftgrüne Landschaft, als wollte es sie ermuntern, recht wohlschmeckendes Gras für Kühe und Schafe zu erzeugen. Ein dunstkranker, weinerlicher Himmel ist es, der den Graswuchs begünstigt, und darunter eine von Sand und lockrer Erde überall gutbedeckte, leicht wellige Landschaft, die der scharfen, männlichen Züge der Berggegenden ermangelt und die Menschheit überall mit gutgenährtem, freundlichem und wohlgepflegtem Gesichte ansieht. England entbehrt der Seen, seine Flüsse sind wenig zahlreich und unbedeutend; darum ist seine, in ihren Formen weiblich-runde Natur so selten in höherm Sinne ausdrucksvoll. Sie erscheint bei allen ihren Reizen einförmig und phlegmatisch.

Die Kulturentwickelung und die Veränderlichkeit des Volkscharakters.

Das England unsrer Tage bietet zweifelsohne ein Beispiel der Veränderlichkeit des Nationalcharakters. Ein zehnjähriger Aufenthalt im Lande reicht aus, um auf persönliche Eindrücke hin die Vermutung, daß dem so ist, zu begründen. Sucht man das ganze, 19. Jahrhundert dadurch zu überblicken, daß man Studien in der Litteratur und den geschichtlichen Urkunden Englands zu Hilfe nimmt, so wird die Vermutung zur Ueberzeugung. Im Lichte der Geschichte erscheint es völlig klar, daß Kulturentwickelung und nationale Charakterveränderung Hand in Hand gehen.

Müssen denn große wirtschaftlich-politische Veränderungen in einem Staate der geistigen Bildung nicht neue Anregungen geben? Und wann sah man den Charakter einer Nation beim Ausgange einer Kulturperiode dieselbe Physiognomie zeigen, wie bei deren Anfang? Was ist Seelenausbildung anders als Selbstverwandlung? Eine Volksseele vermag sich Jahrhunderte und Jahr-

tausende lang mehr Aehnlichkeit mit sich als mit einer andern zu bewahren und verwandelt sich dabei doch stetig durch Selbstverbrauch, Selbstverstärkung und Selbstausbildung.

Ich sage nicht, daß die Engländer weniger englisch werden, als sie es gewesen sind, aber daß das Engländertum des 20. ein andres als das des 19. Jahrhunderts sein wird.

Thatsächlich hat das wirtschaftliche und politische Gebäude des englischen Gemeinwesens seit Anfang des 19. Jahrhunderts so durchgreifende und rasche Veränderungen erfahren, daß es einfach als geschichtliche Notwendigkeit, als eine untrennbare Verbindung von Ursache und Wirkung erscheint, wenn das England von 1800 bis 1850 zeigt, daß es einer ganz andern Kulturstufe angehört, als das von 1850 bis 1900. Und das Merkwürdige ist, daß diese Veränderung nicht nur immer fortschreitet, sondern sich mit jedem Jahrzehnt auch mehr und mehr vertieft. Englands Verwandlung bewegt sich von einer äußren, wirtschaftlich-politischen zu einer innern, rassenpsychischen Veränderung. Es wird etwas mehr sein als Ungleichheiten in der Gesellschaftsordnung und in der Beschaffenheit der geistigen Ausbildung, was die Engländer des 20. Jahrhunderts von denen des 19. unterscheiden wird. Der Charakter des Volkes wird eine neue Variante seiner selbst.

Der alte und der neue John Bull.

Wie unzweideutig Englands Verwandlung, und seine schnelle wirtschaftlich-politische, kulturelle und rein seelische Entwickelung nach unbekannten Zielen hin auch dem erscheinen mag, der die Wirklichkeit mit ihrer unendlich mannigfaltigen Selbstoffenbarung rings um sich hat, so hat es doch seine Schwierigkeiten, diese Thatsache außerhalb der Grenzen Englands zur Erkenntnis zu bringen.

Der herkömmliche, in den dreißiger Jahren und noch früher erfundene John Bull-Typus ist nämlich die verkörperte Beständig-

keit, eine Figur, von der man am wenigsten von allen argwöhnen dürfte, daß sie mit „dem Gesetze der Verwandlung" etwas zu thun haben könnte. Er ist grob, einfach, solid aufgebaut — ein dicker, untersetzter Bürgersmann, der in Kutscherfrack und Stulpenstiefeln einhergeht und das ganze Dasein als ein Geschäft betrachtet, das den einzigen Zweck hat, sich in Form klingender Münze zu lohnen. Es ist ein unbehobelter Emporkömmlingstypus — der Typus des Bauern oder Arbeiters, welcher Fabrikant, Besitzer eines Kaufladens oder Großhändler geworden ist und auch bezeichnend für die Zeit von 1760 bis 1830 war, wo das ganze betriebsame England mit unglaublicher Schnelligkeit „emporkam", nämlich von halb mittelalterlichem, halb agrarischem Kleinbetrieb und Kleinhandel zum modernen, in den Städten zusammengedrängten Großindustrialismus und Welthandel.

Was von jenem ursprünglichen John Bull im Leben noch übrig geblieben, ist nicht viel mehr als die Witzbilder im Punch, deren selbstmörderische Einförmigkeit man dem Mangel an Erfindungsgabe und Wirklichkeitssinn bei den englischen Karrikaturenzeichnern zu verdanken hat. Der typische, in der wirtschaftlich-politischen Arbeit ausschlaggebende englische Bürger ist seit einem halben Jahrhundert nicht mehr dick und aufgedunsen, fettglänzend und verschmitzt blinzelnd, mit versöhnender humoristischer Stumpfnase und grobsinnlichen Lippen, sondern mager, wenn auch mit groben Gliedern, sowie trocken und eckig, etwas hohläugig und bleigrau, und hat einen Schein von galliger Schwermut auf den kalt berechnenden, unbeweglichen, etwas inhaltsarmen Zügen. Es ist nicht mehr der an Säften überreiche, Portwein zechende, grobkörnig muntre Emporkömmling, sondern der durch die Hetzjagd des Welthandels zu rastloser Rührigkeit geübte und aller freimütigen Schwelgerei und naiven Munterkeit entwöhnte Großkapitalist.

Im Vergleich mit dem ältern Typus erscheint diese moderne Verkörperung John Bull's auf dem Wege, etwas vertrocknet zu werden. Er ist zwar „seiner sicher" wie der Mann in den Stulpenstiefeln, sein Selbstgefühl ist aber nicht sehr verwandt mit dessen

auf überschäumender Unternehmungslust begründeter Selbstzufriedenheit, sondern eher mehr mit der geistlosen Zuversicht des Gewohnheitsmenschen, der noch hundertmal thun zu können glaubt, was er schon tausendmal ohne Mißlingen gethan hat. Er ist eine etwas zahmere Erscheinung als der ältere John Bull und verheimlicht oder verleugnet gern die Reste roher tierischer Kraft, die er mit jenem etwa noch gemeinsam hat. Er nähert sich der höhern Verfeinerung auf der „respektabeln" Allerweltstraße des Konventionalismus. Dieses „höhere Streben" macht ihn oft ganz unfähig, die guten Seiten, die er wirklich besitzt und die, denen er nun schon so lange nachstrebt oder die er zu besitzen vorgiebt, von einander zu unterscheiden.

Die offenherzige Natürlichkeit nahm vor hundert Jahren in England nicht selten höchst widerliche, rohe Formen an. Jetzt gehört der moralische Freimut zu den seltensten aller Tugenden in dem tugendhaften Albion. Man lebt in zu enger sozialer Abhängigkeit von Millionen Andrer und steckt bis über die Ohren in gar zu weitläufigen und ungewissen Geschäften wirtschaftlicher und politischer Art, als daß man sich den Luxus ungekünstelter Offenherzigkeit gegen sich selbst und andre gönnen könnte.

Ein Volk von Großhandelsbeflissenen muß Kaufmannsmoral in konsequentester Gestalt besitzen — denn was ist eine Moral anders als eine Ordnung, die eine gewisse Art sozialen Lebens ermöglichen soll? Ist dessen höchstes Ziel aber der Gelderwerb durch den Welthandel, so muß sich dem auch die Gesellschaftsformel anpassen.

Englische Rassenmischung. Die Seelenkräfte, die dazu beigetragen haben, England seine jetzige großartige Stellung in der Welt zu schaffen, sind noch vorhanden — doch zum Teil verfeinert, und deshalb abgeschwächt, zum Teil vermengt mit neu erworbenen Eigenschaften, und deshalb auch abgeschwächt.

Die eigentlichen Engländer, die Angelsachsen in England, sind ein kräftiges Volk, doch arm an geistiger und ästhetischer Beanlagung. Die Tugend der Angelsachsen ist ein tüchtiger, klarer Charakter. Die im gewöhnlichen Sinne talentvollen oder genialen Engländer, d. h. die phantasiereichen und denktüchtigen, sind meist von keltisch-skandinavischer Mischrasse gewesen — Schotten, Walliser, Irländer und deren, im eigentlichen England geborne Nachkommen. In unsern Tagen fällt das mehr in die Augen als jemals — so sehr, daß es zur stehenden Redensart geworden ist, daß „alle großen Engländer Schotten oder Irländer sind". Unter den großen englischen Dichtern, Malern, Philosophen, Gelehrten, Staatsmännern und Soldaten, die gelebt haben oder in diesem Jahrhundert leben, sind vielleicht mehr als neun Zehntel Kelten oder keltischer Abkunft. Die Namen, die ich im Vorhergehenden in Verbindung mit der modernen Renaissance Englands zu nennen Gelegenheit hatte, bieten hierfür den Beleg.

Es hat den Anschein, als ob der Angelsachse sich durch Blutmischung mit den Kelten deren Talente nicht anzueignen, wohl aber ihnen etwas von seiner Kraft, von seinem „Auseinemgußsein" zu schenken vermöchte. Die reinen Angelsachsen bilden die Mehrheit. Ihre Rasseneigentümlichkeiten haben sich nicht auf eine höhere Stufe gehoben, sondern sind offenbar schwächer geworden. Die reinen Kelten nehmen an Zahl ab und es entsteht eine neue Art von Kelten — eine der Zahl nach kleine geistige Aristokratie mit keltisch reicher und angelsächsisch starker Seele. Sagt man „Engländer", „englische Demokratie" oder erwähnt man eine „englische Gesellschaftsklasse" oder überhaupt „das Volk", den „Volkscharakter" in England, so versteht man darunter Angelsachsen oder angelsächsisch. Hat man Gelegenheit, von einer großen Persönlichkeit zu reden, so ist diese fast ausnahmslos von der andern Rasse.

Die Angelsachsen sind eine Rasse, mächtig dazu veranlagt, lebenskräftige Völker, sowie geeignet, gesunde Demokratien hervorzubringen. Das ist ihre Genialität. Um große Persönlich-

keiten zu erzeugen, müssen sie ihr schweres, träge fließendes Blut mit leichterem, feurigerem vermischen.

Angelsächsische Kraft und Tugend.

Angelsächsische Seelen sind voll einheitlicher Kraft. Diese ist eher gut für die gröbern als für die feinern Lebensberufe, für den Großgewerbsbetrieb, den Großhandel und den Demokratismus, als für die schöne Kunst und die tiefsinnige Philosophie. Auf den Gebieten, wo sie produktiv ist, hat sie die wunderbare Fähigkeit, sich in einem beständigen Thätigkeitsstrome auszulösen, der nüchtern und einförmig dahinfließt, doch niemals versiegt.

Der Engländer besitzt das sichere Selbstbewußtsein, daß er nie etwas andres will, als was er kann, daß die für den Erfolg unentbehrliche Selbstbeschränkung ihm angeboren ist, sowie daß er *stets* stark will, was er *einmal* stark wollte. Die Ueberlegenheit seiner Seele beruht darin, gleichzeitig explosiv und widerstandskräftig, sowie einfach und klar zu sein; ihre Unterlegenheit darin, daß die Einfachheit seiner Seele allzusehr auf eine Hinneigung zu grober, materieller Arbeit, rein körperlicher Rührigkeit, Kraftübung und Waghalsigkeit hinauskommt. Seine Veranlagung ist eine athletische, keine intellektuelle.

So lange nationaler Erfolg auf der Grundlage dieses Temperaments — für welches mächtige koloniale und Handelsunternehmungen, nebst seelenloser, großgewerblicher Gewohnheitsarbeit die großen Lebensgenüsse bilden — noch zu erzielen ist, so lange ist es ein Vorteil, „eine praktische Ueberlegenheit" mehr. In unsrer Zeit ist das in höherm Grade als je vorher der Fall.

In Berührung mit fremden Völkern sind die Arbeitslust des Engländers, seine Zuverlässlichkeit, seine Veranlagung, Geschäfte auf dauernd gesundem Fuße einzuleiten und zu führen, und seine ruhige Furchtlosigkeit, den Kampf mit allerlei praktischen Schwierigkeiten aufzunehmen, besonders wertvolle Eigenschaften — auch für die Fremden. Diese sehen ihre Geschäfte — zuweilen besser, als sie es selbst vermöchten — in Gang gebracht,

geordnet und betrieben. Der Engländer achtet darauf, seinen wirtschaftlichen und politischen Gewinn von der Arbeit zu haben, er ist aber nüchtern, wenn auch keineswegs rücksichtsvoll in der Berechnung seines rechtmäßigen Gewinnes. Hierbei kann er sich, infolge mangelnder Einsicht, eines Mißgriffs schuldig machen und er wird mit bulldoggartigem Starrsinn an diesem festhalten, ebenso wie an jeder andern Taktik, zu der er sich entschlossen hat; er verfällt aber nie der Phantasterei, haltlosen Uebertreibungen und unruhigem Schwanken in seinen Ansprüchen auf Vorteile.

Man weiß, womit zu rechnen ist, wenn man unter englische Gewalt kommt; diese kann verderblich und roh sein, ist aber nie aus bloßer Laune schädlich. Eine englische Verwaltung, im Großen und im Kleinen, ist nicht selten planlos, unintelligent und disziplinlos, sie ist aber selten impulsiv unredlich. Als Eroberer sind die Engländer tyrannisch, eher deshalb, weil sie die Unterjochten zwingen wollen, nach angelsächsischer Weise sich einzurichten und zu leben, als dadurch, daß sie um des Quälens willen quälten. Da die Menschennatur vielfach auf dem Erdenrund so geartet ist, daß sie eine drückende, doch schablonenmäßig ausgeübte Tyrannei einer milderen, doch mehr launenhaften vorzieht, sitzen die Engländer als Eroberer gewöhnlich sicher — bis sie durch ihre Unfähigkeit, eine neue Sachlage im rechten Lichte zu sehen, gestürzt werden.

In seiner Anlage zu körperlicher und seelischer Grausamkeit gegen Mitmenschen, und nicht bloß gegen solche von niedererer Rasse, und in der für humbug, steht das englische Volk wohl hinter keinem andern von den germanischen oder keltischen Rassen zurück. Der Engländer ist aber viel zu stark dafür eingenommen, politische und wirtschaftliche Verhältnisse nach dauernd haltbaen Grundsätzen geordnet zu sehen, und ist auch viel zu phantasiearm, um seine Veranlagung für Grausamkeit und Schwindel so überwuchern zu lassen, daß sie gesellschaftauflösend wirkte. Im Gegenteil ist er Meister in der Kunst, diese, sowie verschidene andre seiner bösen Leidenschaften für nützliche, staatserweitende und staatserhaltende Arbeit zu verwerten.

In gewisser Beziehung ist England, ohne jede Ironie, ein tugendhafteres Land als die meisten andern — nicht dadurch, daß der Wille zum Bösen hier schwächer wäre, sondern weil dieser von einem starken aufbauenden Triebe, der ihn hindert, einen Uebergrad von Zerstörungslust zu erreichen, im Zaume gehalten wird. Die Stärke des Engländers ist, mit sicherem Fuße „auf ebener Erde" zu stehen. Er gestattet weder seinen guten noch seinen schlechten Eigenschaften, ihn aus dem Gleichgewicht zu drängen, das für erfolgreiche, praktische Thätigkeit erforderlich ist. Diese ist seine große Leidenschaft.

Die Genialität des englischen Volkes ist sein starkes Gefühl für die Wirklichkeit und den ununterbrochenen Zusammenhang der Dinge. Hierin haben wir die schöpferische Macht und die Widerstandskraft der englischen Volksseele zu suchen. Des Engländers „Sinn für Thatsachen", seine starke Vorliebe, Erfahrungen zu sammeln und mit Erfahrungen zu hantieren, statt logische Verallgemeinerungen von Erfahrungen zu sammeln und mit deren Kombinationen zu rechnen, hat zur Folge, daß er selten neue Gedanken hervorbringt, daß diese aber, wenn es geschieht, um so origineller und umstürzender sind. Und dann treten sie gewöhnlich nicht als bloße Ideen, als Hirngespinste hervor, sondern als langsam wachsende, verkörperlichte Gedanken — als neue soziale Einrichtungen. Der Engländer ist konservativ, doch nicht in dem Sinne, daß er Stillstand wünschte oder mit einer einer Art göttlicher Weisheit zwischen dem Bessern in den bestehenden und dem Schlechtern in den kommenden Verhältnissen zu entscheiden wüßte. Sein Konservatismus besteht darin, daß er immer entschieden „das, was ist" gegenüber „dem, was werden kann" bevorzugt. Er hat unbedingt kein Vertrauen zu den bloß intellektuell aufgebauten oder bekannten Möglichkeiten — wie verlockend diese auch im Vergleich mit dem thatsächlich Bestehenden sein mögen. Seine Langmut mit schlechten, bestehenden Zuständen, sein Konservatismus, sich, so lange noch *eine* Möglichkeit vorliegt, daran zu halten, sind deshalb unerschöpflich. Ist eine neue Wirklichkeit neben der alten aber herangewachsen, so riß er

letztere mit Rücksichtslosigkeit, ja oft mit gleich großer Unbedachtsamkeit nieder, wie irgend ein sogenanntes revolutionäres Volk.

Eine angelsächsische Schwäche.

Die englische Ueberzeugung, daß es zum guten Ende führen müsse, wenn man sich nur in close contact with facts halte, artet zu einer abergläubischen Furcht vor der Mitarbeiterschaft des Geistes an menschlichen Angelegenheiten aus. Es ist der Stolz des Engländers, daß sein mächtiges Vaterland und dessen viele bewundernswerte Einrichtungen „aus sich selbst hervorgegangen, nicht geschaffen worden sind" und daß sie deshalb eine organische Gleichartigkeit und Lebenskraft haben, die ihm in verschiedenen andern zu fehlen scheinen. Hierin liegt die Wahrheit, daß die Engländer einen Staat nach anderem Plane nicht haben erschaffen können und daß sie ihre Arbeit gut verrichtet haben. Es hat aber den Anschein, als ob die vorausschauende, überblickende und ordnende Intelligenz ein immer wichtigerer Faktor in der Gesellschaftsentwickelung werden solle und daß das englische Verfahren dabei Gefahr laufe, ein bißchen veraltet — out of date — zu werden.

Ein Engländer (ein Schotte) äußerte einmal vor fünfzig Jahren, daß es unter seinen Landsleuten nur eine einzige Art Feigheit, nämlich seelische und geistige Feigheit gebe — womit er die Angst vor neuen Gedanken überhaupt meinte. Diese Angst, ein angelsächsischer Volkszug, der nur mittelbar und oft nur äußerlich die anglo-keltische Geistesaristokratie berührt, ist nichts anders, als die Erkenntnis einer Schwäche. Die angelsächsische Intelligenz ist unklar, kurzsichtig und nur langsam produktiv. Es ist deshalb für den Engländer leicht, to keep an open mind fast das ganze Leben hindurch. Eine große, bewundernswerte Tugend, die nur dadurch an Wert einbüßt, daß sein mind und seine openess in seinem Leben überhaupt eine so geringe Rolle

spielen. Menschen mit lebhafterm Geiste gebrauchen diesen öfters und zuweilen mit recht großem praktischem Vorteile; doch dieser Vorteil hat seine Gefahr. Die Intelligenz ist eine Sortiermaschine, die uns von beständiger Berührung mit der Wirklichkeit dadurch, daß sie unser Bild von dieser einfach und feststehend macht, leicht ausschließen kann, während dieses Bild doch endlos verwickelt und wechselnd sein sollte. Die gar zu Intelligenten geraten in die Gefahr, mit alten Begriffen und allerhand Begriffsableitungen Kunststückchen zu machen, statt der Erfahrung beständig neue Begriffe zu entnehmen. Was man die „Originalität" der Engländer zu nennen pflegt, besteht eher in der Beanlagung für letztere Arbeit, in ihrer Einschränkung auf diese, als in einer ungewöhnlichen, daraus hervorgehenden geistigen Schöpferkraft. In der Regel sind es andre Gehirne, worin der angelsächsische Empirismus schließlich für die Menschheit fruchtbringend wird.

Der Angelsachse hat übertriebene Vorstellungen von den Gefahren des „reinen" Denkens — und glaubt, daß man diesen entgehen kann, indem man so wenig und so „unrein", d. h. so „praktisch" wie möglich denkt. Er ahnt nicht, daß auch das Denken seine Sauberkeitsgesetze, seinen Ehrenkodex, seine eigne Moral und seine Verpflichtungen auf Leben und Tod hat. Bei den Angelsachsen begegnet man mehr unreinem, unehrlichem Denken, als bei andern Völkern, denn der Angelsachse setzt eine Ehre darein, nicht logisch, sondern moralisch, nicht frei, sondern „recht" zu denken. Aus allen Erfahrungen nur die Schlußsätze ziehen, die religiöses Dogma, konventionelle Sittlichkeit und praktischer Vorteil als richtig und moralisch aufgestellt haben, heißt doch entweder gar nicht oder auf unehrliche Weise denken. Daß der im voraus bestimmte Schlußsatz zufällig ein wahrer ist, macht die Methode nicht besser — und in der Regel gehört dieser Schlußsatz zu den Wahrheiten, die schon seit hundert oder tausend Jahren aufgehört haben, unbestritten zu sein oder die vielleicht schon seit langer Zeit widerlegt sind.

Das englische Gemeinwesen zeigt viele eigentümliche Folgen

der angelsächsischen Abneigung gegen rein geistige Thätigkeiten. Die politische Macht des Oberhauses, die gesetzlichen Vorrechte des Bodenadels, hundertfache alte oder sinnlose, noch nicht aufgehobene Parlamentsbeschlüsse, das Fernhalten jedes Versuchs, Straf- und Zivilgesetz wenigstens in ihren Hauptzügen zu systematisieren, der Widerstand gegen eine vernünftige Abänderung des Gewichts-, Maß- und Münzwesens nach internationalem Muster und zahlreiche ähnliche äußerliche Züge fallen sogleich in die Augen. Blickt man auf die Einzelheiten des Gesellschaftslebens, so entdeckt man noch mehr und oft weit schädlichere, denn von den vorher als Beispiele aufgezählten Unterlassungssünden dürfte nur die große Macht des Adels und das altmodische Maß- und Gewichtssystem der Gesellschaft dadurch thatsächlich schaden, daß es einen Teil ihrer Kräfte verschwendet und so manche Fortschritte verzögert.

Es giebt nichts Schlimmeres als die allgemeine Verwirrung, die dadurch entsteht, daß ein Teil veraltete Einrichtungen nicht abgeschafft werden, sondern noch fortbestehen, sogar angewendet werden dürfen, obwohl sie mit der neuen Umgebung und den neuen Verhältnissen nicht in Einklang stehen, und es erzeugt eine Verwirrung und Knechtung der Seelen, wenn diese gezwungen werden sollen, ungereimte Gedanken zu hegen und nach anwidernden Idealen zu leben. Der Einzelne wird dabei so voll von innern Widersprüchen, daß er alle Freimütigkeit im Verkehr mit sich selbst und mit andern verliert. Der freie, seelische Austausch von Person zu Person wird zur moralischen Unmöglichkeit, zur „Aufdringlichkeit", zur „Unanständigkeit", wenn jeder vor sich selbst und vor andern so viel zu verbergen hat.

Der angelsächsische Rassencharakter enthielt von Anfang an ein gutes Teil der nordgermanischen Zurückhaltung. Durch eine besondere Unfähigkeit und Widerwilligkeit, die Intellektualität befreiend und eröffnend wirken zu lassen, hat der Angelsachse während seiner zivilisatorischen Entwickelung unter allen modernen Menschen den höchsten Grad falschen Selbstbewußtseins, snobbiger Selbstbeobachtung und Selbstbehütung erlangt. Nicht

einmal gegen die eignen Familienmitglieder kann er sich ohne reserve zeigen, die sich in einem System unangenehm berührender Handlungen, welche sein gutes Herz verdächtigen, äußert. Um in den eignen und in den andrer Augen seine „Respektabilität" nicht bloßzustellen, zeigt er sich mehr selbstgenügend, weniger gefühlvoll, als er wirklich ist, und wird hierdurch schließlich trockner und uninteressanter, als es nötig wäre. Seine Tugend als Mitbürger, seine Bereitwilligkeit und hinreichende Kraft, sich selbst in Uebereinstimmung mit fremden Ansprüchen auf sein Verhalten zu regeln, wird bei dem Einzelmenschen zu einem Laster, indem es ihn zum Egoisten und Snob verwandelt, zu einem Wesen, das seine ganze innere Kraft verbraucht, um seine Gefühle, Gedanken und Thaten in Uebereinstimmung mit einem äußerlichen, sozial gültigen Standard und seiner „Respektabilität" zu regeln, und das auf dem Altare dieses Götzen eigne Seelenanlagen und die besondern Anlagen andrer willig hinopfert.

Es wird zur Aufgabe seines Strebens, auf der gesellschaftlichen Respektabilitätsleiter emporzusteigen, nicht aber alle seine besten Fähigkeiten zur reichsten und fruchtbarsten Entwickelung zu bringen. Niedriger gesellschaftlicher Rang gehört bei ihm zum schlimmsten Unglück des Lebens, und er wird von seiner eignen Seelenrichtung und von den äußern Verhältnissen dazu getrieben, große Geldeinnahmen als unumgängliche Beilage zu jedem höheren gesellschaftlichen Rang anzusehen. Armut, d. h. verhältnismäßige Armut gilt in jeder Gesellschaftsklasse Englands für entehrend; selbst unter zwei gewöhnlichen Arbeitern mit verschiedenem Einkommen wird der „ärmere" vom „reicheren" verachtet — ganz wie in den mittlern und höhern Gesellschaftsklassen.

Klugheit, Kraft und Ausdauer in der Kunst des materiellen Erwerbes bilden die Genialität des Angelsachsen, aber durch zu enge Begrenzung seines menschlichen Wesens auch seine Schwäche. Er lebt freilich in einem Lande, dessen Klima materielle Armut unleidlicher für den Sinn und verderblicher für den Körper macht, als das in den meisten andern Ländern der Fall ist, und er hat ein unzweifelhaftes Recht, die allerniedrigsten Formen von Armut

als gefährlich für Menschenwürde und Ehre anzusehen. Selbst wenn die Engländer aufgehört haben, in ihrer Erwerbsgier unersättlich zu sein, werden sie in allen Gesellschaftsklassen die Einhaltung einer höhern materiellen Lebensführung beobachten müssen, als eine solche zur Erreichung des gleichen Kulturergebnisses bei irgendeiner andern europäischen Nation erforderlich ist.

Neuntes Kapitel.

Der Kulturwert der Weltmacht und des Demokratismus.

Kulturaustausch. Die Völker haben viel voneinander zu lernen — die lebenden von den ausgestorbenen, und die bestehenden eins vom andern. Diese Kunst des Lernens ist ebenso schwierig und bedenklich wie unabweisbar notwendig für den Kulturfortschritt, der darin besteht, das allgemeinmenschlich Wertvolle der ganzen Kultur sowie einer jeden neuern nationalen Kultur, die aufkommt und aufwächst, einzuverleiben.

Es gehört zur Lebensökonomie des Menschengeschlechts, daß die Völker einander ungleich sein sollen, denn nur dadurch können sie der Menschheit alle die Abarten in den Leitmotiven der Kultur schenken, die es geben muß, damit ein Wettbewerb zwischen Kulturtypen und eine Auswahl des besten davon stattfinden kann. Und — was schlimmer ist — je kraftvoller und reicher ein Volk, je wertvoller es als kultureller Lehrmeister für andre Völker ist, desto gefährlichere Gebrechen, desto tödlichere Laster trägt es in seinem Schoße. Die Natur ist keine Moralistin, sondern läßt es sich im Gegenteil stets angelegen sein, ein gewisses Gleichgewicht zwischen guten und bösen Eigenschaften bei jedem Wesen aufrecht zu erhalten Wo sie einem Volke große, lebenserhaltende Kräfte verliehen hat, da ist sie auch stets freigebig mit großen zerstörenden Kräften gewesen. So lange diese nicht übermächtig werden, scheinen sie die allgemeine Lebensfähigkeit der Nation

zu heben statt zu mindern und deren Erfolge in der Welt, ihre materielle Ausdehnung und Macht, mächtig zu fördern.

Für die schwächern Völker, die großen Vorteil davon haben könnten, bei den Tugenden des starken Genossen in die Lehre zu gehen, bleibt es jedoch eine mißliche Aufgabe, nicht zuviel von dessen Lastern zu lernen. Für *sie* wären diese vielleicht ein tödliches Gift — nicht ein gefährlicher aber beherrschter Anreiz, wie für jenen. Uebrigens ist es nicht einmal sicher, daß sich die „guten" Eigenschaften aller Nationen immer mit einander vertragen. Man hat sie auch schon sich gegenseitig auflösen sehen.

Britannien als Lehrmeisterin der Völker.

Obwohl alle andern Völker von dem jetzigen England gar vieles lernen könnten, ist dieses Lernen doch eine ungewöhnlich heikle Aufgabe. Das englische Volk, das schon seit Jahrhunderten weniger als die meisten andern Völker von Zeitgenossen gelernt hat, besitzt einen Nationalcharakter, dessen gute Seiten schwer nachzunahmen sind, während man sich dessen schlechtere Züge in unsrer Zeit weit leichter aneignen kann. Was das moderne England allgemein-menschlich wertvollstes hat, ist — besonders im jetzigen Augenblick — fast verhüllt durch eine Masse von Zuthaten, die mit der glänzenden materiellen Ausdehnung der Nation zusammenhängen. Alles das, was hiermit zu thun hat und zu gleichem Ziele führen zu können scheint, nachzuahmen — das liegt Englands näheren und ferneren Nachbarn am nächsten, es liegt im Zeitcharakter, der militärisch-kommerziell expansiv, doch kulturell gleichgültig ist. Die Engländer sind von allen Völkern Europas am erfolgreichsten gerade in der Richtung, in der diese zur Zeit erfolgreich aufzutreten eifrigst wünschen — d. h. als internationale Handeltreibende, als Kolonisten und Errichter von Weltmärkten, deren außerhalb gelegene Teile den Absatzmarkt für den Industriewarenüberschuß der europäischen Stammländer bilden sollen.

Um Englands Führung auf diesem Gebiete mit Erfolg nachzugehen, ist es erforderlich, nicht bloß etwas von dessen Kraft, sondern auch manches von dessen Einseitigkeit zu besitzen. Was die Einseitigkeit betrifft, so sollte man sich von dieser freilich nicht zu viel aneignen, denn wer weiß, ob es nicht in den Sternen geschrieben steht, daß diese einst noch zum Verderben Englands werden wird. Ein Volk, dem die wunderbare Kraft der Engländer als Organisatoren überseeischer Kolonien und überseeischer Handelsmärkte abgeht und das doch deren Einseitigkeit nachahmt, die jene zu blinden und tauben Wettlaufmaschinen des Mammons und, was noch schlimmer, zu tragikomischen Selbstverstümmlern auf dem Altare des Snobbereigötzens erniedrigt — dieses Volk wird nicht einmal dazu kommen, sich wegen seiner Anglomanie beglückwünschen zu dürfen, denn der materielle Mißerfolg wird der geistigen Verdorrung vorangehen.

Die Arbeit, die das englische Volk in diesem Jahrhundert verrichtet hat, ist die riesenhafteste, doch auch die einseitigste in der Weltgeschichte. England hat sein ganzes wirtschaftliches Gesellschaftsgebäude gründlich umgestürzt, und zwar in der Richtung, die man mit einem kurzen, doch ziemlich nichtssagenden Ausdruck als großindustriell und großkommerziell zu bezeichnen pflegt. Diese Umwandlung ist so tiefgreifend gewesen, daß sie eine Umbildung *aller* sozialen Einrichtungen zur Folge hatte. Und aus der neuen Gesellschaft hat schließlich ein neues Volk, eine neue Spielart des Nationalcharakters hervorzugehen angefangen.

Diese Umschmelzung, die England zuerst von allen Völkern erfuhr, scheint für unsre Zeit typisch zu sein. Sie hat später bei allen Völkern Europas begonnen; es ist nur die Frage, ob sie überall denselben Verlauf nehmen wird. Schon der Umstand, daß neue Anfänger aus den unvermeidlichen Mißgriffen des Pioniers Nutzen ziehen können, spricht gegen eine solche Annahme. Außerdem ist das neue wirtschaftliche und gesellschaftliche System, das England eingeführt hat, eine organische Erscheinung, deren Bestand, wie bei allem andern Organischen auf Erden, auf fortgesetztem Wechseln und Sichverwandeln beruht. Für die Völker,

die erst unlängst angefangen haben oder erst anfangen, im nationalen Wirtschaftswesen und in ihren politischen und andern sozialen Einrichtungen „modern" zu werden, handelt es sich deshalb eher darum, die Entwickelung von dem Punkte aus, bis wohin England sie gebracht hat, fortzusetzen, als sie von Anfang an wieder vorzunehmen. Das ist ein Vorteil, den die Völker des Festlands im Auge behalten sollten, daß sie sich den Pionierdienst zu nutze machen, den England so kraftvoll und erfolgreich im wohlverstandenen eignen Interesse verrichtet hat. Im übrigen ist die Hauptsache die, daß jedes Volk seiner Eigenart so weit wie möglich treu bliebt, die neuen wirtschaftlichen Entwickelungsmöglichkeiten dazu ausnutzt, die Rassenseele kräftiger und reicher, vielseitiger und feiner zu machen, und daß es sich hütet vor der Gefahr, der urteilslose Sklave des neuen „Fortschritts" zu werden. Daß eine solche Gefahr besteht, beweist am besten England selbst. Auch der moderne Fortschritt — unser Großgewerbebetrieb und Welthandel, unsre Leidenschaft für Kolonien und Weltmachtstellung, unser Militarismus und unsre demokratische Politik, unsre Forderung von der für alle gleichen Freiheit, nach klingendem Nutzen um die Wette zu laufen — ist nur ein Mittel, kann aber zu einem Laster werden, wenn es zum Ziele des ganzen menschlichen Daseins erhoben wird.

Industrieller Fortschritt nach englischem und nach deutschem System.

Englands gefährlichster industrieller Nebenbuhler in unsern Tagen, Deutschland, liefert den Beweis, daß manche englische Methoden nicht einmal mehr auf dem rein wirtschaftlichen Gebiete die allein seligmachenden sind. In Verbindung mit der unumgänglichen Verbreitung des Großindustrialismus über alle Länder der Erde und Englands damit zusammenhängender und unausweichlicher Rückgang aus seiner glänzenden Stellung wirtschaftlicher Oberherrschaft, hat es sich gezeigt, daß deutsche Industrieerzeugnisse, deutsche Methoden und

deutsche Ingenieure, Handelsreisende und Geschäftsleiter eine besondre Begabung besitzen, ihre englischen Nebenbuhler zu verdrängen — und zwar nicht bloß auf den „neutralen" Märkten in Europa und Asien, sondern auch in den englischen Kolonien, ja sogar in England selbst.

Da die Güte der deutschen Waren in den weitaus meisten Fällen vom Gesichtspunkte der Haltbarkeit und Zweckmäßigkeit eine vorzügliche und ihr Preis bedeutend niedriger als der für entsprechende englische Erzeugnisse ist, liegen die Ursachen ihres Erfolges, sogar bei englischen Konsumenten, offen zu Tage. Die zwei Grundsätze der Warenerzeugung sind doch: daß die Waren so vollkommen wie möglich sowohl dem Bedarf als der Kaufkraft der Verbraucher angepaßt sein sollen.

Dieser Grundsatz macht sich verblüffend einfach, wenn wir nur die fertigen Waren als Beobachtungsgegenstand ins Auge fassen. Der Konsument will nichts andres kaufen, als was sich zur Befriedigung seines Bedarfs eignet, er kann es nur kaufen, wenn der Preis innerhalb des Umfangs seiner Kaufkraft liegt — und er wird, innerhalb der Grenzen seines Bedarfs, mehr von der Ware kaufen, je billiger diese ist.

Wenden wir indes unsre Aufmerksamkeit von den Waren deren Erzeugern zu, und fragen wir uns, welche Eigenschaften diese haben müssen, um den größtmöglichen Erfolg zu erzielen, so wird die Sache interessanter und verwickelter.

Wenn man von englischen Fabrikanten und Geschäftsleuten hört, daß deutsche Direktoren, Handlungsgehilfen und Ingenieure in gewissen Arbeitszweigen die Fähigkeit, in England die englischen Mitbewerber zu verdrängen, in gleichem Grade aufweisen, wie die deutschen Waren, so kann man nicht länger den Argwohn zurückweisen, daß es national-psychologische Ursachen für die zunehmende nationalökonomische Nebenbuhlerschaft der Deutschen und der Engländer geben müsse.

Engländer und Deutsche arbeiten nach zwei ungleichen, in ihrem verschiedenen Rassencharakter begründeten Methoden. In England heißt die Methode: Empirie und privater Unternehmungs-

geist ohne allgemein leitenden Gedanken. In Deutschland heißt sie: wissenschaftliche Methode und disziplinarische Einordnung in das Ganze. Umfassende theoretische Vorbereitungen anzustellen, auf rein geistigem Wege den letzten Zusammenhang der Dinge zu ergründen, ist den Engländern tief widerlich. Diese Abneigung gegen Gehirnthätigkeit im höhern Sinne wird zweifellos einmal von schwerwiegender Bedeutung werden — desto mehr, jemehr die Zeit sich von den ursprünglichsten, auf reine Erfahrungen begründeten Entwickelungsstufen des Industrialismus entfernt. Im Großgewerbebetriebe können wir es bemerken, daß die englischen Erfinder nur in der ersten empirischen Periode tonangebend waren, daß sie aber in gleichem Maße ins Hintertreffen kamen und auch darin bleiben, wie vielseitige wissenschaftliche Bildung zur Vorbedingung weiterer Entwickelung wurde. Wenn der Fortschritt in erster Linie auf den Gehirnen und deren intensiver und immer intensiverer Anstrengung beruht, sind die Engländer keineswegs die ersten unter den Fortschrittsnationen.

In Deutschland sind methodisches Denken und beharrliches Handeln nach festgestelltem Plane und unter zusammenhaltender Disziplin, die eben durch diese Methode und durch den aufgestellten Plan vorgeschrieben wird, unzweifelhaft zwei tiefeingewurzelte Züge des Nationalcharakters. Da nun die industrielle Entwickelung des zwanzigsten Jahrhunderts von seinem auserkorenen Volke grade diese Charakterzüge beanspruchen wird, und da die Engländer trotz ihrer wirtschaftlichen Beanlagung grade in diesen Stücken schwach sind, so fangen sie schon jetzt von manchen Gesichtspunkten, vorzüglich von dem der Zukunft aus gesehen an, hinter den Deutschen zurückzustehen.

In den Kontoren der größten englischen (und schottischen) Ausfuhrgeschäfte beläuft sich die Kopfzahl des Personals auf mehrere Hunderte — und grade bei diesen Geschäften ist die Anzahl der Deutschen die verhältnismäßig höchste. Sollten sie dort nur bloße Lohnsklaven sein, die die niedrigste, am meisten mechanische Arbeit verrichten? Keineswegs, die Verhältnisse liegen grade umgekehrt. Es sind die höchsten und verantwortungsreichsten

Stellen, gleich nach den englischen Geschäftsinhabern selbst, sowie die die meiste Intelligenz und Kenntnis erfordernden niederen Posten (wie z. B. die der Korrespondenten und Aufseher), die sich in den Händen von Deutschen befinden.

Es giebt sicher sehr gewichtige Gründe dafür, daß die hochfahrenden und alles, nur nicht fremdenfreundlichen, Engländer den Ausländern auf diese Weise den Eintritt und sogar den Vortritt in ihren großen gewerblichen Anlagen gestatten. Und an einem solchen schwerwiegenden Grunde fehlt es auch nicht. Die deutschen Direktoren (managers) und Gewerbs- und Handelsgehilfen haben Eigenschaften, die sie ihrer guten Gehälter wert machen, und für die die Engländer bei ihren eigenen Stammesgenossen nur sehr schwer Ersatz finden können. Sie machen sich dadurch wertvoll, daß sie gute Naturanlagen haben, die bei Engländern nicht so stark entwickelt, aber für die neuen und weiterhin gültigen Geschäftsmethoden erforderlich sind, nämlich die Kraft, methodisch zu denken, und die Geschicklichkeit, dieses Denken im höchsten Maße und mit Rücksicht auf die längsten Zeiträume auszunützen. Für die größten Industrie- und Ausfuhrgeschäfte, für welche die methodische Beobachtung der Marktlage, das Festhalten zahlloser Kunden durch planmäßige Zuvorkommenheit bezüglich ihres Bedarfs, sowie die straffe Organisation der riesenhaften Ausfuhr und des ausländischen Agentenheeres von Tag zu Tag unabweislichere Lebensbedingungen werden — für sie sind die deutschen Organisatoren und Geschäftsgehilfen oft unersetzlich, d. h. sie können nicht durch Engländer ersetzt werden.

Ich kenne Fälle, wo englische Riesenfirmen, darunter die größten ihrer Art in der Welt, nicht nur deutsche Handelsreisende für die wichtigsten Aufträge, wie für die Bereisung Rußlands, der Türkei und Levante, Aegyptens, Armeniens und Persiens verwenden, sondern die auch noch einen Deutschen besolden, der unaufhörlich in der Welt umherfährt, um die festen Agenturen zu beaufsichtigen und nötigenfalls umzugestalten. Ein Engländer hat für so verwickelte Aufgaben selten Sprachensinn und wirtschaftlich-strategischen Kopf genug.

Sollte man nicht, in der berechtigten Abneigung gegen die Einseitigkeiten des preußischen Militarismus, in der Verurteilung des strammen „Staatsbewußtseins" des Deutschen etwas zu weit gegangen sein? Ich glaube, sein eigenartiges Temperament, das ihn so unglaublich schnell nach den höchsten Zinnen der politischen und wirtschaftlichen Macht hinaufgeführt hat, ist lange mißverstanden und etwas ungerechter Weise verhöhnt worden — bis man schließlich zur Erkenntnis des Resultats gezwungen war.

Manche vorurteilsfrei denkende Beobachter, besonders in England und Frankreich, sprechen schon die wenig beliebte Wahrheit aus, daß der verpreußischte Deutsche zwar wie Angehörige jeder andren Nationalität seine unangenehmen Eigenschaften habe, daß er aber auch kräftige Charakterzüge besitze, die ganz bewundernswert seien und wohl beachtet zu werden verdienten von denen, die so wie er, eine industrielle Größe unter modernen Bedingungen erreichen wollen.

Die wirtschaftliche Kraft zu handeln ist bei dem Engländer wahrhaftig großartig, aber nicht hinlänglich unter die Botmäßigkeit der Intellektualität gebracht. Es ist eine mehr tierische als geistige Thatkraft, die sich von Einzelfall zu Einzelfall weitertastet, von der Hand in den Mund lebt und sich für den Tag zweckentsprechend einzurichten sucht, ohne darüber zu grübeln, ob dadurch Zweckmäßigkeit für die lange Zukunft, die unfehlbar mit heute anfängt, zu erzielen ist.

Die Thatkraft des Engländers ist „praktisch", sie giebt Tag für Tag Resultate; sie vernachlässigt aber die im höhern Sinne menschliche Pflicht, darauf zu sehen, daß die Gesamtsumme dieser täglichen Handlungsergebnisse zur bestmöglichen unter dem längstmöglichen Zeitraum wird.

Das englische Talent, den Zufall kräftig und keck auszunützen, wiegt das deutsche Talent, auf dem Wege allseitigen Voraussehens und praktischen Planentwerfens den Zufall zu besiegen, nicht auf.

Englands militärische und industrielle Großmachtstellung hat

sich mit Hilfe des ersten, die Deutschlands dagegen mit Hilfe des zweiten entwickelt.

Die deutsche, die moderne Methode, bezeichnet sicherlich eine höhere Kulturstufe, unter anderem eine Vermehrung des menschlichen Selbstbestimmungsvermögens — die Fähigkeit, die Zukunft vorauszusehen und ihr mit Bewußtsein die Gestalt zu geben.

Politik und Kultur.

Verlegen wir nun den Blick vom Wirtschaftswesen auf die Politik, so werden die meisten glauben, daß wir damit ein Gebiet betreten, auf dem die Ueberlegenheit der Engländer und die Mustergültigkeit ihrer Einrichtungen unbestritten wären. Daß diese Einrichtungen ihnen in gewisser Hinsicht passen und manche allgemein gute Grundsätze in sich bergen, ist gewiß — ebenso, daß sie, um andern Völkern zu passen, abgeändert werden müßten. Bei näherm Zusehen findet man jedoch, daß das politische Leben und die demokratische Organisation des Staates ebensoviele zweifelhafte Punkte zeigen, wie der höchst glänzende, aber seelengefährdende wirtschaftliche Fortschritt.

Wie wirkt das demokratisch-politische Leben und Streiten auf den einzelnen, auf seinen Charakter, seinen Menschenwert? . . . Politik und Seelenausbildung, Demokratismus und Seelenfreiheit — wie stimmen sie zusammen?

Die politischen Parteien sind nur ausnahmsweise die Vertreter der einen oder der andern Vorstellung von der rechten Art und der kräftigsten Förderung der nationalen Kultur; aber auch wenn das der Fall ist, wenn sie ihre Aufmerksamkeit nicht ausschließlich solchen Wirtschaftsleben und solcher Politik widmen, die nur die sachlichen Voraussetzungen für geistige Ausbildung schaffen, findet man doch häufig, daß die von ihnen zum Range von Kulturidealen erhöhten Vorstellungen diese Auszeichnung kaum verdienen. Man entdeckt darunter selten die neuen Kulturideale, die mit uns geboren sind, und doch sind es diese allein,

die uns im sozialen Leben zu konsequenten Idealisten machen können.

Sogar unter den ideellst angelegten Parteikämpfern des politischen und sozialwirtschaftlichen Freisinns, in England ebenso gut wie anderswo, scheut man sich, Idealist, moderner Kulturidealist zu sein, und aus abergläubischer Angst, den schönen und ehrenden Spitznamen „Utopist" zu verdienen, wagt man sich im konstruktiv kulturellen Denken selten weiter als zu der dürren Hoffnung, daß eine Art Kultur schon in der Nation Verbreitung finden werde, wenn nur die wirtschaftliche Rührigkeit richtig großartig und die Verteilung der Arbeitsfrüchte unter deren Produzenten völlig gerecht ausfällt. Bildet man sich auf dieser Seite — z. B. bei den radikalen Liberalen — vielleicht ein, daß die Kultur Privatsache sein solle oder daß sie den blinden, sogenannten „Entwickelungsgesetzen" der Geschichte zu überlassen sei?

Wir leben infolgedessen in einem bedenklichen Ueberfluß von Politik, die keine Kulturpolitik ist. Der politische Lärm, der in England oder jedem andern Kulturlande dem Beobachter täglich und stündlich ans Ohr schlägt, ist von solcher Art, daß sich der am feinsten und tiefsten fühlenden und am selbständig denkenden Mitbürger die Ueberzeugung bemächtigt, daß sie mit Politik nichts zu schaffen haben.

Nein, mit dieser Politik nicht! Gleichwohl wäre es hohe Zeit, daß die geistig zeugungsfähigsten Naturen sich mit Politik befaßten, d. h. eine Politik schüfen, die ihre eigene wäre und deshalb andern Zwecken dienen und andre Mittel verwenden könnte, als die der Geschäftsleute, Grundherren, der Staatsdiener und der Lohnarbeiter. Mit seinen Ansprüchen und Anregungen in das öffentliche Leben hinaustreten, das ist Politik, und der Gesellschaftsentwickelung einen Anstoß geben, der von einem klaren Kulturbewußtsein ausgeht und auf bestimmte Kulturergebnisse hinzielt, das ist hohe Politik — auch wenn der Parlamentarismus grade nicht unter den Werkzeugen wäre, deren man sich bediente.

Auf jedem Gesellschaftsmitgliede, dem die Kraft innewohnt,

etwas von Wert für das geistige Leben der Mitbürger hervorzubringen, ruht eine besondere Pflicht — nämlich, seinen eigensten geistigen Wert sozial geltend zu machen. Das ist vor allem eine Selbstverwirklichungspflicht. Der Boden für die Ernte an Kulturfrüchten zu sein, die die Gegenwart der Zukunft schuldet — das setzt voraus, daß die höchsten Pflichten gegen einen selbst und die gegen die Gesellschaft zusammenfallen. Es sind nicht nur Ackerbauer, Großhändler, Fabrikanten und Arbeiter, die Werte, nationale Werte erzeugen und deshalb besondre mitbürgerliche „Interessen" haben, die zu schützen für sie selbst eine Lebensfrage ist und worauf die Nation bei der Ordnung der öffentlichen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen hätte; auch die Produzenten ideeller Werte müssen darauf achten, daß ihre Behandlung seitens der Gesellschaft sich mit ihren sozialen Interessen und deren voller Bedeutung für das öffentliche Leben übereinstimmend gestaltet.

Grade weil diese Art von Produzenten als Politiker einen sozial allseitigen, nicht parteipolitisch verstümmelten Individualismus verfechten und hinter *jedem* sozialen Werben und Streben eine niedrige oder hohe ideelle Arbeit sehen, ist es ihnen meist unmöglich, einer politischen Partei anzugehören, Parteipolitiker in der bisher angenommenen Bedeutung zu sein. Die Parteien sind Vertreter sozialer Sonderinteressen und beschäftigen sich vor allem damit, einander zu bekämpfen, nicht eine harmonisch allgemein menschliche, materielle oder geistige Kultur zu fördern. Das Uebergewicht einer einzelnen Partei hat deshalb die Bedeutung einer Kulturgefahr, und die Fortsetzung des kurzsichtigen, klassenegoistischen Parteikampfes, ohne strenge Unterordnung unter weitumfassende Kulturideale, bringt auch eine Kulturgefahr mit sich. Die Zeit ist da für eine „Kulturpolitik", die sich nicht mit einigen nationalökonomischen und sozialpolitischen Sonderinteressen identifiziert, sondern die höhere allgemein menschliche Entwickelung gegenüber allem politischen Materialismus und aller kulturellen Gleichgültigkeit und Rückständigkeit vertritt.

Von einer so gearteten politischen Strömung findet man in England nur die allerschwächsten Spuren. In der ersten Hälfte

und in der Mitte des Jahrhunderts, zur Zeit Byrons, Shelley's, Wordsworth's, Carlyle's und Matthew Arnold's waren dazu bessere Ansätze vorhanden. Schon Emerson fand, daß die Engländer „mit Schwierigkeit idealistisch seien". Fünfzig Jahre nach der englischen Reise des feinen und tiefsinnigen amerikanischen Beobachters ist diese „Schwierigkeit" größer als je. Die „öffentliche Meinung" wird in England mit jedem Jahre lauter und . . . minder zuverlässig. Sie lärmt mehr als je, erzeugt durch das überentwickelte Zeitungswesen ganze Orkane sentimentalen Windes und flattert mehr als je zwischen entgegengesetzten Extremen hin und her. Schwatzhaftigkeit geht nicht leicht mit Tiefsinnigkeit und Grundsatztreue Hand in Hand, sondern thut diesen Eintrag, jemehr sie zunimmt. Die englische Demokratie weiß sich jetzt besser als früher durch die freie Rede auszudrücken, sie hat aber immer seltner tief empfundene Gedanken und große Ideen auszusprechen. Die öffentliche Meinung läßt den im Stiche, der Unglück hat, und betet den an, der Erfolg hat — im modernen England wie in den meisten andern Ländern. Es fragt sich nur, ob genug „Idealismus" für das Zusammenhalten der kolonialen Weltmacht vorhanden ist. Es gehört schon zur Tagesordnung, bedächtige englische Patrioten der Besorgnis Ausdruck verleihen zu hören, daß ihr stolzes Empire eines Tages rund um sie zusammenbrechen könne — nicht aus Mangel an Thatkraft und Entschlossenheit seiner Bürger, sondern wegen deren überhandnehmender Leidenschaft für private lucre und ihrer im Verhältnis hiermit wachsenden politischen Kurzsichtigkeit.

Das englische Staatsbewusstsein.

Das englische Staatsbewußtsein ist seit dem Aufkommen des Großindustrialismus und seiner flachen Laissez-faire-Theorien ein wenig unorganischer Art gewesen. Der Staat ist für den Engländer der Gegenwart nichts als ein Mittel — eine Maschinerie, womit viele der wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten besorgt werden

und der die Gesellschaft deshalb ihre organisierte physische Macht, die politische Macht im eigentlichen Sinne, zur Verfügung stellt. Der vollkommene Staat ist nach ihm bloß ein vollkommenes Werkzeug, nicht ein Organismus, der den Zweck seines Daseins in sich selbst hat. Man leidet in England nicht an Staatsvergötterung der alten Welt oder des 17. Jahrhunderts. Der großen Volkspartei, der Sozialdemokratie, die am häufigsten dieser Uebertreibung geziehen worden ist, ist es gänzlich mißglückt, in England Eingang zu finden — und diese will doch im Grunde die Funktionen des Staates als soziales Werkzeug nur mehr und mehr erweitern, so daß sie alle niedre „materielle" Produktionsarbeit der Gesellschaft umfassen sollen. Die Sozialdemokraten erwarten nämlich eine große Kraftersparnis und vermehrtes wirtschaftliches Gesichertsein und Wohlergehen davon, daß die materiellen Voraussetzungen der geistigen Bildung (Nahrung, Kleider, Wohnungen u. s. w.) durch staatlich organisierte, demokratisch überwachte, vereinte Arbeit hergestellt werden. Trotz gewisser staatssozialistischer Tendenzen in der Gesetzgebung Englands, sind moderne Engländer, besonders die Denker und Idealisten unter ihnen, mehr geneigt, den Staat allzusehr geringzuschätzen und ihm zu mißtrauen, als ihm mit großer Verehrung zu begegnen. Der Staatsnihilismus ist die typische extreme Richtung des politischen Denkens in England.

Es scheint, als ob die klarstblickenden englischen Staatsangehörigen im letzten halben Jahrhundert die merkwürdige Entdeckung gemacht hätten, daß es im Wesen und in den Handlungen des Staates etwas im tieferm Sinne Ideelles eigentlich nicht gebe. Aus einer solchen Denkweise erklärt es sich ungezwungen, daß aufgeklärte und kulturell interessierte Engländer jetzt die zunehmende Neigung zeigen, unbedacht die Leitung des Staates bürgerlichen und militärischen Beamten, und soweit die Volksvertretung selbst wirklich die Interessen ergreift, den Gesellschaftsklassen zu überantworten, die, wenn sie sich politische Macht anmaßen und ausüben, von wenig anderem als der Triebfeder wirtschaftlichen Interesses beeinflußt werden. Es ist bereits dahin

gekommen, daß viele der scharfsinnigsten politischen Denker Englands von der Logik der Verhältnisse unwiderstehlich dazu getrieben worden sind, die Lebensberechtigung des gesamten politischen Parteilebens in Frage zu stellen. Ist nicht, so fragt man, das Verhältnis zwischen Individuum und Partei ganz allgemein und mit innerer Notwendigkeit ein derartiges, daß das erstere Schaden nehmen muß an seiner Seele — desto mehr, je uneigennütziger es sein Leben seiner Partei widmet? Oder ist der intellektuelle Stillstand, der niedrige moralische Ton und die geistige Saft- und Kraftlosigkeit, die das moderne Parteileben so reichlich auszeichnen, einzig und allein dem Umstande zuzuschreiben, daß die allgemein menschlichen, die kulturellen Interessen aus irgendwelchem geheimnisvollem Anlaß in unsrer parteipolitischen Welt grade jetzt vergessen worden sind?

Partei und Individuum.

Die Erfahrung, daß es stets bemerkenswerte seelische Unterschiede zwischen Privatindividuen und Parteiindividuen — zwischen der auf eigne Faust denkenden, redenden, fühlenden und handelnden Einzelperson und *derselben* Person giebt, wenn diese als Mitglied einer Gruppe, einer Partei denkt, redet, fühlt und handelt — ist ja ungefähr so alt wie das politische Leben selbst. Nicht in England allein hat man beobachtet, daß Herr X. ganz andre geistige, sittliche und religiöse Kennzeichen als Familienvater und Gesellschafter, denn als Beamter oder Mitglied der konservativen (oder liberalen) Partei aufweist, daß seine ganze Persönlichkeit, wenn diese sozial thätig ist, sich einem ganz andern Sittengesetze unterwirft und einer andern Weltanschauung folgt, als wenn sie sich in der Zwangslosigkeit des Privatlebens und unbeeinflußt von sozialer Eingebung, sozialer Kritik und sozialer Verantwortlichkeit bethätigt. In der Brust des Gesellschaftsmenschen wohnen mindestens *zwei* Seelen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß politisches Parteileben teils

mehr, teils weniger bedeutet, als einzig und allein die Einigkeit zwischen Mitbürgern, die gewisse Wünsche nach Abänderung der ganzen Einrichtung des Staates oder der Beschaffenheit seiner Arbeit gemeinsam haben. Außer der Einigkeit zwischen Einzelpersonen mit selbständig gebildeten Ansichten und Wünschen haben wir es hier mit einer höchst verwickelten seelischen Einwirkung der Parteigrundsätze auf die Parteimitglieder und dieser auf einander zu thun.

Keinem psychologisch interessierten Beobachter der politischen Parteien und ihrer Einrichtungen kann es entgangen sein zu bemerken, daß diese stets eine weit weniger komplizierte und veränderungsfähige Menschennatur voraussetzen, als in Wirklichkeit jemals vorkommen. Alle Politik mit bestimmtem Ziele braucht die Menschen so einfach und gleichförmig, wie dieses Ziel selbst ist, und will folglich nicht anerkennen, daß „normale", „gute" Menschen auch anders geartet sein können. Und doch giebt es unter allen „Wahrheiten" in der Welt keine unumstößlichere als die, daß jede menschliche Seele einen unendlich verwickelten Bau hat und daß man nicht zwei Menschen findet, die einander nicht nach zahllosen Richtungen hin unähnlich wären. Jener, der die Individualität eines Menschen zuerst einen Mikrokosmos nannte, hat nicht nur die Sprache mit einem schönen, fein empfundenen Bilde bereichert, sondern auch eine Wahrheit von allgemeinster Bedeutung, die unserm Bewußtsein nie entschwinden sollte, in ein treffendes Wort eingekleidet.

Steht ein Mikrokosmus in Wechselbeziehung mit einem andern, streben zwei Menschen nach dem gleichen Ziele, denken, begeistern sie sich und handeln sie in Seh- und Hörweite von oder unter schriftlichem Austausch mit einander, so treten in der Regel auf beiden Seiten seelische Teilungs- und Neubildungsvorgänge auf, die zu einem neuen, beiden gemeinsamen Seelenzustand führen. Gleichzeitig entschleiern sich indes auch ihre unversöhnbaren Unterschiede in Gefühlen, Geschmack und Anschauungsweise. Die Gedanken beider Persönlichkeiten unterstützen teilweise und widerlegen teilweise einander; ihre Gefühle

erwärmen und kühlen sich wechselsweise gegenseitig ab; ihre Handlungen befördern einmal oder hemmen einander. Ein Teil persönlicher Eigenschaften gewinnt, ein andrer verliert durch die Berührung. Es ist zwar möglich, eine vereinigte Wirkung zu erzielen, die das Ergebnis der Anstrengungen beider größer macht als die Summe der Ergebnisse, die durch die unabhängige Wirksamkeit der Einzelnen zu erreichen wäre, auf der andern Seite aber besitzen die Einzelnen Fähigkeiten und Anlagen, die einander entweder bekämpfen, abschwächen oder unterdrücken, oder die durch gegenseitiges Uebereinkommen unwirksam gehalten werden müssen.

Um mit dem mindest möglichen Verlust an Kraft und Wohlbefinden die Vorteile des Zusammenwirkens zu erreichen, kommen sie dahin überein, in Berührung mit einander nicht vollständig sie selbst zu sein, sondern nur denjenigen intellektuellen und moralischen Eigenschaften, die zum Besten der gemeinsamen „Sache" wirken können, freien Lauf zu lassen und einander mit Meinungsäußerungen und Gefühlsausbrüchen zu verschonen, die nicht zur Sache gehören oder nur einen Streit hervorrufen und jedenfalls nicht der Sache nützen, sondern ihr vielleicht durch Erweckung gegenseitigen Unwillens gar schaden könnten. Man verabredet sich dahin, daß alles im gegenseitigen Umgange und in der vereinigten Arbeit der Sache und deren Interessen unterzuordnen sei. Es handelt sich hier ja nicht um dich oder um mich, sondern um unsre gemeinsame Sache. Wir sollen in unsern Verhandlungen nicht „persönlich", sondern „sachlich" sein.

Zur Beantwortung der Frage, ob durch eine solche Einschränkung und „Sachlichkeit" beide oder einer von beiden mehr geschädigt werde, muß man feststellen, was den größten ideellen Wert hat: das durch Zusammenwirken und gegenseitiges Nachgeben erzielte Endergebnis, „die Sache", oder das Maß persönlicher Handelsfreiheit, das dabei aufgeopfert wird. Zuweilen ist vielleicht die Sache mehr wert als die Einzelperson, zuweilen aber diese mehr als die Sache.

In England wie in andern Ländern ist es eine beliebte Theorie, die falschen Vorstellungen der Gegenpartei . . . nicht

von den achtbaren, wenn auch irregeführten Parteisoldaten, sondern von deren bösen Anführern abzuleiten. Man übersieht, daß auch der Parteiführer ein Parteimann ist, ja daß er in einer Demokratie notwendigerweise noch mehr Parteimann ist, als alle andern. Die Täuschung, daß seine Person die Partei beherrsche, rührt davon her, daß er seine Person vollständiger als jeder andre von der Parteiseele, dem Parteiprogramm beherrschen läßt. In einem demokratischen Gemeinwesen soll der Parteiführer das lebende Programm, und im übrigen sehr wenig lebend sein. Vom rein demokratischen Parteigesichtspunkte aus steht der am höchsten, der sich von der Parteisache am vollständigsten einnehmen, erfüllen läßt. Der demokratisch Parteihöchste werde der an eigner freier Persönlichkeit Aermste.

In jeder wahrhaft demokratisch organisierten Partei giebt es einen Despoten, doch ist es nicht der Parteiführer, nicht ein körperlicher Mensch, sondern ein wesenloses, zuweilen rein übersinnliches Dogma, das diese Rolle spielt. Das Dogma oder Programm zu prüfen, heißt „unbequem", „illoyal", „prinziplos", vielleicht sogar „charakterlos" sein. Für das Parteimitglied ist es charakterlos, mehr und vielseitigeren Charakter zu haben, als es die Parteiinteressen erfordern. Diese stellen den Lebenswillen der Partei dar, und die Partei ist eine Organisation, ein Organismus, dessen Lebenswille, wie der jedes andern, danach strebt, sich auf Kosten des Lebenswillens andrer zu befestigen. Das geschieht dadurch, daß die Partei erklärt, ihr Lebensinteresse sei „ein höheres" als das des Einzelnen. Es wird für eine moralische Pflicht erklärt, das letztere dem ersteren zu opfern, wenn sich ein Widerspruch zwischen ihnen zeigt. Das Gegenteil hiervon thun bedeutet einen Bruch des heiligen Grundsatzes der Opferwilligkeit für andre, denn verkörpern sich nicht in der Partei die Andern, für die der Einzelne leben soll?

Ja, eine demokratische Partei ist ein despotischer Sittenprediger und deshalb höchst gefährlich für die sittlichsten Charaktere — für die mit dem stärkst konventionellen Moralgewissen und mit der Furcht vor der Majestät der öffentlichen Meinung.

Die Partei ist aber auch ein klugredneriſcher Despot, der die Mittel beſitzt, zwei große Klaſſen von Menſchen unter ſein Szepter zu beugen, ſolche, die es lieben, zu überzeugen, und ſolche, die es lieben, ſich überzeugen zu laſſen. In ſittlicher und geiſtiger Hinſicht wird der Druck der Partei auf die Perſonen der Mitglieder in der Regel entwickelnd und hemmend zugleich wirken. Der Parteimann wird im Altruismus . . . gegen die Genoſſen, doch nicht gegen die Mitglieder der Gegenpartei geübt. Er übt ſich in der Kunſt, Beweiſen zu lauſchen, wenn er auch ſelbſt Beweiſe zu bieten vermag; aber ſeine intellektuellen Intereſſen werden ebenſo engbegrenzt, ſo parteiiſch wie ſeine ſittlichen Sympathien. Außerdem iſt zu merken, daß es in den meiſten Fällen nur der ſittliche und geiſtige Standard der „kollektiven Mittelmäßigkeit" iſt, auf den die Partei zu erheben vermag. Steht der Einzelne auch anfänglich darüber, ſo wird ihn die Partei mit der Zeit unfehlbar niederdrücken. Sein Altruismus vertrocknet zum Parteiegoismus, und ſeine geiſtige Leiſtungsfähigkeit entartet bis zum einſeitigen Blick für wenige Fragen und Dinge und zum unabläſſigen Wiederholen derſelben Beweisführung für ſeinen beſondern Standpunkt gegenüber dieſen einzelnen Fragen.

Die Partei, beſonders wenn ſie eine politiſche iſt und deshalb hauptſächlich ſachliche Vorteile im Auge hat, neigt dazu, das geiſtige Weſen des Einzelnen auszupowern, ſeine innere Welt klein und faſt inhaltleer zu machen — was doch das grade Gegenteil des kulturell Wünſchenswerten iſt. Die Parteipolitik erzeugt nützliche Menſchen, keine Kulturmenſchen. Der „politiſche Geiſt" (the political spirit, wie die Engländer ſagen) iſt ſeinem innerſten Weſen nach ein eng ſpezialiſierender, ſympathieeindämmender und deshalb in ſeinen letzten ſeeliſchen Wirkungen ein kulturfeindlicher Geiſt — wenigſtens ſoweit er parteipolitiſch iſt.

Was kann er aber anders ſein? Iſt nicht alle Politik mit Notwendigkeit Parteipolitik?

Rassenpolitik und Nationalpolitik. Es giebt Gelegenheiten, wo eine Nation für sich selbst gegen andre Nationen Partei nimmt, wo sie ihre Interessen gegen Beeinträchtigung oder, wie es zur Zeit für England immer zutrifft: ihr Recht, zu beeinträchtigen, zu unterdrücken und zu verdrängen, verteidigen will. Bei solchen Gelegenheiten wird der Parteihader gedämpft und die Parteipolitik für einige Zeit in den Hintergrund geschoben. Die leitenden politischen Gedanken des Augenblicks werden nationalpolitisch. Handelt es sich um das Recht der Weiterausdehnung für eine koloniale Weltmacht, in der neue Nationen, Ableger der Mutternation, im Entstehen begriffen sind, so hört man wohl auch von „Rassenpolitik" reden. In England bekommt diese Redensart eine umfassendere Bedeutung durch die mehr oder weniger ernst gemeinte Behauptung, daß das große nordamerikanische Volk gemeinsame „Rasseninteressen" mit dem britischen habe. Die „angelsächsische Rassenpolitik" sei berufen, alle englisch redenden Völker zu umschließen und sie zu den einzigen Kolonisten, Seefahrern und überseeischen Kaufleuten großen Stils in der Welt zu machen.

Der Kulturwert dieser Art von Politik beruht natürlich auf dem internationalen Wert der „Rasse", die sie betreibt, und hierbei muß man, so gut es angeht, zwischen materiellem und geistigem Wert unterscheiden.

Mit ihrer Leidenschaft für gewisse gröbere Arten wirtschaftlicher Thätigkeit eignen sich die Engländer vortrefflich dazu, andern Völkern auf diesem Gebiete hilfreiche Hand zu leisten. Liegt die Aufgabe dadurch verwickelter, daß sich für die Engländer gleichzeitig Gelegenheit zur Ausübung politischer Macht darbietet, so wird der Wert dieser Hilfe für die Eingebornen sofort sehr zweifelhaft — nicht deshalb, weil die Engländer schlimmere wirtschaftliche Blutegel wären, als andre Völker. Sie sind zuweilen weniger einsichtslos knauserig als die meisten andern Eroberer, aber ihr Rassenhochmut und ihre kulturelle Unduldsamkeit wirken auf die Eingebornen beunruhigend und niederdrückend, wenn diese schon zivilisiert sind, und führen oft zur herzlosen und schnellen

Ausrottung der Eingebornen, wenn diese auf einer niedrigen Kulturstufe stehen. Für die, die nicht, wie die Engländer selbst, die „angelsächsische Rasse" und deren Zivilisation für die höchste vorhandene und gegebenen Falls — bei etwaigen Streitigkeiten mit andern Rassen und Zivilisationstypen — für die einzige zum Leben berechtigte ansehen, ist deshalb die englische National- oder Rassenpolitik nur eine weitere unter den dunkeln, beunruhigenden Fragen unsrer Zeit.

Um ein Recht zu haben, sich über die materiellen Vorteile und geistigen Nachteile zu äußern, die das Dasein auf unsrer Erdkugel gewänne, wenn es von Grund aus verenglischt würde, muß man mindestens ein Jahr in jeder der großen Londoner Vorstädte für die „unteren", „mittleren" und „höheren" Arbeiterklassen und in einer solchen für die Mittelklasse gewohnt haben. Denn diese Gemeinwesen sind Kulturblüten, die die Engländer mit maschinenmäßiger Sicherheit wieder erzeugen und bis zur kleinsten Einzelheit nachahmen, wo auch in der Welt sie sich als Kolonisten, Kaufleute oder Staatsdiener niederlassen. Des englischen Durchschnittsmenschen Fonds an Ethik und Religion und sein Mangel an Aesthetik und Philosophie ist ja gut genug . . . für ihn. Und er ist gut genug, so lange es auch noch andre, höhere Menschentypen auf Erden giebt.

Es sind große „Volkskriege" zur Abwehr weit geringerer Gefahren ausgekämpft worden, als die Verwandlung von vier Erdteilen zu Nachbildungen englischer Industriegegenden und zu suburban districts wäre. Eine wirkliche Gefahr für eine derartige Wendung der Dinge besteht ja nicht — dafür bürgt u. a. die junge Lebenskraft des deutschen und des russischen Volkes — man braucht aber nur einige englische Zeitungen in die Hand zu nehmen, um einen Begriff davon zu bekommen, wie willig die Engländer sind, z. B. Frankreich und Deutschland von den „sie nur belästigenden Kolonien" zu „befreien", damit diese Länder ihre Kräfte für Kulturaufgaben in Europa „aufsparen" könnten. Diese Ausdrücke klingen ja wunderlich scheinheilig, sind aber ohne Zweifel ganz aufrichtig gemeint. Die englische Staatsüber-

schätzung kennt keine Grenzen — besonders wo sie Aussicht hat, durch echten wirtschaftlichen Gewinn gerechtfertigt, „sanktioniert" zu werden. Nothing succeeds like success. Für ein empire mit mehreren Hundert Millionen Einwohnern erscheint jede Art von success sanktionsberechtigt.

Grossstaaten und Kleinstaaten.

Mitbürger eines Reiches zu sein, das sich über fünf Erdteile hin ausbreitet und eine Großmacht in allem ist und das seine Handels- und Religionsvertreter, seine Kirchenversammlungen und five-o-clock-tea rooms in jeder größern Stadt des ganzen Erdenrunds hat, ist in unsern Tagen das anregendste Moment im Leben der englischen Volksmassen. Der Gedanke an die Hilfsquellen für wirtschaftliche Unternehmungen, für Abenteurerleben und für Sportbelustigungen, den diese stolze, britische Mitbürgerschaft in sich trägt, erheitert das Leben auf der großen, von grauem Himmel bedeckten Fabrik- und Kontorinsel und macht es interessanter. Die Weltmachtstellung Englands bedeutet für dessen gewerbliche und im Handel beschäftigte Gewohnheitsarbeiter aller Grade, daß ihr großes, meerumschlungenes europäisches Arbeitshaus nach allen vier Weltrichtungen mit großen, grünen Spielplätzen versehen sei. Nicht dadurch, daß sie zu höherer Kultur aufsteigen, können die englischen Volksmassen ihre Lebenskraft davor retten, daß sie vertrocknet und in den großgewerblichen Mühlen pulverisiert wird, sondern dadurch, daß sie, nach Bedarf oder Gelegenheit, Individuum für Individuum zur Abenteurer- und Neuansiedlerbarbarei zurückkehren. Leicht und mit wenig Kosten nach Kanada, Neuseeland, Australien und Südafrika auswandern zu können und dort englische Gemeinwesen mit sonnigen, jungfräulichen Wildnissen in der Umgebung zu finden, ein nützlicher und respektabler englischer Bürger bleiben zu können, und dabei wie ein berittener, bewaffneter Straßenräuber („Grenzpolizist") tief im dunkelsten Afrika zu leben, seinem Vaterlande dadurch

dienen zu können, daß man Hindus mit der Reitpeitsche in der Hand kommandiert — das sind große und schöne Vorrechte für Menschen mit dem athletischen Temperament der Engländer. Der innerste Instinkt der Rasse kann dadurch trotz des ungesunden, niederdrückenden großgewerblichen Arbeits- und Großstadtlebens in der Heimat bei Kräften erhalten werden.

Nicht bloß zur Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Gleichgewichts dadurch, daß sie Ausfuhrmärkte bieten, sind die Kolonien, die Vasallenreiche und die exotischen „Interessensphären" für das moderne England notwendig. Sie haben auch ihren großen seelengesundheitlichen Wert für ein Volk, das sein wirtschaftliches Arbeitsleben in der Heimat auf derart einseitige Weise zugeschnitten hat, daß dieses ohne reichliche Gelegenheit zum Rückfall in eine leiblich gesunde Barbarei oder in ein Abenteurerleben mit seinen vielfältigen Gefahren und rohen Gewaltthätigkeiten unerträglich und rassevernichtend werden müßte.

Für einen Großstaat dieses Schlages richtet sich die auswärtige Politik zuletzt notwendigerweise nach dem Lebensbedarf der Volksmassen. Die neuzeitliche Großstaatspolitik, die bisher ihre volle typische Entwickelung nur in England erreicht hat, wird demokratisch-materialistisch — wird zur Massenpolitik und Wirtschaftspolitik, keineswegs zur geistig aristokratischen Kulturpolitik. Von diesen Gesichtspunkten der Großstaatspolitik aus müssen die verschiedenen Interessen aller kleinern Staaten je nach der Größe ihrer Bevölkerungszahlen sowie ihrer kommerziellen und außereuropäischen Nationalinteressen untergeordnet erscheinen. Daß ein Staat, der 40 Millionen Seelen in Europa, weitere $10^1/_2$ Millionen Weiße in andern Erdteilen und noch mehrere hundert Millionen farbige Unterthanen zählt, ohne unabweisbaren Zwang etwas Wesentliches wagen sollte, um in der Stunde der Gefahr einem europäischen Lokalstaat von wenigen Millionen Einwohnern beizustehen, wäre in unsern Tagen nicht einmal denkbar, auch wenn das Risiko eines Krieges weniger unberechenbar und schrecklich wäre, als es thatsächlich der Fall ist. Es liegt vielmehr im Wesen der modernen Großstaatdemo-

kratien und besonders der Engländer, die Bedeutung der Kleinstaaten zu unterschätzen und sie als Hindernisse und störende Klippen zu betrachten, die gegebenen Falls durch friedliche Unterhandlung und Teilung mit den mächtigen, Raum und Bewegungsfreiheit beanspruchenden Nebenbuhlern aus dem Wege zu schaffen wären.

Daß die Interessen der Kleinstaaten teilweise oder ganz der Sicherung des Friedens zwischen den in Wettbewerb stehenden Großmächten hinzuopfern seien, ist längst kein neuer Grundsatz mehr in der europäischen Gleichgewichtspolitik. Es ist das ein Gedanke, der nicht von Diplomaten erfunden, sondern mit harter Notwendigkeit aus dem politischen Lebensbewußtsein bei den Volksmassen der Großstaaten hervorgewachsen ist. Diese lieben den Frieden und wollen ihn um jeden Preis aufrecht erhalten — bis ein wesentlicher Teil ihres eignen Lebensinteresses in Frage kommt. Und das ist in jedem einzelnen Falle ein *Ausdehnungsinteresse*, das mit dem Ausdehnungsinteresse eines Nebenbuhlers zusammenstößt. Eine moderne Weltmacht kann sich ebensowenig zwingen, den Anspruch auf neue Ausfuhrmärkte, Kolonien, Vasallenreiche und Interessensphären fallen zu lassen, wie sich ein Riesenkind dazu zwingen kann, sein Bedürfnis nach immer mehr Nahrung einzustellen. Ein Staat ist kein Organismus mit vollkommen in einem Punkte vereinigtem Willen und ganzer Selbstkontrolle, sondern hat vieles gemeinsam mit der nach blindem Naturtrieb weiter stürmenden Herde. In den Weltstaaten sieht man mit tiefem Fatalismus den Zusammenstößen mit den mächtigen Nachbarn entgegen — und die, innerhalb ihrer vom Ausdehnungsdrange gezogenen Grenzen völlig aufrichtig Friedensliebe kann sich in nichts anderm äußern, als in dem ruhigen und festen Entschlusse, alle unvermeidlichen Kollisionsfragen so lange wie möglich im Guten beizulegen. Diese bestehen aber zuletzt aus reinen Gebietsteilungsfragen.

Die Friedensliebe der englischen Demokratie läßt sich in folgender Weise verdolmetschen: Laßt uns die Welt ohne Weltkrieg teilen — doch teilen müssen wir. Laßt uns teilen mit so

wenig Mitbewerbern wie möglich — denn desto größer fällt unser Anteil aus und desto geringer wird, nach der endgültigen Teilung, die Gefahr neuer Verwickelungen. Wir lieben den Frieden bis zu dem Grade, daß wir ihn durch möglichste Vereinfachung der territorialen Streitfragen zwischen den ausdehnungsbedürftigen Rassen der Erde für immer gesichert sehen möchten. Wir sind im Grunde das friedliebendste Volk und beweisen das . . . durch die Bereitwilligkeit, die Interessen aller kleinern und schwächern Staaten jederzeit aufopfern zu lassen, wenn das geboten erscheint, um zu verhüten, daß unser eignes Ausdehnungsbedürfnis und das unsrer großen Nebenbuhler zu einem Weltkriege führt.

Für Kleinstaaten liegt in dieser Friedensliebe eine gewisse Garantie — nicht für den Weltfrieden oder für ihren eignen ungestörten Fortbestand, wohl aber dafür, daß ihren Lebensinteressen nicht gestattet wird, den Weltfrieden zu brechen. Soweit, doch nicht weiter, dürften wir zu Anfang des 20. Jahrhunderts vielleicht gelangt sein. Die in der Wirklichkeit geltenden internationalen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit können nichts anders sein, als der Ausdruck für die international bedeutungsvollen nationalen Lebensinteressen.

Nationales Recht und internationale Gerechtigkeit.

Was sind Gesetz und Recht? Menschliche, auf physische Macht gestützte Vorstellungen von Gerechtigkeit — die Rechtsauffassung toter oder lebender Menschen, denen die Gesellschaft das Vorrecht verliehen hat, ihre vereinigten, unwiderstehlichen Machtmittel anzuwenden, um die Beschlüsse durchzuführen, zu denen jene Auffassung führt. Hielte die Göttin der Gerechtigkeit nicht in der rechten Hand das Schwert, dann wäre die Wage in ihrer erhobenen linken Hand ein Wahrzeichen nur für die Theorie des Rechts. Das Gesetz — das ist die Wage in Verbindung mit dem Schwerte. Daß das Schwert des Gesetzes den Gesetzübertreter „bestraft" und ihm seine gesetz-

widrigen Ansichten und Neigungen mehr oder minder zu zähmen und auszutreiben sucht — das ist eine verhältnismäßig neue Zugabe, ein Stück Altersklugheit. Ursprünglich und im Grunde bedeutet die Anwendung physischen Zwanges in der Rechtsprechung nichts anders, als daß nur eine Rechtsauffassung gelten und leben will, und daß alle andern, samt ihren menschlichen Trägern weichen oder sterben müssen.

Ist diese Anschauung vom Wesen des Rechtes richtig, so folgt daraus, daß unbedingt unabhängige Staaten und internationales Recht einander widersprechende Begriffe sind. Im gleichen Maße, wie sich ein wirksames internationales Recht in Europa ausbildet, müssen dessen große und kleine Staaten etwas von ihrer vollen Unabhängigkeit verlieren. Denn was bedeutet, daß sie von einander unabhängig sind? Daß sie jeder für sich die physische Macht vertreten, um gegebenen Falles aus der bei Jedem herrschenden Auffassung von nationalem Rechte verwirklichtes Recht zu machen. Und was bedeutet verwirklichtes (zum Unterschiede von bloß theoretischem), internationales Recht? Daß Europa einen internationalen Gerichtshof habe, der seine Beschlüsse, wenn nötig, mittelst einer Kriegsmacht durchzuführen vermag, die der der streitenden Staaten so überlegen wäre, daß jeder Widerstand gegen die gewaltsame Rechtsdurchführung hoffnungslos erschiene. Dieser Gerichtshof könnte die Militärmacht eben so wenig entbehren, wie die modernen Rechtsstaaten ihre Gendarmen und ihre Polizei. Vielleicht brauchte dann der Militarismus jeden einzelnen Staat nicht so zu belasten, wie es jetzt der Fall ist. Er würde wahrscheinlich nach der Einwohnerzahl gleichmäßig verteilt. Und das ganze System enthielte eine für uns wunderliche, wahrscheinlich von keinem Menschen folgenstreng durchdachte Einschränkung in der Unabhängigkeit der Nationen. Wie würde aber diese notwendige Beeinträchtigung des Selbstbestimmungsrechts jeder großen und kleinen Nation auf das in unsrer Zeit so stark hervortretende Ausdehnungsbedürfnis einwirken? Würde dieses nicht teilweise unterdrückt werden und käme dabei nicht etwas von der Lebensfähigkeit mancher Nationen in

große Gefahr? Könnte z. B. England einer äußern (d. h. von einer außerhalb seiner Grenzen liegenden Kraft geleiteten) Regelung seiner internationalen Verhältnisse zustimmen, wenn diese Regelung es unmöglich machte, den großindustriellen „Fortschritt" wie bisher fortzusetzen, und wenn es infolge davon zu einer gefährlichen Störung im ganzen wirtschaftlichen Lebensprozeß des Reiches käme? Dieser mag an sich selbst und in seinen allerletzten Konsequenzen ungesund sein, könnte aber nicht seine plötzliche Veränderung sogar tödlich wirken?

So lange es an einem solchen wirksamen internationalen Gerichtshofe fehlt, hat die nationale Rechtsauffassung kein Mittel, sich zu internationaler Gerechtigkeit umzugestalten außer durch Kriege — wenn diese grade einen „gerechten" Ausgang nehmen! — oder durch friedliche Unterhandlungen und Abmachungen mit oder ohne Einmischung unbeteiligter Staaten. Das einzige, was einem Volke einigermaßen Gewähr dafür geben kann, daß seine Auffassung von dem, was ihm als Nation gegenüber andern Nationen mit Recht zukommt, wirklich geachtet und durchgeführt werde, ist die Unterhaltung einer möglichst überlegenen Kriegsmacht. Die Gefahr, Unrecht zu erleiden, wird mit der verhältnismäßigen militärischen Unterlegenheit zunehmen. Die sechs europäischen Staaten mit 30 bis zu 100 Millionen Einwohnern werden — dank der allgemeinen Wehrpflicht — wirksame, obgleich in sehr verschiedenem Grade wirksame Proben der nationalen Selbstsicherung, die als ultima ratio das Schwert führt, ablegen können. Die zwölf Kleinstaaten aber mit ihren 2 bis 7 Millionen Einwohnern stehen thatsächlich fast rechtlos da.

Dieses Mißverhältnis können internationale Schiedsgerichte wohl mildern, nicht aber aus der Welt schaffen, denn sie sprechen nicht selbst Recht, sondern tragen nur dazu bei, klarzulegen, welcher Art die früher anerkannten Rechtsverhältnisse und die neuen Rechtsansprüche wirklich sind. Daß das friedlich, unparteiisch und gründlich geschieht, ist ja ungeheuer wichtig — ausschlaggebende Bedeutung kann es aber nur in Fällen haben, wo die Streitfragen nicht mit den Lebensinteressen irgend eines

Großstaats oder überhaupt mit der tiefsten Auffassung irgend eines Staates von dem, was seine nationale Ehre fordert, zusammenfallen. Wenn ein Gerichtshof eine Entscheidung trifft, die jemandes Leben oder Ehre zu nahe tritt, so unterwirft er sich, wenn auch unüberzeugt — wenn er muß, d. h. wenn er mit unüberwindlichen physischen Machtmitteln zu rechnen hat. In dieser Lage befinden sich jedoch die Staaten Europas nicht. Sie werden sich, ob groß oder klein, der schiedsrichterlichen Entscheidung nur fügen, wenn sie erkennen, daß es sich vom wirtschaftlichen Standpunkte oder von dem der Ehre aus gesehen, nicht „bezahlt" macht, sich zu schlagen. Sie werden die Sache „unparteiisch" betrachten, so lange es nicht zur schwächlichen oder feigen Selbstverneinung wird, das zu thun. Nur wenn ein Gesetzbuch des Völkerrechts mit allen Bestimmungen für zukünftige Volks- und Rassenstreitigkeiten vom Himmel fiele und durch seine wundersame Weisheit und Heiligkeit sich allgemeine Anerkennung erzwänge, könnte das anders werden; wir leben aber nicht in einer Zeit, wo sich die Wunder ereignen, deren die Völker am dringendsten bedürfen.

Der Kulturwert der Kleinstaaten.

Die Bedeutung der Kleinstaaten für den internationalen Kulturfortschritt und die Erkenntnis dieser Bedeutung seitens der Großstaaten sind zwei Faktoren, die in dieser merkwürdigen Sachlage zweifellos eine gewisse Rolle spielen können.

Kann ein Volk mit überlegener Kraft das Schwert gegen jeden Widersacher führen, so besitzt es zwar eine wirksame Waffe für sein nationales Dasein und seine Entwickelung, in letzter Instanz beruht es jedoch stets auf dem geistigen Inhalt dieses Daseins und dieser Entwickelung, ob seine kriegerischen Leistungen wirklich weltgeschichtliche Bedeutung bekommen sollen. Jene Völker, welche geistige Werte erschaffen und verbreiten und deren allgemeine und dauernde Natur bestimmen, sind die wahren

Welteroberer und die einzigen völlig selbständigen Nationalitäten — ob sie nun mit Erfolg Krieg führen können oder nicht, und ob sie einflußreiche Staatswesen zu bilden vermögen oder nicht. Es hat sich thatsächlich gezeigt, daß politische und militärische Leidenschaften für die kulturelle Schaffenskraft eines Volkes und dadurch auch schließlich für seine nationale Lebenskraft und Selbständigkeit zur Todesgefahr werden können.

Andrerseits giebt es unzweifelhaft eine Menge allgemein wichtiger Kulturaufgaben, die leichter und vollkommener in kleineren als in größeren Gemeinwesen gelöst werden können. Viele, schon genau durchdachte Reformen müssen in den großen Ländern auf ihre Durchführung recht lange warten, teils weil hier Kräfte und Aufmerksamkeit beständig nach andern Richtungen, besonders nach außen, abgelenkt werden, und teils weil es oft die allergrößten praktischen Schwierigkeiten bietet, in der äußerst verwickelten und zu ungeheuerm Umfange angeschwollenen Gesellschaftsmaschinerie eines Großstaats etwas vernunftgemäß zu ändern. Kleinstaaten können aus den reifen, vielleicht teuer erkauften Erfahrungen der Großstaaten oft Gewinn ziehen. Doch auch das Umgekehrte kann zuweilen der Fall sein. Je häufiger das zutrifft und je frischere und stärkere kulturelle Anregungen überhaupt von den kleineren Staaten ausgehen, desto größern Wert werden sie in den Augen der humansten und weisesten Zeitgenossen besitzen — und desto mehr Aussicht auf rücksichtsvolle Behandlung bei etwaigen Streitfällen, Ausdehnungs- und Teilungskreisen werden sie haben, wenn Menschlichkeit und Weisheit dabei überhaupt zu Worte kommen.

Im Grunde könnte der unparteiischste internationale Gerichtshof nicht mehr thun, als die verschiedenen Interessen gegeneinander abzuwägen. In der einen Wagschale mag nun die Frage nach dem Sein oder Nichtsein einer kleinen Nation als selbständiger Staat, und in der andern nur die Angelegenheit einer Weltmacht mit dem Wunsche, sich den Zugang zum Weltmeere zu sichern, liegen. Vielleicht ist diese Weltmacht in kultureller wie in wirtschaftlicher und in militärischer Hinsicht gleich hervorragend,

während der dreißig- oder vierzigmal kleinere Staat in allen Beziehungen unbedeutend ist, so daß die Welt durch seine Einverleibung in den stark wachsenden, neuen Raum verlangenden Koloß schwerlich etwas verlieren würde. Könnte eine unparteiische schiedsrichterliche Entscheidung dann zu Gunsten des bloßen Anspruchs des kleinen Volkes, daß es in seiner bedeutungslosen „Selbständigkeit" weiter vegetiere, ausfallen? Diejenige nationale Rechtsforderung, die den höchsten internationalen Wert hätte, würde im besten Falle gebilligt werden. Etwas muß ein Volk im Verbande der Nationen wert sein, um nicht unter den friedlichsten und ideell gerechtesten Verhältnissen Gefahr zu laufen, in einer für sein Selbständigkeitsgefühl kränkenden Weise behandelt zu werden. Ueberall, wo Organismen wachsen, wo das Leben sein Machtbereich erweitert, ist ein Mindermaß an Lebenskraft gleichbedeutend mit einem geringeren Recht zum Bestehen.

In dem Grade, wie es für kleinere Nationen notwendig ist, als Staaten deswegen zu existieren, um möglichst hohen kulturellen Wert für die Menschheit zu haben, ist deren Anspruch, „in Frieden gelassen zu werden", auch von höherm Friedensgesichtspunkte aus berechtigt. Das Beste, was man von der Zukunft erhoffen kann, ist, daß die Staatsriesen, die jetzt die Erde unter sich teilen, die kleineren Staaten nach diesem Grundsatze behandeln möchten. Dazu gehört freilich, besonders was England betrifft, daß die Kulturinteressen der Volksmassen, „der Demokratie", stärker werden, als sie bisher gewesen sind.

Ук К — / 20363

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 659 812 2